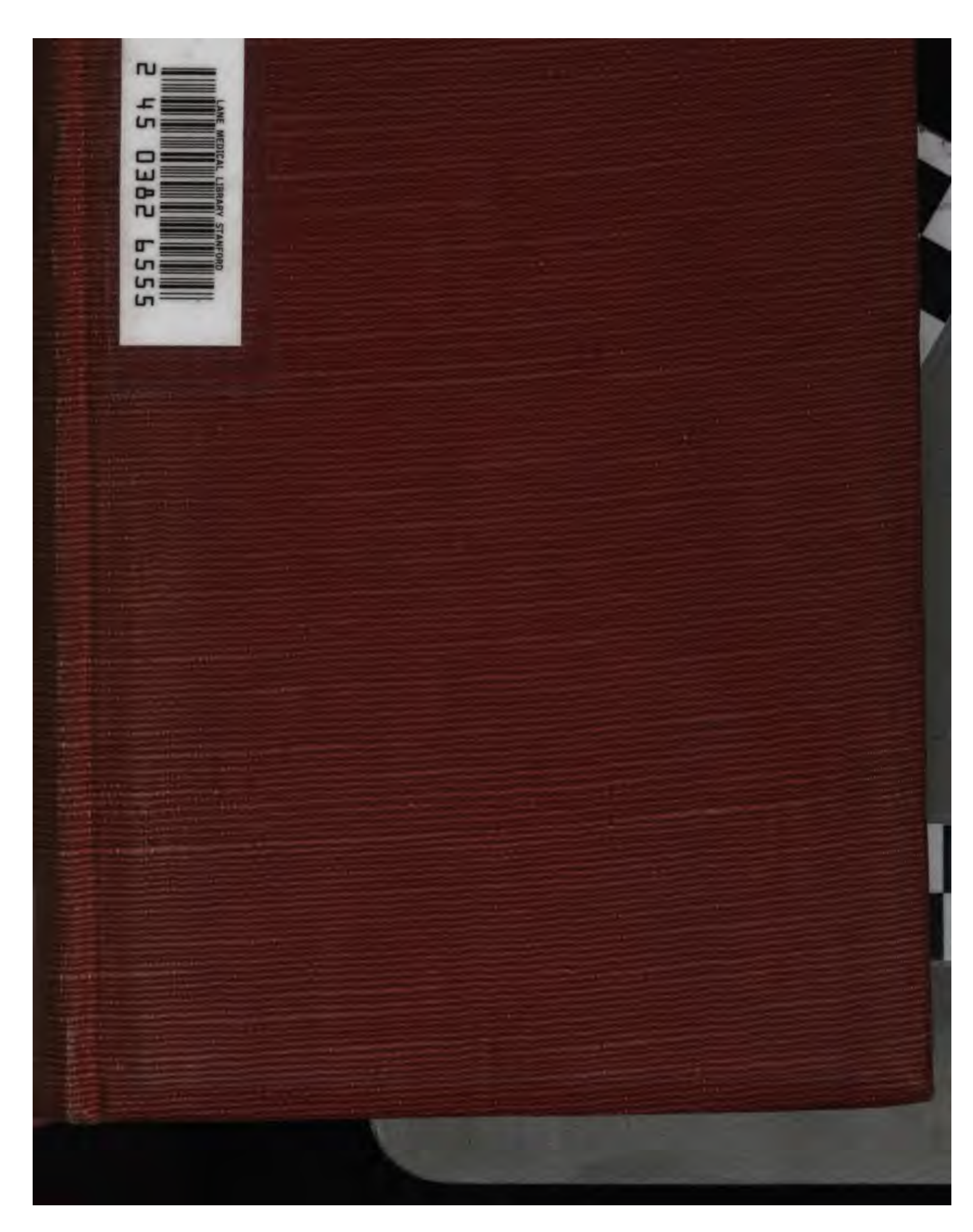
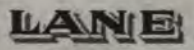
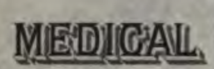

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0382 6555






SEAL OF THE LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
SEMPER VIRENS
1885





Arbeit.

Arbeit.

Roman

von

Ilse Frapan-Akunian.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1903.

Erstes Buch.

Es hatte soeben ein Uhr geschlagen. Über dem ganz lautlosen Hause „Zum grauen Ackerstein" brütete die lautlose, schwüle Sommernacht.

Plötzlich begann es in einem Zimmer des zweiten Stockwerks zu klingen, ein langgezogenes, schlaftrunkenes Kinderweinen, und zwischenhinein laute, schrille Schreie, einer nach dem anderen. Dann erhob sich eine dritte schluchzende Stimme, die einzelne Silben jammernd hinausstieß: „Uh! Uh! Mam! Uh!"

Das dunkle Eckzimmer, wo sie weinten, wurde jäh von einem hereinschießenden Lichtstreifen erhellt. Durch die helle Lichtbahn kam mit rücksichtslosem Tritt, so als ob es nicht Nacht wäre, eine große schwarze Frauengestalt, ihre Stirn berührte fast den niederen Querbalken über der Tür.

„Kinder! Kinder! Attention!" rief die Frau, hastig und erschrocken von einem Bettchen zum anderen eilend.

Eine Sekunde lang verstummte das Geschrei, dann brach es aus mit greller Heftigkeit, daß die ganze Luft davon zu zittern schien.

Drei kleine Gestalten saßen jammernd zwischen ihren Kissen. Nun erhob sich die eine und stand lang und weiß, mit verlangend gebogenen Armen, im Bette aufrecht.

Die Mutter eilte zu ihm, legte ihre Hand unter seine Achsel und versuchte die leichte, zitternde Gestalt niederzulegen.

„Was ist dir, Hermannli? Was ist denn, großer Bub?" beruhigte sie ihn.

Der Kleine widerstrebte, steif und unbeweglich, indes er an der Mutter vorbeistarrte, gerade hinaus mit offenen, tränenvollen Augen, den Mund vom Weinen zuckend, ohne Acht auf die streichelnden Hände.

„Ruhe! Attention!" rief sie laut und trat hart auf den Boden.

Dann lief sie hinaus und holte die Lampe.

Wieder war das Geschrei auf eine Weile verstummt. Und während die zusammengezogenen traurigen Augen der Mutter angstvoll suchend jeden Winkel des großen, einfachen, weißgetäfelten Schlafzimmers durchspähten, folgte ihr der blinzelnde, sonderbar vorwurfsvolle Blick der schläfrigen, aufgescheuchten Kleinen, und die Mündchen bebten, wie bereit, aufs neue hinauszuschreien.

Zum zweitenmal ging die Mutter von einem zum anderen, trocknete ihnen das Gesicht, klopfte und streichelte die zarten Backen und Schultern.

Aber ihre Stirn entrunzelte sich nicht bei ihrem Tun; die scharfe Gramfalte um den Mund verschwand nicht. Sie war nicht hier bei den Kindern, die sie zu beruhigen strebte.

Und die Kinder fühlten es. Auf einmal begann das Geschrei von neuem. Es hatte etwas Bewußtloses, Elementares, Ansteckendes. Etwas vom klagenden Wind, etwas von der Sturmglocke.

Die Frau richtete sich heftig empor, unwillkürlich öffnete sich ihr Mund. Da, tief in ihrer Kehle steckte auch ein Schrei, ein Schrei, den sie Tag und Nacht zurückpressen mußte, der sie würgte, erstickte . . .

Sie rang ratlos die Hände.

„Hermannli, was ist denn? Kinder, ich bitt euch! Verrückt! verrückt! Man wird verrückt! — Leg dich, Bub! Schlaf!“ schrie sie plötzlich auf und drückte den ältesten gewaltsam in sein Bettchen nieder.

„Papa!“ schluchzte der Bub und drängte ihre Hand weg.

„Nein!“ Sie klopfte auf den Boden. „Schlafen sollt ihr!“

Plötzlich, bei den starrenden Blicken ihrer Kinder,

verließ sie die letzte Fassung. Die Tränen stürzten ihr hervor, unstillbar, unaufhaltsam, die Füße trugen sie nicht länger.

Sie warf sich auf den Boden, neben die Wiege, in der das Kleinste still im Schlaf geblieben war, biß in die Kissen und zuckte in wilden Krämpfen.

Ihre heftigen Bewegungen schaukelten die Wiege, aber die Kissen dämpften die Schreie ihres Mundes.

Die Lampe erlosch.

Die Kinder beruhigten sich, schliefen ein. Und zwischen ihnen auf dem Boden, in voller Kleidung, sank auch die Mutter endlich in bleiernen Ermattungsschlaf, den Kopf auf der Bretterdiele, in den entzündeten Augen Bilder des Entsetzens, die Ohren widerhallend von dem fieberischen, unbewußten Weinen ihrer kleinen Kinder, zermalmt unter der Wucht eines furchtbaren Schicksals.

* * *

Am anderen Morgen, früh gegen sieben Uhr, kam der Vater der Frau.

Er stand und wühlte mit den sonnengebräunten Fingern in dem breiten grauen Bart, sein breitkrempiger schwarzer Filzhut war tief in die Stirn gezogen. Die Stimme drang, wie aus weiter

Ferne, fast erloschen und dennoch rauh aus der mächtigen Brust.

Das Mädchen, das die Stiege kehrte, erschrak vor ihm; sie war in der letzten Zeit in diesem Hause völlig schreckhaft geworden.

Auf seinen goldknäufigen Serbenstock gestützt, stand der alte Plattner vor dem kleinen Flurfenster mit dem roten Vorhang, durch den die Sonne breit auf die blanken gelben Stufen fiel, und blickte auf seine bestaubten Schuhe, während er seiner Tochter nachfragte.

„Noch nicht aufgestanden? Aber es ist bereits bald sieben Uhr. Geh, sag's ihr."

Die natürliche Sicherheit eines starken aufrichtigen Menschen, die sich in der ganzen Erscheinung Plattners aussprach, schien wie durch eine innere schwere Erregung verstört. Bei den wenigen Worten färbte sich sein braunes Gesicht, und die Hand, die den Stock hielt, bebte.

Das Mädchen hatte die Flurtür hinter sich offen gelassen, durch die er schwerfällig, stampfend eintrat; er atmete stoßweise in der beklemmten Luft des fensterlosen Flurs.

„Vater," sagte eine Stimme hinter ihm, halblaut, wie eine Frage, auf die man keine Antwort hoffen darf.

Plattner wendete sich um und streckte lang-

sam die Hand aus, um die seiner Tochter zu erfassen.

Wortlos gingen sie miteinander auf eine der gelben Türen zu, an der ein weißes Porzellanschild mit der Inschrift „Wartezimmer" schimmerte.

Plattner zeigte im Hineingehen auf das Porzellanschild. „Warum nimmst du das nicht weg?" sagte er streng. Es war das erste Wort, das er sprach.

„Ja, ja," erwiderte die Tochter bereitwillig und zerstreut. Ihre Blicke hingen an ihm. Als er sich auf einen der Rohrstühle setzte, wies sie auf das kleine Ledersofa. „Warum nicht hier? Es ist bequemer . . . Du kommst so früh, so früh zu mir, Papa!"

Er saß dicht an der Wand, den Stock zwischen den Knien, den Kopf gesenkt. In die tiefe Stille klang durchs offene Fenster Räderknarren, Flüche und der Gesang der Amseln.

Die Frau schob mit abgewandtem Gesicht ihr weißes Tuch in die Tasche des schwarzen Kleides. Sie stand noch immer.

„Nun, Josy," begann Plattner, „sitz daher!"

„Ja." Sie blieb stehen.

„Und — also — eben — Josy — — es ist also eben aus! Und fertig und aus."

„Ja."

„Schuft! Schuft! Niederträchtiger Schuft!" brach der Mann aus und stieß den Stock nieder.

„Vater!" schrie Josy. Es war kein Wort, es war ein Hilfeschrei.

Der alte Plattner zuckte den Kopf empor, schob sich den Hut in den Nacken und blickte seine Tochter an. Auf der schönen hellen Stirn, die der Hut verdeckt hatte, arbeitete es, die klaren Augen funkelten.

„Nun?" grollte er verwundert, „noch nicht Schuft genug? Was meinst?"

Das Räderknirschen, die Fuhrmannsflüche, der Amselgesang erklang deutlich wie zuvor in der Stille. Josefine ächzte leise.

„Ich mein, wenn einer emal fünf Jahr Zuchthaus überkommt, no braucht man sich nicht genieren, ihn Schuft zu heißen!" schrie Plattner.

„Bitte, Papa! Nicht, nicht!"

Eine neue heftige Bestürzung überlief das Gesicht des Vaters. Er sprang auf, um der Tochter in die gesenkten, abgewendeten Augen zu sehen.

„Das wäre noch besser!" grollte er. „Wärst ihm etwa noch gut nach all der Schande? Hör emal — —"

Er faßte nach ihrem Ärmel, da drehte sie ihm selbst das leidende, verzerrte Gesicht mit den geschwollenen Augen zu. Eine kaum beherrschte Heftigkeit machte ihre Züge scharf, fast drohend.

„Ach, Vater, kommst auch nur, um ihn noch

mehr herunterzusetzen? Gern haben? Man kann fast nicht anders! Wenn einer emal so tief drunten ist — — ach, was wollt ihr noch! Er ist ja schon in der Höll, und ich — mit — ihm —"

Sie schrie es heraus, dann erstarb ihre Stimme im Weinen. Das Gesicht mit den Händen verdeckt stand sie neben dem Vater, der sie lange betroffen, verständnislos anstarrte.

„Bin nit herkommen derwegen," begann er endlich mit schwerer Zunge, „derwegen nit, Josy. Herkommen bin ich, um dich heim zu holen mit deinen Kindern. Ich hab Retourbillet."

Er machte sich an seiner Brusttasche zu schaffen, indes er fort und fort ein gedankenloses „Ja, ja, ja!" murrte. Als er der Tochter die grüne Fahrkarte reichte, bebte seine Hand immer noch.

„Da siehst es. Heut oder morgen. Es läuft drei Tage." Seine Stimme nahm einen gutmütig beruhigenden Ton an. Er las das Datum umständlich vor, Jahreszahl und alles. Ein zutrauliches Lächeln erschien auf seinem starken, grobgeschnittenen Gesicht.

„Die Alte hat schon die ganze Nacht rumort. Gleich gestern abend, wie's Telegramm kommen ist vom Verteidiger," — er seufzte — „daß es aus ist, hat's angefangen, Betten rüsten. Ich bin gewesen wie en Ochs — vor den Kopf geschlagen —

wie's Telegramm kommen ist — aber es ging halt in Gottesnamen kein Zug mehr — wirst es begreifen, Josy."

Josefine preßte seine Hand.

„Bist gütig, Vater!" sagte sie in müdem, hoffnungslosem Ton, „einzig lieb und gütig." Sie bückte sich, schluchzte auf und legte ihren Kopf auf seine Schulter.

Steif und verlegen, ohne sich zu rühren, blickte Plattner gerade hin. Der dunkelblonde Scheitel, so nah seinem Gesicht, mahnte ihn an längst vergangene Zeiten und machte ihn weich vor Rührung.

„Nun, nun!" stotterte er. Und dann faßte er schnell nach einem Halt. „Und die ganz' Nacht hat's kracht und wetteret — — und ich hab mir dacht, wenn's nur ihn in den Gottserdsboden hineinschmetteret hätt, den verfluchten Schuft!"

Josefine richtete sich steil auf und zog mit plötzlichem Besinnen ihren Arm zurück. In den verweinten Augen begann es leidenschaftlich zu glühen.

„Ach, ihr! Ach, ihr alle!" rief sie schrill, „immer das gleiche! Immer der Schuft! Ich kann's nicht mehr hören! Ich will's nicht mehr hören! Es bringt mich um! Er ist ja verurteilt! Fünf Jahr, Vater! Zuchthaus! Denkst es? Kannst es ausdenken? Und die ganze Zeit, bis auf die letzte Minute, hab ich Hoffnung gehabt, bis — —"

Die Tränen überströmten ihr Gesicht, das im unerträglichen Weh zuckte. Händeballend begann sie das Zimmerchen zu durchlaufen, auf und ab.

„Wehe, wehe, wer ihnen in die Hände fällt! Es ist ihnen recht so! Es macht ihnen Freude! Ein Sündenbock muß sein, daß die Heuchler alle ihre Tugend an Tag legen können, wenn sie den einen in Fetzen reißen! Nein, Vater, so versteh ich's denn doch nit! Müßt mich nicht wild machen, ich versteh's nicht! Bist gütig, Vater, aber siehst — mit dir gehn — 's tut sich eben nicht! Wir kämen emal nicht überein! Du hast deine Meinung, aber ich — ich bin die Frau! Da sind die Kinder! Seine vier Kinder! Kannst die Natur umkehren? Wenn ich auch noch anfang, schreie: hoho, der Schuft! — — Was dann? Nein, lieber grad in den See, daß ein End wär! Aber es geht ja nicht! Nit Vater, nit Mutter für die vier Waisen? Bedenke doch, Vater, 's wär schrecklich! Schändlich wär's gradaus! Ich vermag's nicht und tät's doch so gern!“

Der Atem versagte ihr. Sie drückte die Hand auf den schmerzenden Hals, während sie hart vor dem Vater stehen blieb, der mit gerunzelter Stirn und offenem Munde, blaß und regungslos, diesen Ausbruch angehört.

Es klopfte an die Tür des kahlen Wartezimmerchens, wo sie sich immer noch befanden.

„Frau, 's Koffi ischt vorusse!" rief das Mädchen, ohne zu öffnen.

Wie wenn es eine unaufschiebbare Pflicht zu erfüllen gelte, gingen Vater und Tochter auf die Altane, aßen und tranken.

Während dieser Zeit sprachen sie nichts. Plattner brockte sein Brot in die große Kaffeetasse und brummte etwas vor sich hin vom Zahnreißen, das er recht unleidlich spüre.

Josy erwachte wie aus schreckhaften Träumen. „Welcher ist's, Vater? Zeige emal."

Der Alte öffnete weit den Mund unter dem überhängenden grauen Bart und klopfte mit dem Teelöffel an seine gelben starken Zähne.

„'s Gebiß wär g'sund. ‚Echte Bündnerzähne', sagt der Doktor Anstand — kennst ihn ja — ist g'schickt. Aber die ewig' Aufregung zeither, 's sind halt die Nerven." Sein Blick richtete sich voll Besorgnis auf die Tochter. Er versuchte sich vorzustellen, wie Josy sonst ausgesehen. „Ja so! Wie geht's denn dir mit der Gesundheit?"

„O danke, merci, Papa! 's passiert. Ich spüre nichts."

Er sah die scharfen Züge von den Mundwinkeln abwärts, die hohlwangige Magerkeit Josefines.

Unterm Tische ballte er die Hand. „Spürst nichts, bis die Reaktion kommt. Aber die bleibt nicht aus."

Sie schwiegen wieder. Plattner sah hinaus.

Der Morgen war nebelig; die Sonne schien gedämpft. Die Altane, von Reben umzogen, deren Blätter sich an den vier Pfeilern zu goldgrünen Kränzen verwoben, ließ den Blick frei wandern über die schöne weiße Stadt am grünen See, auf den niedere weißgeballte Wolken herabhingen. Hier und da funkelte eine Fensterreihe, ein Glasdach, eine der Wiesen am Ütli drüben war smaragdgrün herausgehoben, sonst lag ein sanftes Lilagrau über allem; rosig schimmerte das nackte Felsenegg aus den sommerdunklen Wäldern. Mit kosendem Zwitschern schossen die Schwalben ganz nah und niedrig um die Altane; Wolken von Duft stiegen aus den Weinbergen und aus den breiten saftigen Gewinden an den Pfeilern.

„Blühen eure Reben erst jetzt?" entfuhr es Plattner.

„Ja! Es ist recht verspätet. Die Sonne hat gefehlt."

Wieder langes Schweigen.

Die Nebel zerrannen und flossen wieder zusammen. Einen Augenblick standen die hübschen Villen am See weiß und zierlich wie Elfenbeinspielzeug auf dunklem, verwischtem Grunde. Dann

wieder war die Stadt grau verschattet und hob sich nur in undeutlicher Masse vom hell und scharf beleuchteten Berge ab.

Plattners Augen folgten dem Wechselspiel, ohne daß er selbst darum wußte. Nun schob er die klirrende Tasse zurück und faltete die braunen Hände auf der Tischplatte. „Was hast vorhin gemeint, Kind? Ich hab's nicht recht verstanden."

Josy hob die dunkelumschatteten Augen und ließ sie gleich wieder sinken; es war eine Bewegung in ihrem eingefallenen Gesicht, die den Vater warnte.

„Man muß ja reden, wenn's auch unangenehm ist, Josy. Also — heraus mit der Hauptsach! Willst gleich Antrag stellen auf Scheidung oder willst noch warten?"

„Nein, davon ist keine Rede," sagte Josefine mit fester Stimme.

Der Mann bäumte sich von seinem Sitz auf. Das Blut stieg ihm in die Augen.

„Ich versteh nicht," sagte er rauh. „Hast mich nicht recht gehört, wie es scheint. 's ist ja nur die letzte Form. Glatt wird's gehen, ohne allen Anstand. Ich denk sogar, daß du nicht vor Gericht erscheinen mußt. Es wär ja auch widrig. Wenn du mal von dem Schurken los bist — auch gesetzlich los — —"

Josefine stand auf, so schnell, daß ihr Strohsessel umfiel. Leise, mit zischender Dringlichkeit in der Stimme, begann sie: „Nein, Papa, nein! Scheiden laß ich mich nicht! Ihr braucht mir nicht zuzureden. Weder glatt noch schwierig — ich will's nicht! Es ist unmöglich. Aber weißt, es sticht mich da! Jedes Wort, was du drüber redest! Nur nicht sagen, ich wär vernarrt in ihn, jetzt noch! O nein! Bin nicht vernarrt, Vater, bin ganz klar und so ruhig!"

Ihr ganzes Gesicht glühte plötzlich in Fieberröte.

„Du sagst: nicht vernarrt? Also verzaubert? Behext?" schrie Plattner, auf den Tisch schlagend. „So ein Schuft, so ein —"

„Siehst du!" rief sie wild. „Das ist es! Weil ihr immer so sprecht! Weil er von der ganzen Welt verachtet, verstoßen, verlassen ist! Und ich soll mitmachen? Nein, nicht verzaubert, nicht behext, aber die nächste, wo er hat! Den einen erwischen sie, und zehntausend gehen frei aus. Schuft! Schuft! Immer nur Schuft! Pfui, die Bande! Alle hergefallen über einen! Schämt euch! Vater, weißt — einmal ist der Georges doch so ganz wie andere — doch so ganz — —"

Tränenüberströmt sank sie an der Wand in sich zusammen. Aber wie der Vater wirr und stumm dreinblickte, zwang sie ihre Fassung zurück.

„Bitte, bitte, laß mich tun, was ich kann! Du weißt ja, daß ich immer meinen Weg gehen muß. Ich bin ja ganz zerschlagen, eigentlich wie toll!" Sie drückte ihre Schläfen mit den Händen zusammen. „Auf die Straße möcht ich und schreien, bis die Leute mit mir kommen und ihn da herausreißen, wo sie ihn vergraben haben!"

Sie funkelte den Vater an, kurz und schnell, mit ihren Fieberblicken. Aber sein Gesicht war fremd und abweisend geworden; er sah sich verloren um, betastete seine Stirn, auf der Schweißtropfen standen. Dann suchte er seinen Hut, den derben Stock und näherte sich dabei unmerklich der Tür.

„Also — also — adie, Josy," sagte er in trockenem Ton, ohne die Hand auszustrecken.

Sprachlos sah die junge Frau ihm zu. Sie konnte nichts reden, um den Preis ihres Lebens nicht. Aber ihr Herz klopfte in wilder Verzweiflung, daß er so gehen sollte, ihr lieber, treuer Vater.

Und er ging.

Durch das halbdunkle Balkonzimmer über den kleinen fensterlosen Flur hörte sie seine schweren Tritte. Er stieß mit dem Stock auf, als ob er mit lahmen Füßen an der Krücke ginge . . .

Die Tür klappte, der schwere, müde Tritt, der Krückstock erklang auf den Treppenstufen . . . Josy schüttelte sich auf aus der Erstarrung. Sie riß

das Kleinste aus der Wiege und rannte mit ihm auf dem Arm dem Vater nach. Am Ende der Stiege holte sie ihn ein.

„Die Kinder!“ rief Josy keuchend. „Vater, du hast ja die Kinder nicht gesehen.“

Er kehrte mit ihr zurück in die Wohnung.

Die älteren Kinder lärmten in ihren Betten. Josefine riß weit die Schlafzimmertür auf: „Springt heraus, der Großvater ist gekommen!“

Schüchtern, im Hemdchen, mit bloßen Füßen kamen sie herangehuscht, ein blasser, schmaler Bub von sieben Jahren mit unruhigen Augen und ein untersetzter Blondkopf mit rotgeschlafenen Backen. Ein zartes Mädchen mit dünnem, seidigem, dunklem Haar folgte. Es ging mit gesenktem Kopf und schlaff hängenden Ärmchen beschämt und langsam hinter den Buben her.

Josefine eilte mit dem Kleinsten in die Küche. Sie war froh, einen Augenblick fortzukommen, während sie doch den Vater noch hier wußte, hier bei ihr, in der traurigen Wohnung mit dem schwarzen, gähnenden Schlund in der Mitte. Der gute, treue Vater mit dem starken, ehrlichen Antlitz, mit den kräftigen, Lebensfrische atmenden Gliedern, mit den derben Kleidern, die nach Heu dufteten, mit den sonnenbraunen, arbeitgewöhnten Händen. Er war noch hier.

Sie stand in der Küche und sah gedankenlos zu, wie das Mädchen die kleine Nina badete und ankleidete. Das Mädchen lachte, denn die Kleine sog an dem Waschschwämmchen und wollte es nicht fahren lassen. Aus dem Zimmer vorn kamen die Stimmen der Kinder, froh und jauchzend, und dann wieder hörte sie ihres Vaters Stimme und sein Gelächter. Josefine seufzte erleichtert. Er war ja im Grunde ein fröhlicher Mann, ihr Vater, jung geblieben zwischen seinen jungen Zöglingen von der landwirtschaftlichen Schule. Und sie fühlte es: immer doch würde er auf ihrer Seite sein mit seiner Hilfsbereitschaft, mit seinem praktischen Sinn und seinem Vaterherzen. Nur keine Entzweiung zwischen ihnen! Nur seine Hand nicht loslassen müssen!

Zögernd entschloß sich Josefine, wieder hinüberzugehen, aber dann, als sie die fröhliche Gruppe sah, wurde ihr ganz licht vor den Augen. Die Kinder hielten den Großvater eng belagert, wie er da mitten im Balkonzimmer saß. Röslis leichtes, kleines Figürchen lag ganz fest in den starken Armen, das Köpfchen dicht an des Großvaters Brust geschmiegt, die Finger in seinem grauen Lockenbart vergraben. Hermannli hielt ihn von rücklings umfaßt, der Kleinere, Uli, stand zwischen den Knien des Alten, der ganz beruhigt, milde und versöhnt auf die Kinder niedersah.

„Sie gehen mit mir, alle miteinander! Deine ganze wilde Bande! Aber das ist die wildeste von allen!“

Er zupfte Rösli an den braunen Ringeln und wiegte sie spielend. Hermann versuchte, sie von dem bevorzugten Platze zu verdrängen. Plattners Blick musterte scharf den Knaben, und jäh entschwand das Wohlgefallen aus seinen Zügen.

„Wie der Bub ihm gleicht!“ sagte er langsam. „Der wird dir zu schaffen machen.“ Und in romanischer Sprache fuhr er fort: „Er hat mich gleich gefragt, wo doch der Papa sei. Die Mama sage: im Spital bei den kranken Leuten, aber er glaubt's nicht. ‚Und warum glaubst du's nicht?‘ frag ich ihn. Da macht der Lausbub so ein altbärtiges G'sicht hin und flüstert: ‚Mir darfst schon sagen, Großvater, daß der Papa tot ist. Ich bin nicht so dumm, wie die Mama meint, ich merke alles.‘“

Während der Wiedererzählung blickte der Knabe mit seinen unruhigen Augen von dem Großvater zur Mutter und umgekehrt, als verstehe er jedes Wort der ihm fremden Sprache.

„Mama, wann kommt der Papa heim?“ sagte er, sich an des Großvaters Schulter drängend.

„Wenn er gesund ist,“ entgegnete Josefine kurz.

„Wird er wahrscheinlich lange krank sein?“ fing der Bub in herausfordernden Ton an.

„Ja, lang. Wahrscheinlich."

„Wieviel Jahre, Mama? Ein Jahr oder mehr?" Es klang wie frühreife Ironie.

Josy ergriff ihn am Arm. „Schwatz nicht so viel," sagte sie finster. „Geh jetzt! Wasche dich! Zieh dich an! Marsch hinaus!"

Da beugte sich der Knabe an des Großvaters Ohr und zischelte: „Wir beide sind Männer, gelt Großvater? Ich will mit dir gehen! Und du zeigst mir Papas Grab, haha!"

Er lachte plötzlich frech der Mutter ins Gesicht, dann duckte er sich, schluchzte auf und ging mit schlotternden Knien hinaus. Mit scheuer Miene schlich ihm Rösli nach. Nur der kleine rotbäckige Uli ritt lärmend und jauchzend in seinem kurzen Hemdchen auf einem Blumenstab durch das Zimmer und über die Altane, wo Vater und Tochter wieder gramvoll nebeneinander saßen. Selten fiel ein Wort.

„Ihr kommt also nicht mit mir?"

„Nein, Vater!"

„Und was gedenkst du zu tun?"

„Irgend etwas anfangen."

„Und denkst davon zu leben?"

„Ja!"

„Mit den Kindern?"

„Wenn ich die Kinder nicht hätt, braucht ich nicht zu leben."

„So—o—o?“ Der große vorwurfsvolle Aufblick des Vaters drang Josefinen tief in das leidende Herz.

„Hab nicht Furcht,“ sagte sie bitter, „ich lebe und will leben. Der Bub bringt mich fast um mit seinen Fragen, und ich gäb ihn dir gern. Aber es könnte ein Wort fallen — von den Knechten — von einem Zögling — nein. Sie werden ja dort von nichts anderem reden.“

Plattner fuhr auf. „In meiner Gegenwart?“ stürmte er ingrimmig. Unwillkürlich sah er hinter sich, als erwarte er schon die Angreifer und Tuschler.

Die Sonne kam über den Balken herein, sie malte das zackige Blattornament scharf und treu auf den hellen Parkettboden. Aus dem nebligen Morgen wollte ein voller Sommertag erstehen, nicht ganz klar, aber voll lockendem, mildem Glanz.

„Was der Mensch sich selber zubereitet!“ nickte Plattner aus seinen schweren Gedanken heraus.

Josefine nickte stumm.

„Du auch, Kind, du auch.“

„Ich? Was kann ich noch tun oder nicht tun? Mir hat ja das Schicksal alle Wahl erspart,“ höhnte sie bitter.

„Wenn du dem — dem — Menschen absagst und läßt dich scheiden und ziehst zu deinem Vater und — —“

„Dann bist erst recht gemein!“ rief Josy überlaut. „Wenigstens ich, Vater, ich wär's. Übrigens — ich könnt nicht. Da ist kein Überlegen, kein Besinnen. Was ich einmal lieb gehabt, das bleibt mein gegen die ganze Welt. Wir sind nun in der Hölle, Vater — nun denn — in der Hölle.“ Sie sprang auf. Ihre starren Augen erschreckten ihn.

Unwillkürlich hob er den Arm, um sie zu schützen. Aber er ließ ihn wieder sinken.

Ihr bewegliches Gesicht hatte sich verändert.

„Man muß herauskommen, aber nicht so, wie du meinst, Vater. Man muß ihn mit herausreißen, sonst ist's gemein. Wenn ich könnte — wenn ich beweisen könnte, daß man ihn unschuldig verurteilt hat!“

Glühend, leuchtend, von Schwärmerei verklärt, mit aufwärts gerichteter Stirn, mitten in dem sonnendurchspielten Zimmer stehend, erschien die Frau plötzlich wie eine andere. Es war einer jener Augenblicke, in denen das sonst unkenntlich verhüllte oder umpanzerte Innerste des Menschen, sein eigenes, individuelles Selbst, in eigenster Gestalt erscheint, überraschend, neu, eine Offenbarung.

Den Vater überrann ein leichter Schauer. Er schwieg betroffen. Die Tochter gewann Gewalt über ihn, über seine Meinungen und Abneigungen, die er für unerschütterlich gehalten. Mühsam ermannte er sich.

„Unschuldig?“ sagte er in weichem, traurigem Ton. „Josy, was träumst auch! Er hat ja gestanden. Da fehlt kein Pünktchen am Schuldbeweis. Die Hoffnung mußt fahren lassen.“

Josefine antwortete nicht gleich. Die Begeisterung auf ihrem Gesichte erlosch, wie eine helle Lampe erlischt. Herausforderung bebte um ihre Lippen.

„Und wer in der ganzen Welt ist unschuldig?“ schrie sie. „Welcher Mensch und welcher Mann? Wen dürfte man nicht einsperren, wenn man jedes Blatt seines Lebens kennte?“

„Halt du! Hast schon vorhin so etwas gesagt!“ Plattner war aufgestanden, Zornröte schoß ihm über die Wangen. „Ich verbitt mir, daß du so mit mir redest!“

Die Hände auf dem Rücken, lief er im Zimmer hin und her, kopfschüttelnd, unbehaglich über alle Maßen, von hilflosem Mitleid gequält für dies eigensinnige Kind, das sich in allem Elend so selbständig, so unbeugsam zeigte.

„Ich bin so weit,“ sagte Josy, ins Leere sprechend, „daß für mich alles aus ist. Achtung vor den Menschen? Pah! Glauben an die Menschen? Noch viel haltloser. Heute denk ich so, morgen wieder anders, und alle Leute so, einfach. Wir sind wie Buchstaben, ins Wasser geschrieben! Launische Kranke! Armselige Verrückte, wir alle!“

„Widerspricht sich bei jedem Wort und weiß es selber nicht!“ zürnte Plattner.

„Widersprech ich mir?“ — Josy errötete flüchtig — „nun, vielleicht auch. Warum nicht, wo alles ringsum sich widerspricht? Aber ich weiß doch nicht, warum wir nicht aneinander hängen sollten, coûte que coûte. Glauben hab ich nicht, Hoffnung hab ich nicht, aber dies — dies bißchen Liebe — das ist etwas so menschliches — so natürliches —“ Sie brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Der kleine Uli kam herangestolpert, ahnungsvollen Kummer in seinem dreijährigen Gesichtchen und bereit, auch zu schreien.

Plattner drückte ihn an sich und faßte Josys Hand. „Gut, gut; ich sage nichts mehr. Die kleine Zeit, wo ich noch hier bin, soll Friede sein. Von mir aus.“ Seine Augen wanderten, und plötzlich rief er: „Aber ich bitte dich, Josy, warum hast du nicht wenigstens das Bild da weggetan? 's ist doch entsetzlich, wenn jemand —“

Er stockte und zog Uli auf seine Knie.

Der unselige Georges! wie er den Eindringling, den Verderber, den Teufel haßte!

* * *

Drei Tage blieb Plattner bei seiner Tochter und all die drei Tage stieß er Stunde um Stunde

mit dem Gespenst zusammen, das hier im Hause „Zum grauen Ackerstein“ bei helllichter Sonne, bei Amselsang und Kinderlachen in allen Zimmern spukte und aus seinen verschleierten Augen mit stillem Hohnlachen auf all die blühende Wirklichkeit sah.

Im Balkonzimmer die große Photographie des jungen Ehepaares — Josefine und Georges mit dem damals einjährigen Hermann auf den Knien — verdarb dem Vater das Frühstück und ließ ihn mitten im Satz innehalten, so oft seine Augen widerwillig über die Wand streiften.

Auf dem Flur das Porzellanschild an der Tür mit der Aufschrift „Wartezimmer. Sprechstunden von 7 bis 9 und von 3 bis 5 Uhr“ stach ihm belästigend in die Augen, wenn er aus dem einen Raum in den anderen ging.

Im Eßzimmer wieder ein Bild: Georges mit seiner Schwester Cicile, sie im weißen Konfirmandenkleid und Schleier, er halbwüchsig, mit langen blaßblonden Locken über einem goldbraunen Sammetrock, schmachtend und glatt, die fatale Unterlippe ohne alle Form und Zeichnung schon gerade so schlaff wie jetzt beim Erwachsenen. Eine talentlose Malerei, eine süßlich fade Auffassung; für Plattner eine tägliche Herausforderung, dies Geschwisterpaar.

Schon damals hat er nicht getaugt, der freche

lüsterne Bengel! dachte er bei sich und ballte heimlich die Faust. Und der hat meine Josy bekommen, mein bestes, tüchtigstes Kind! Wo hab ich alter Esel meine Augen gehabt? Wir sind alle blind gewesen, sagte er sich ingrimmig.

Im Schlafzimmer, Doktor Georges Geyers ehemaligem Schlafzimmer, derselbe Georges Geyer als Student, in einer Gruppe, irgend einer Verbindung in Wichs. Hier unter den übrigen, ziemlich unbedeutenden Köpfen sieht er gleichwohl nach etwas aus. Ein feines Gesicht, bis auf den Mund. Und den versteckt der Bart. Was man so einen „schönen Mann" nennt. Der Teufel hol ihn.

Und Plattner nahm allabendlich die Photographie von der Wand, um besser schlafen zu können.

Aber er schlief trotzdem schlecht. Warum konnte er nicht sein tapferes armes Kind herausziehen aus alledem? Warum nicht sie in die Arme nehmen, samt ihren Kleinen und fort, fort in reine Luft?

Er hätte ihr befehlen mögen: Denk nie mehr an ihn! vergiß sein Gesicht, seine Stimme, euer achtjähriges Zusammenleben! vergiß das kurze Glück, vergiß die lange Schmach! es soll alles sein, als wäre es nie gewesen!

Wenn er abwesend war von ihr, im anderen Zimmer nur, dann erschien sie ihm so jung, so hilflos, so unendlich mitleidsbedürftig.

Seine Lider wurden heiß und feucht, seine starken Hände wanden und krampften sich in verzweifeltem Harm. Wie ein kleines Kind war sie ihm dann, das in dunklen Wellen um sein Leben kämpfte.

Und wenn er sie dann wieder vor sich sah in der Dornenkrone ihres Leides, in der ernsten Würde der Gefaßtheit, unnahbar in ihrem heißen Gram, unnahbar in ihrer leidenschaftlichen Parteinahme für den Verurteilten — dann stand er stumm, dann sagte er sich bitter und schmerzlich: nie mehr kommen wir recht zu einander. Der verfluchte Schuft steht zwischen uns.

Und er haßte ihn tiefer jeden Tag, und er fluchte ihm mit jedem Gedanken und jedem Wort, und seine Tochter fühlte den Haß wie eine feindselige Atmosphäre um den geliebten Vater, die sie nicht durchbrechen konnte; sie hörte die Flüche, obgleich sie nicht ausgesprochen wurden, und Weh und Trotz kämpften in ihrem Herzen.

Plattner lag nachts und grübelte: Sie sagt, der Schuft ist wie alle! Allmächtiger Gott, was meint sie? Hat er ihr zu allem übrigen noch das moralische Gefühl geraubt? Ist sie auch schon verdorben?

Er sah Josy wieder und atmete auf: Sie ist so unschuldig — sie versteht nicht einmal, was der schuftige Patron angestellt hat!

Der Abschied war unsäglich traurig.

Gerade beim Verlassen der Wohnung sieht er noch die Messingtafel an der Glastür. Auf dem Namen „Doktor Georges Geyer, praktischer Arzt“ funkelt gelb die Sonne. Neben Plattner steht Josy, wie immer in Schwarz, mit bleichem, schmalem Gesicht, mit ungeduldigen Augen, denn bis zum letzten Moment fürchtet sie einen jähen Zusammenstoß.

„Adieu! adieu!“ rufen die älteren Kinder. Den dreijährigen Uli, die einjährige Nina nimmt der Großvater mit; das Mädchen ist mit ihnen voraus auf den Bahnhof, wird sie auch während der Eisenbahnfahrt versorgen.

Rot vor Zorn deutet Plattner auf die sonnenglitzernde Namentafel. „Und das soll auch bleiben?“

„Ja,“ macht Josy herausfordernd.

„Aber 's ist ja nicht wahr! Er wohnt ja ganz wo anders!“ ruft Plattner.

Ein Blick auf die Kinder macht ihn still. Er erschrickt. Fast hätten sie sich gezankt, harte Worte gesagt, hier an der Schwelle der Trennung.

Auch Josefine besinnt sich. „Nein, so sollst du nicht gehen, Vater! Wir kommen mit. Holt eure Hüte, Kinder.“

Als sie gerüstet da standen, und Plattner sie stumm und trübe musterte, blitzte ihr ein plötzlicher Argwohn auf.

„Ich trage keinen Schleier. Soll ich einen Schleier umbinden, Vater? Du scheust dich vielleicht, mit mir so über die Straße zu gehen?“

„Komm, komm!“ sagte Plattner müde.

„Aber du wirst angestarrt werden, Vater. Sie werden dich alle sehen wollen. Ich kenne diese grausame Neugier,“ rief sie schneidend.

Ohne zu antworten, ergriff Plattner das kleine Rösli an der Hand und ging mit ihm hinunter.

In Josys Augen spielten grünliche Funken. Sie wollte ihren Hut wieder abnehmen.

„Komm, komm, Mama! Der Zug fährt weg!“ drängte Hermann.

So kamen sie dann auf die Straße. Aber nur gleichgültige Worte wurden gewechselt, und ein gespannter argwöhnischer Zug wich nicht aus den Gesichtern.

Erst als sie die Bahnhofshalle betraten, unter dem Kohlendampf und dem Pfeifen der Züge sich durch den Menschenstrom arbeiteten, schob sich Josefine an ihres Vaters Seite.

„Aber das ist alles dummes Zeug, nicht wahr? alles dummes Zeug.“ Sie sprach hastig, sie überstürzte sich im Reden. „Ich habe dir noch nichts von meinen Plänen gesagt. Man muß natürlich Pläne machen. Mit dem dummen Zeug, dem Kummer und so weiter verliert man alle Zeit und

Kraft. Und nun reist du fort! O, wie schade! Ich habe einen Plan, weißt du, einen Hauptplan — du schickst mir Laure Anaise, nicht wahr? Und dann, wenn ich sehe, daß es geht, schreib ich dir. Du hilfst mir ja doch, gelt? Ach, es ist eigentlich keine Minute zu verlieren, und nun haben wir diese drei Tage — O, schon einsteigen? Kaum, daß ich die Kinder noch küssen kann!"

Noch aus dem Fenster rief Plattner seiner Tochter zu: „Das Türschild ist absolut unnötig, führt nur irre!"

Das letzte, was er sah, war ihr hartnäckiges Kopfschütteln.

Dann kamen große, graue Dampfwolken und legten sich zwischen die Abschiednehmenden, und die geschwenkten Taschentücher wurden unsichtbar . . .

* * *

Josefine weinte viel auf dem Rückwege. Stumm und gedrückt gingen die Kinder neben ihr.

Einmal blieb sie stehen: „Kinder, nun ist der liebe, liebe Großvater fort! Aber wir danken es ihm tausend-, tausendmal, daß er zu uns gekommen ist."

„Tausendmal," sagten die Kleinen mechanisch.

Und den ganzen Nachmittag, während sie sich

in der verödeten Wohnung bewegten, das nötigste besorgten, ohne fremde Hilfe, ward Josy nicht müde, den beiden von dem lieben Großvater zu erzählen, und daß man ihm tausendmal danken müsse.

„Er hat uns aber nichts mitgebracht," sagte Hermann blinzelnd.

„Und Uli und Nina?" fragte Röslis unsicheres Stimmchen, „sind sie nicht lieb? Wollen wir sie nicht mehr haben, Mama?"

„Nein, aber ich möchte wissen, in welchem Spital Papa ist!" flüsterte der Bub seinem Schwesterchen zu. „Es ist sicher, daß Mama ihn gar nicht lieb hat, sonst würde sie ihn doch besuchen. Und ich geh dann einmal, ich gehe von Tür zu Tür und frage: Ist mein Pappe nicht hier?"

„Ich geh auch," flüsterte Rösli mit großen Augen.

„Nein, du nicht, das ist nur was für Männer," er stieß sie vertraulich an. „Weißt, Rösli, der Pappe ist überhaupt schon lang tot, die Mama will's nur nicht sagen. Er ist ausgegangen und nicht heimgekommen, einmal am frühen Morgen; wir haben noch geschlafen. Er ist gewiß ermordet. Man muß sein Grab suchen. Ich will ihm einen Kranz hinlegen von Efeu und Immergrün. Das ist für die Toten."

„Und weiße Rosen sind auch für die Toten. Und ich will auch,“ sagte Rösli, ängstlich an den Bruder geschmiegt.

„Nein, du nicht. Du bist zu klein. Du bist eine dumme Gans. Der Pappe ist ermordet!“ Er spitzte den Mund und machte starre Augen.

Rösli wurde es heiß vor Angst. „Das lügst du,“ flüsterte sie empört, „das sag ich der Mama.“

„Ach, du Dumme! Warum trägt sie immer Schwarz? Schwarz ist Trauer! Da siehst es!“

Rösli zitterte vor Aufregung. „Kriegen wir jetzt einen neuen Papa?“

„Ho, die redet! neuen Papa, sagt sie. So sagt man nicht, man sagt Stiefvater! Dann kriegst du aber Wichs!“

Der Bub lachte höhnisch auf; dann stockte er. Die Kinder sahen sich erschrocken an.

„Was habt ihr beiden vor? Warum flüstert ihr? sprecht laut!“ rief Josefine aus dem anstoßenden Raum.

„Wir sprechen etwas, Mama,“ sagte Rösli kleinlaut.

„Vom Christkindli, Mama!“ rief Hermann und ließ seine Finger knacken. Er lächelte dreist der Kleinen zu.

„Vom Christkind? schon jetzt?“ Josy seufzte erleichtert. „Wohl, 's ist ganz recht, sprecht nur

vom Christkindli. Vergeßt auch den Großpapa nicht."

Und die Geschwister nickten sich zu und steckten die Köpfe dicht zusammen und spannen weiter an ihrem phantastischen Gewebe wie zwei der kleinen roten Spinnentierchen, die blitzgeschwind über schwarze Spalten und unheimliche Klüfte ihre silbernen Fädchen ziehen und daran durch die Luft fliegen, heimlich und lautlos, fast ohne Bewegung, daß man meint, sie schliefen nur, die schlauen kleinwinzigen Spinnlein.

* * *

Josefine hatte nicht mehr geglaubt, daß ihre Schwestern zu ihr kommen würden, aber eines Abends, in der Dämmerung, kamen sie doch zu ihr. Hübsch, jung und elegant, von einer Wolke zarten Parfüms umhüllt, mit dem Knistern seidener Unterkleider, traten sie in das Zimmer.

In Hüten und Schleiern saßen sie, nahe der Tür, als Josefine, aus dem Schlafraum der Kinder kommend, sie begrüßte.

Josefines Herz wallte hoch auf, als sie die Schwestern sah. Sie konnte nicht sprechen. Sie trug die Sonnenschirme, die sie ihnen abgenommen, aus einer Zimmerecke in die andere.

Die hübschen Frauen saßen da wie das böse Gewissen. Schweigend bewegten sie die Taschentücher.

Die Balkontür war halb geschlossen, es regnete schwer. Durch das Prasseln der Tropfen in das dichte, harte Kastanienlaub tönte das Kreischen und Klingeln des Trams. Der Wind schüttelte die Balkontür. Die Besucherinnen seufzten und schnäuzten sich abwechselnd.

Adele, die schlanke Älteste mit der gebogenen Nase und dem Zwicker am Bande, blickte Josefine prüfend an. „Du trägst also Schwarz! ja, ja, ja!“ sagte sie in kondolierendem Ton.

„Ihr trinkt doch eine Tasse Tee mit mir,“ machte Josefine aufstehend.

Marie hielt sie zurück. Ihr kleines verweintes Gesicht unter dem toupierten hellen Blondhaar verzog sich kummervoll.

„Nicht dazu sind wir hergekommen, Fifi; ist es denn wahr, daß du dich nicht scheiden läßt?“

„Ja, das ist ganz wahr,“ nickte Josefine, den Blick abwendend.

„Aber, mon dieu! mon dieu! was werden sie sagen!“ Adele zog die Handschuhe ab und begann die Hände zu ringen.

„Wer?“ machte Josefine zerstreut.

„Die Leute, Fifi, alle Leute!“

„Ja, ich kann mich doch darum nicht kümmern!“ Josefines Gesicht ward immer finsterer.

„Sie sagen, dir fehlen die moralischen Begriffe!“ schrie Marie auf.

„Ich habe meine eigenen Begriffe, Mia.“

„Aber das verzeiht dir ja kein Mensch, Josefine.“

„Auch ihr nicht?“ forschte Josefine in seltsam leichtem Ton.

Adele richtete sich gerade auf. „Wir sind deine Schwestern. Mit uns ist es ja anders. Wir kennen dich.“

„Bin ich eure Schwester? Kennt ihr mich?“ stammelte Josefine mit verzerrtem, schmerzhaftem Lächeln. Sie fühlte Stiche am Herzen und atmete mühsam.

„Mein guter Mann —“ begann Marie.

„Mein Léon —“ fiel Adele ein.

„Ja, ihr seid die Glücklichen,“ flüsterte Josefine.

„Aber das ist doch nicht unsere Schuld!“ riefen die Schwestern gleichzeitig.

„Nein, es ist euer Verdienst,“ versetzte Josefine sehr bitter.

Schmollend blickten die Besucherinnen einander an.

„Wir haben's ja gewußt, wie du uns aufnehmen würdest!“ sagte Adele gekränkt, „aber gekommen sind wir in Gottesnamen doch.“

„Arme Fifi! du bist natürlich furchtbar verbittert,“ schluchzte Marie und fächelte mit dem feuchten Taschentuch ihre Augen. „Wir, das heißt unsere Männer und wir, meinen es ja so gut mit dir!“

Josefine sah die Sprecherin mit einem langen, trüben Blick an. Dann glitt der Blick zur Seite und fiel auf den Boden, matt und leblos.

„Warum seid ihr gekommen?“ hauchte sie in sich hinein.

„Wenn du es nur nicht falsch auffassen möchtest —“ sagte Marie und legte mit einer ihr eigentümlichen weich koketten Bewegung den Kopf auf die rechte Schulter.

Adele rückte sich zurecht.

„Das beste ist und bleibt doch, daß du von Zürich fortziehst, liebe Josefine, von dem Orte, wo — nun, wir wissen ja alle, wie schrecklich dir diese Stadt jetzt sein muß! Zum Vater — das wäre natürlich sehr schön, jedoch in seiner Stellung — als Direktor der landwirtschaftlichen Schule — ist es ja begreiflich. — — Nein, aber irgendwo aufs Land. Es ist auch wegen der Kinder. Weil sie dort frische Luft haben. Sehr viel besser ist ja die Luft auf dem Lande als in der Stadt.“

„Keimfrei, Fifi, das ist nicht zu unterschätzen,“ fiel Marie ein.

Adele nickte. „Ganz recht. Und dann, wenn du dich dann recht bald zur Scheidung entschließen wolltest — nein, hör doch erst, was ich dir sagen soll — Léon und der Vater und vielleicht auch Albert, wenn seine Geschäfte so weitergehen, werden jeder jährlich tausend Franken hergeben, damit du die Kinder recht erziehen und selber ziemlich bequem leben kannst. Auf dem Lande, wo alles billiger ist, der Hauszins und so weiter, wirst du mit dreitausend Franken — aber Léon wird sogar noch fünfhundert zulegen, wenn du ja sagst, denn der Plan, weißt du, ist von Léon, und der Vater weiß noch nichts davon."

„Vater war hier," unterbrach sie Josefine.

„Hier? Bei dir und nicht bei uns? Wie lange denn?"

„Drei Tage."

„Drei Tage?" Die Schwestern blickten sich fragend an. „Und zu uns ist er nicht gekommen? In schöner Gemütsverfassung mag er gewesen sein."

Sie schwiegen wieder. Marie seufzte oft und schüttelte den kleinen Kopf. „Nun, Fifi, was sagst du zu Léons Vorschlag?"

Josefine hielt die Augen gesenkt. Sie drehte eine welke Rose in den Fingern, die aus der Schale auf dem Tische herausgefallen war. „Ich begreife, daß es euch unangenehm ist, wenn ich

hier bleibe, und euren Männern erst recht," sagte sie mit schwerer Zunge, „und ich danke euch für eure Fürsorge, auch der Kinder wegen. Die zwei kleinsten hat der Vater mitgenommen, die alte Nina ist noch beim Vater. Ich habe vorläufig nur die Sorge für zwei."

Die Schwestern hatten mit angehaltenem Atem gehorcht.

„Das wußten wir ja gar nicht," sagte Adele verwundert. „Wir sind immer die letzten, die etwas erfahren. Übrigens — Léons Plan wird ja dadurch nicht alteriert. Er hängt wirklich sehr an dem Plan. Sogar einen Ort hat er schon in Aussicht genommen. Es ist nämlich in Tessin, bei Morcote, weißt du, an dem reizenden Luganersee. Man bekommt selber gleich Lust, gelt Mia?" Adeles Jovialität brach durch den Nebel der Unbehaglichkeit und des bösen Gewissens plötzlich siegreich hervor.

„Also, Fifi, nämlich. Léon ist — er weiß selbst nicht wie — an ein Häuschen in Morcote gekommen, ein reizendes Chalet. Von einem verkrachten Geschäftsfreund, sagt er. Es ist mit immergrünen Rosen berankt, von oben bis unten. Diese kleinen gelben immergrünen Rosen, weißt du — sie blühen so merkwürdig früh. Auch Garten dabei; Kamellien im Freien — alles tadellos. Und

das Chalet gibt Léon dir kostenfrei für dich und die Kinder zum Bewohnen! Onkel Birrli sagt: ‚Potztausend, da möcht ich auch hin!‘ Mit diesen Worten. Das einzige ist — — etwas einsam! Sozusagen weltabgeschieden! Aber das ist ja gut, nicht? Du mußt ja vergessen, arme Fifi! Dort kannst du vergessen. Die Rosen! Die Kinder! Die Kamellien — —“

Josefine schwieg. Ihr Atem ging hörbar laut. Sie drehte die entblätterte Rose immer schneller zwischen den Fingern.

Marie fiel ein: „Einsam ist gut, aber ich hätte doch Angst so allein. Ich habe gleich gesagt: ‚Fifi muß einen großen Hund haben!‘ Und den schenk ich dir, liebste Fifi — ohne Hund laß ich dich nicht in das abgelegene Häuschen ziehen. In Rappers=wil hab ich einen prachtvollen Wurf echter Bern=hardiner besehen. Ich nehme nämlich auch einen, Albert ist so oft auf Reisen jetzt. Sie sind braun, ein wunderhübsches Braun mit weißen Flecken. Die Mutter ist auf den Mann dressiert. Der Vater ein Prachttier! So hoch. Schon zweimal prämi=iert!“ Marie griff nach Josefines kalter Hand und war zum erstenmal, seit sie in die Tür getreten, unbefangen und natürlich.

Josefine blickte auf. „Und was noch?“ machte sie mit seltsamem Lächeln.

Ganz ernüchtert sahen die Besucherinnen sich an. Sie verstanden nichts.

„Möchtest du nicht an den Luganer —“ stammelte Marie erschrocken.

Ein schneidendes Lachen antwortete ihr. Josefine warf die Rose hin und sprang auf. „Warum nicht nach Afrika? Warum nicht auf eine Südseeinsel? Das wäre doch noch weiter! Mit einem zahmen Panther zur Unterhaltung und mit dem Geld meiner großmütigen Schwäger beladen! Man kann nur lachen! Als ob ich ein Kind wäre! ein Kind! eine Null! ein Nichts! Wie groß ist der Bernhardiner, Mia, zeig noch mal! Und was schenkst du mir, Adele, um mich zu beschützen? Eine Dynamitpatrone? Albert handelt ja mit Dynamit! Ach!“ schrie sie und lachte immer wilder, „wie gütig ihr doch seid! Wie zwei fremde Damen gegen eine arme — so zum Verzweifeln großmütig! zum Verrücktwerden gütig. Aber seht mal“ — sie setzte sich dicht zu den entsetzten Schwestern und flammte sie mit ihren großen Leidensaugen an — „es geht nicht. Der Bernhardiner frißt zu viel! Und die Rosen sind zu rot! Und der Luganersee ist zu blau! Haha! ich weiß, wie blau der ist. Das ist etwas für Leute, wie ihr seid! nicht für mich. Warum machst du solch ein dummes Gesicht, liebe Mia? Von geschenktem Gelde leben — in

meiner Lage — und tun, als wäre es mir ums Tanzen —? Denken, wie ich mir einen guten Tag mache? Ach, Kinder, Kinder!" — —

Marie war zusammengeknickt. „Mir ist fast ohnmächtig. Gib mir ein Glas Wasser!" stöhnte sie, „diese Aufregung! Dafür bin ich nicht gemacht."

Josy ging hinaus.

„Was hat sie vor?" flüsterte Marie.

„Was sie vor hat? Gott mag wissen. Irgend etwas Unsinniges! Du kennst doch Josefine. Ach, ich fürchte — wir werden nicht sobald wieder hierher kommen."

Marie weinte. „Sie ist nicht zurechnungsfähig. Man wird hier ganz nervös. Was für ein Zustand. Und solche Hartnäckigkeit. Wie öde hier! Schrecklich! Man sieht es den Zimmern an."

„Gottlob, Josefine hat Nerven von Stahl. Vater scheint auch in Unfrieden von ihr gegangen zu sein," überlegte Adele.

Dann kam Josy und brachte Himbeerlimonade.

„Wir müssen leiser sprechen," bat sie, „die Kinder wachen schon wieder. Sie sind so unruhig geworden —"

Der Lampenschein, leicht gedämpft durch einen zartblauen Schleier, der die Gesichter blaß machte, beleuchtete die drei Schwestern, die ungleichen Schwestern. Sie tranken, und dabei musterten sie einander wie fremde Leute.

Hastig, sprudelnd, wie es ihre Art war, wenn sie einmal ihre natürliche Zurückhaltung durchbrach, begann Josy zu sprechen: „Was ich tun will? O, vielerlei. Erstlich kommt zu mir Laure Anaise von Chur, Vater hat mir heut telegraphiert."

„Ach, die Kleine von der alten Nina?" sagte Marie verwundert.

„Ja, die. Sie ist achtzehn Jahr, frisch, naiv. Nach der hab ich Sehnsucht."

„Merkwürdig!" machte Adele.

„Laure Anaise — das ist wie ein Feldblumenstrauß; die Kinder brauchen sie auch. Dann — die Wohnung ist zu groß und zu teuer. Ich vermiete zwei Zimmer und die Mansarde."

„Fifi, aber nein! nein! Das ist doch nun wahrlich nicht nötig," jammerte Marie.

„Nicht? Ich weiß wohl, was nötig ist! Viel ist nötig. Alles ist nötig. Die Hauptsache kommt noch. Ich werde Medizin studieren und meines Mannes Praxis übernehmen."

Adele lachte schrill auf. „Du machst dich lustig! Das ist nicht schön von dir, Fifi, wir sind in guten Treuen zu dir gekommen!"

„Und ich spreche zu euch in guten Treuen. Seit ich den Entschluß gefaßt habe, bin ich wieder ein Mensch. Ich lebe wieder! Ich habe ja diese Zeit nicht gelebt."

Marie streichelte mitleidig Josys schmale Wange. „Arme Josy! Ich bin furchtbar erschrocken.“

Josefine fing die Hand der Schwester und drückte sie zwischen ihren fiebernden, heißen.

„Arme Marie! Arme Adele! Verzeiht! Ich muß hier bleiben. Wo sonst sollt ich so bequem studieren, so bequem Pensionäre finden. Ich werde bald hineinkommen. Hab ihm ja oft geholfen. Bei den Operationen, wißt ihr.“

Adele saß wie erstarrt in kühler Würde. Sie vergaß, mit dem Zwicker zu spielen.

„Ja, ob aber Albert und Léon zu einem solchen Experiment Geld hergeben — —“

Marie seufzte tief auf.

„Wohl,“ sagte Josy nach langer Pause, „das glaub ich gern. Ich hab auch nicht auf eure Hilfe gerechnet, Kinder. Wir kennen uns ja. Eure Wege sind nicht meine Wege, und eure Gedanken sind nicht meine Gedanken. Que faire?“

Marie beobachtete sie, diese vergrämten Züge mit den tiefliegenden Augen, die einen seltsam erschrockenen entsetzten Blick bekommen hatten. Ein schwesterliches Gefühl wallte auf. „Es ist mir unbeschreiblich traurig zu Mute. Dieses viele Schwere willst du auf dich nehmen, meine arme Fifi! Weißt du, was du brauchst? Ruhe und Erholung, sonst nichts! Wenn ich dich so ansehe —

ach, kein Mensch würde denken, daß du von uns allen die jüngste bist."

„Das größte Unglück!" lachte Josefine. „Ich seh wohl schrecklich aus?" Sie sprang auf. „Das macht das Herumsitzen, das Zuwarten. Man wird fast verrückt davon. Nein, so kann es nicht weitergehen. Ich muß etwas tun, ich muß einen Beruf haben, sonst geh ich zu Grunde. Nur nicht denken! Denken macht verrückt! Tun! Arbeiten! Irgend etwas!"

Die Schwestern gingen bald. Es war kein Wort mehr über das Geldanerbieten gefallen.

„Besinne dich, Fifi!" hieß es noch beim Abschied.

„Stärke dich! erhole dich!" rief Marie, während sie Josefine küßte.

Aber als sie fort waren, hatte Josefine einen Weinkrampf.

Hermannli erwachte davon; er rief Rösli zu: „Hörst du's? Mama weint wieder! Merkst du jetzt, daß der Papa tot ist?"

* *
*

Die Antwort des Vaters kam umgehend. Sie lautete!

Mein gutes Kind Josefine!

Du bist von den Menschen, die sich selbst helfen wollen und denen anderer Hilfe nichts nützt.

Ich billige deinen Entschluß nicht, ich billige vor allem nicht, daß du die Scheidung hinausschiebst. Denn ich bleibe dabei, sie ist nur hinausgeschoben, und spätestens nach fünf Jahren, wenn eine gewisse schreckliche Frist abgelaufen sein wird, wirst du die Notwendigkeit einsehen. Mir ist nur leid, daß er überhaupt einmal wieder herauskommt. Das sollte nicht sein. Ich glaube auch nicht, daß du dir die Möglichkeit eines künftigen Zusammenlebens vorstellst. Ich kann das nicht glauben. Ich bin überzeugt, es wäre das größte Unglück für dich. Überlege, Kind.

Ich habe dir oben so rundweg geschrieben, daß ich deinen Entschluß, zu studieren, nicht billige. Doch das ist zu viel gesagt. Ich kann nur sagen, daß mir die Frage neu und fremd vorkommt. Auf alle Fälle bin ich bereit, dich zu fördern und mit Geld zu unterstützen, soweit es in meinen Kräften steht. Doch das ist selbstverständlich.

Pensionäre schaden nicht, nur bürde dir nicht zuviel auf. Nina und Uli möchte ich jedenfalls über die nächsten Jahre hier behalten. Die Alte ist versessen auf sie. Laure Anaise kommt morgen.

Es ist wohl recht, daß du dein Heil in der Arbeit suchst. Lebe gesund!

Dein Vater.

Josefine küßte den Brief unzählige Male. Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie sich irgendwo auf die Kniee werfen in Dank für die Erlösung.

Aber sie nahm sich kaum Zeit, den Kindern zuzurufen: „Der liebe Großvater hat geschrieben. Vergeßt ihn fein nit."

Dann schrieb sie Briefe, Zimmerangebote und trug sie selbst auf die Redaktion und zum Pedell, damit er sie am schwarzen Brett anschlage. Sie erkundigte sich auch, wann der Rektor zu sprechen sei, und kaufte den Kindern, die sie mitgenommen, auf dem Heimweg Kirschen.

„Könnten wir nicht gleich auch Papa besuchen, weil du so gut gelaunt bist?" fragte der Knabe, während er fröhlich dahinsprang.

Josefine faßte beide Kinder an den Händen. „Hermannli und Rösli, der Papa ist auf eine große Reise gegangen, auf eine weite Reise —"

„Nach Afrika?" fiel der Bub überrascht ein.

„Ja ja, nach Afrika, und besuchen können wir ihn also nicht."

„Ist der Papa also wieder gesund," sagte Hermann noch verwunderter.

„Ja, gesund."

„Aber warum hat er uns nicht Grüß-Gott gesagt und nicht adie?"

„Es war ja spät am Abend. Ihr schliefet

schon. Da ist er in die Stube gekommen, hat euch angeschaut und im Schlaf geküßt und einen schönen Gruß für euch dagelassen. Und ist fort."

„Nach Afrika?"

„Ja, nach Afrika."

„Und wir — sind wir nicht traurig, Mama?" fragte Rösli mit kläglichem Stimmchen.

Auf der Bank in der kleinen blühenden Anlage, wo sie saßen und die Kirschen verzehrten, zog Josefine die beiden Kleinen in ihre Arme. „Ja, wir sind traurig," sagte sie, ihre Tränen bezwingend, „aber wir dürfen nicht daran denken. Wir sollen nur denken, wie wir tüchtige, brave Menschen werden —"

„Und dem Papa Freude machen, wenn er heimkommt," fiel Hermann mit altkluger Miene ein.

„Ja. Weißt noch, wie er sich über dein erstes Zeugnis gefreut hat?"

„Man muß den Papa also lieb behalten?" fragte Rösli nachdenklich.

„Aber gewiß! Behaltet ihn lieb, den armen Papa, behaltet ihn lieb, aber sprecht nicht von ihm. Es tut eurer Mama weh —"

„Geht es ihm nicht gut in Afrika?" lispelte Rösli ängstlich.

„O nein, es geht ihm nicht gut. Und er sehnt sich nach euch und denkt an euch, mein Rösli —"

„Ich sehne mich auch," sagte Rösli feierlich, die kleinen Hände faltend, „gib mir noch ein paar Kirschen, Mama."

„Ja, aber warum geht es dem Papa schlecht in Afrika? Ist es zu heiß da?" begann Hermann wieder.

„Ja, heiß. Und nun hört, Kindli, was ich euch sage. Wir wollen den Papa lieb behalten und an ihn denken, da inwendig, in unserem Herzen," Josefine tippte auf Hermanns und Röslis Brust, „aber sprechen wollen wir nicht mehr von ihm. Nicht laut und nicht leise. Nicht zur Mama und nicht zu anderen Leuten, hört ihr das? Weil es der Mama weh tut?"

„Ja, aber wenn sie mich in der Schule fragen, was denn der Papa in Afrika macht?" fuhr Hermann unerwartet heraus.

Josefine war ratlos vor Schrecken. „Nun — kannst ja nicht sagen, was du nicht weißt."

„Aber schreibt der Papa keine Briefe?"

„Ich weiß nicht. Wenn die Kamele den Weg finden durch die große Sandwüste —"

Die Augen der Kinder weiteten sich und hingen an ihr. „Ist der Papa auf einem Kamel, Mama?"

„Ja, dort unten," sagte Josefine mechanisch.

Aber der Bub schüttelte eifrig ihren Arm.

„Erzähl uns von der großen Sandwüste, von den Kamelen, erzähl uns alles, Mama!"

„Ich bin nicht dort gewesen, Bub, ich weiß also nichts. Aber hört etwas anderes! Eure Mama war einmal klein, ganz klein, so klein wie Nina."

„Ach du!" sagte Rösli lachend, „das glaub ich nit."

„Ich glaub's, ich glaub's!" schrie Hermann, „sag weiter, Mama."

„Und die kleine Josefine, eure Mama, war hungrig und durstig, denn sie hatte keine liebe Mutter."

„Warum nicht?" erschrocken rückten die Kinder näher.

„Weil sie gestorben war und ihre kleine Josefine allein gelassen hatte."

„Ach! Und was tat die kleine Josefine?"

„Sie schrie den ganzen Tag, denn sie war durstig und hungrig, aber wenn jemand ihr Milch zu trinken geben wollte, dann drehte sie ihr Köpfchen weg und schrie noch ärger. Und die Leute sagten: die kleine Josefine trinkt nicht, sie wird sterben."

„O!" Rösli schmiegte sich dicht an die Mutter. „Und wo waren wir, Mama?"

„Und es wäre vielleicht gut gewesen für die kleine Josefine, wenn sie damals gestorben wäre, denn sie mußte noch viel weinen," sagte Josy, von Schwäche übermannt.

Hermannli streichelte ihren Ärmel. „Mach es lustiger, Mama, mach die Geschichte jetzt lustiger."

„Ja, sie wird ganz lustig. Da kommt eine braune Bäuerin aus dem Dorf, mit einem lustigen bunten Rock und einem lustigen seidenen Tuch um die Schultern und mit roten Bändern im Zopf und sagt: ‚Gebt mir die kleine Josefine, bei mir wird sie wohl trinken lernen.'"

„Ja," sagte Rösli zufrieden, „mit roten Bändern im Zopf, das ist schön."

„Und sie nimmt die kleine Josefine in den Arm, steckt sie unter das bunte Seidentuch, lacht ihr zu und hätschelt sie und klingelt mit der silbernen Kette an ihrem Hals, und die kleine Josefine muß lachen!"

„Ja, sie muß lachen!" lachten die Kinder.

„‚Kannst du lachen, so kannst du auch Milch trinken, mein Schatzi,' sagt die gute Bäuerin Nina, und richtig — die kleine Josefine dreht nicht mehr das Köpfchen weg, schreit nicht mehr, sondern trinkt!"

„Haha! Wir haben auch eine Nina, Mama!"

„Und die kleine Josefine ist gerettet, denn die lustige Bäuerin ist ihre Amme geworden und hat sie so lieb wie ihre eigenen Kinder. Und die kleine Josefine wird groß, und die lustige Bäuerin wird alt. Ihre Kinder sind verheiratet, beim Großpapa

in Chur führt sie die Wirtschaft. Sie hat aber eine Enkelin, und das ist Laure Anaise. Und nun, was geschieht? Laure Anaise sagt: Ich will einmal die Josefine in Zürich besuchen, und Hermann und Rösli will ich auch besuchen. Lange will ich bei ihnen bleiben und alles mit ihnen tun. Wann die Stuben geputzt werden, will ich mit putzen helfen, und wann viel zu schaffen ist, will ich mit schaffen. Und wenn sie mich dafür lieb haben, will ich singen und ihnen auf der Zither vorspielen und mit Hermann und Rösli tanzen. Ist das nicht schön? Sehr lieb werden wir Laure Anaise haben und keinen Augenblick vergessen, daß sie uns besucht und uns hilft. — Wie Mamas Schwester wird Laure Anaise sein —"

„Wie Tante Adele?" machte Hermann erschrocken.

„Nein, nicht wie Tante Adele, bitte, Mama!" rief Rösli.

„Wie Tante Marie? Tante Marie ist ziemlich hübsch," forschte der Bub mit dem altklugen Gesicht.

Die Mutter beruhigte sie. „Laure Anaise ist Laure Anaise, heißt nicht Tante, heißt Laure Anaise, hat eine Zither und lacht den ganzen Tag." —

Diese Nacht weinten die Kinder nicht im Schlaf, von unbewußten Schrecknissen geängstigt.

Sie träumten von Laure Anaise, die mit ihnen lacht und springt, daß der schwarze Zopf mit dem roten Bande wackelt.

Und am Morgen, als sie erwachten, war Laure Anaise gekommen und lachte wirklich und nickte ihnen zu, nickte bei jedem Wort, aber nichts verstand sie, denn sie war ein romanisches Kind und konnte wenig deutsch.

* * *

In der Küche erklingt das Lachen und Zwitschern der Kinder, die Zither erklingt.

Werden die zarten Klänge allmählich das dumpfe Grabgeläute übertönen, das unablässig, Tag und Nacht, durch dieses Haus dröhnt?

Werden die Frühlingsblumen den schwarzen Spalt verhüllen, dem Höllenqualm entsteigt?

Josefine sah es deutlich durch die geschlossenen Türen gehen, das Gespenst mit den verschleierten Augen, das sie verfolgte mit seiner Unbegreiflichkeit, mit seinen höhnenden, quälenden Rätselfragen.

Ich war dein Gatte. Ich war Georges.

Wer bin ich? Wer ist das — Georges?

Bin ich der Mann, den du kennst? Den du geliebt hast? Dem du noch anhängst mit der Kraft der Erinnerung? Der Vater deiner Kinder? Der Mann, der deine Kinder liebte? Bin ich dieser

Mann? Oder bin ich der Abschaum, der Verbrecher, der Ausgestoßene, vor dem alle guten Dinge der Erde fliehen, vor dem die Sonne ihr Gesicht verhüllt? Das Scheusal, das die Menschen nicht unter sich dulden durften? Der Angesteckte, der die Pest verbreitet?

Nein! nein! nein! schrie es in ihrem zerspaltenen Herzen, ich kenne dich, Georges! Du bist ganz Mensch! Hab ich dich nicht oft gesehen, hilfsbereit, eilig, selbstverleugnend fortstürmen mitten in kalter Nacht? um als Arzt Leidenden beizustehen? Wie oft hab ich von dir Worte gehört, tiefe, warme, wenn du an den Bettchen unsrer Kinder standest! Wie dientest du eifrig der Wissenschaft! Wie wenig verlangtest du von den Menschen! Wie nachsichtig war dein Spott! Wie fröhlich war deine Weinlaune! Hast du nicht angstvoll um mein Leben gebebt, als ich in Gefahr war? Wolltest du nicht mit mir sterben, als ich zu sterben fürchtete? Nein, du bist ganz Mensch, Georges, ich muß dich doch kennen, ich, die Mutter deiner Kinder!

Aber — aber — sie sagen ja — ich kenne dich nicht! Sie sagen, du seiest jemand anders als der, der du bist. Du selber hast bekannt, nicht der zu sein, als der du gewöhnlich erscheinst. Du selber hast gegen dich ausgesagt. Das war gefährlich,

Georges. Das war unsinnig! Sie haben alles geglaubt. Sie glauben das schlechteste zuerst und am liebsten. Warum hast du gegen dich selber ausgesagt, Georges?

Sie haben dich angeklagt unbegreiflicher, lichtscheuer Greuel, die der Mund nicht nennen kann, die nur ihr Mund nennt, der Mund der schamlosen Gerechtigkeit, die gekommen ist, die Schamlosigkeit zu strafen. Du hast die Beschuldigung gehört, und du hast sie nicht ins Gesicht geschlagen, deine Beschuldiger. Du hast ihre abscheuliche Zunge nicht in den lügnerischen Mund zurückgestoßen. Du hast die Achseln gezuckt, sagen sie, du hast — gelächelt! War das ein Augenblick zum Lächeln, Georges?

Wer bist du? Sprich, wer bist du?

Ein Bild auf dem Wasser?

Ein bunter Anstrich auf einer zerbröckelnden Lehmwand?

Ein Ungeheuer mit Menschenaugen?

Ein Vampir, der lachen kann und in heimtückischer Mitternacht seinen Mund in Blut taucht?

Ja — aber dann — wer bin ich?

Und deine Kinder?

Kleine weiche, rosige Geschöpfe mit träumenden Augen und Vogelstimmchen — wer sind sie?

Sind es Kinder wie andere Menschenkinder? Sind es junge Werwölfe?

Sind sie wie — du?

Wie welches du? Sind sie wie dein du, das ich kenne?

Sind sie wie jener schreckliche Verbrecher, den sie in dir gefunden haben?

Eine Mutter denkt viel, Georges! Sage mir etwas über die Kinder, deine und meine Kinder! Ist ihr Schicksal — nein, nein! Ich kann es nicht aussprechen! Ich kann die Antwort nicht hören. Ich entsetze mich vor der Antwort! Ich empöre mich gegen jede Unerbittlichkeit! — Ich will das nicht dulden, Schicksal! Hörst du mich, du unerbittliches?

Oh, Georges! ich kenne dein verschleiertes Lächeln. Was flüstern deine seltsam zuckenden Lippen mir zu? Was sagst du?

Wie ich, so sind alle! Ohne Ausnahme. Keiner ist besser. Nichts ist gut. Niemand ist wert, daß ihn die Sonne wärmt. Alles ist nur Heuchelei, Konvention, und darunter das Aas. Lüge ihre Begeisterung, Lüge ihre Entrüstung. Sie spielen! Hast du das nicht gesagt, Georges? Hast du nicht die Erde um mich zu einem Leichenfeld gemacht? Hab ich nicht an deiner Seite gebebt und gezittert nach der Sonne, die keiner auf Erden wert ist? —

Aber dann — als alles vorüber war, als du

vor den Schranken standest, abgeurteilt, verdammt, zerschmettert, ausgelöscht, bist du da nicht wie ein Flehender an der Himmelspforte zusammengeknickt? Hast du nicht mit der Stimme der Wahrheit und der Verzweiflung geschrieen: ich sterbe ohne mein Weib! Gebt mir mein Weib und meine Kinder!

Haben sie nicht in ihren kalten Berichten berichtet: Es ging ein eisiger Schauder durch alle Anwesenden?

War das auch Heuchelei? Konvention? Lüge? Hast du das gespielt? Wer bist du?

Grübelnd, qualvoll starr ich dich an, und du erwiderst meinen Blick, grübelnd, qualvoll. Bodenlos und seicht zugleich ist dein Auge, höhnisch und verzweifelt zugleich ist dein Lachen.

Wer bist du? — —

Und plötzlich dann brach es wie ein Erlösungsschrei aus Josefines angstbeschwerter Brust: Ein Leidender! Was frag ich noch! Ein Verlassener! Ein Gefangener!

Armer Georges, fürchte nichts! Fürchte nichts! Ich verlasse dich nicht. Ich beurteile dich nicht. Ich verachte dich nicht. Ich will dich schützen, denn du bist in der Verzweiflung. Ich will aus meinem Herzen einen warmen Mantel machen um deine Nacktheit. Ich will —

Aber sag — wo waren deine Gedanken, wäh-

rend du bei mir warst, Georges? Was für Bilder —

Ach, nicht denken! Nicht denken! Gar nichts denken.

Leben. Und vergessen.

Die Zeit wird helfen; dir und mir.

Und die Arbeit! Vor allem die Arbeit.

Schaffen muß man, nicht rechts, nicht links sehen. Schaffen, leben und vergessen.

Lieber Gott, ich danke dir, daß ich arbeiten darf!

Lieber Vater, ich danke dir, daß du mir beistehen willst!

Nur Kräfte bitt ich . . .

Und fort mit dem quälenden Grübeln!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und so begann Josefine zu studieren wie ein Student und unter den Studenten. Und ihre schmerzhafte Aufregung verwandelte sich in rastlose Tätigkeit, und eine Fülle von Kraft strömte ihr aus der Arbeit entgegen.

Zweites Buch.

Rastlose Tätigkeit, wie freundlich bist du dem Leidenden, der sein Herz nicht beschwichtigen kann. Aber Gedankenarbeit muß es sein, Gedächtnisarbeit selbst ist willkommen. Das stärkt, das lindert, das — betäubt.

Die Uhr schlägt halb sechs. Dunkel, mondlos ist der Wintermorgen.

Steh auf, Josefine, die du müde wie eine Lohnarbeiterin gestern abend auf dein Bett sankest; um sieben Uhr beginnt das Kolleg.

Wecke die Kinder nicht, sie brauchen den Morgenschlaf, wecke nur Laure Anaise und das Mädchen, das dir und den drei Pensionären das Essen bereitet. Zwei von den dreien müssen auch geweckt werden, sie haben auch um sieben Kolleg.

Da poltert schon einer in die Küche, um sich die Stiefel zu putzen.

Ein ordentlicher Mensch, dieser Bernstein; der

Einfall, daß sich jeder hier selbst die Schuhe zu putzen habe, stammt von ihm.

„Kocht das Wasser, Laure Anaise? Ein Ei für jede Person; wir haben Kolleg bis elf in einem Ruck, dann komm ich heim. Nur zwei Grad heute morgen? Zieh Hermannli die wollenen Strümpfe an, die ich zurecht gelegt habe, und laß Rösli nicht ohne Jäckchen in den Garten. — Guten Morgen Kollege! Ist Ihr Referat fertig? Ich brauche einen hellroten Farbenstift, können Sie mir aushelfen? Ich werde mich blamieren heut im Präpariersaal, Sie sollen sehen!“

Bernstein ruft zum Tee. Bernstein macht immer den Tee morgens. Er hat seinen Samowar dazu hergegeben. Ein ordentlicher Mensch, dieser Bernstein. Immer gelassen, hilfbereit, ohne Galle.

Er steht neben dem Samowar und liest. Das ganze Zimmer ist voll Holzkohlendampf. Zwei Bücher hat er unter dem Arm, die Pelzmütze liegt vor ihm auf dem Teller. Er liest halblaut, murmelnd und blickt nicht auf, wenn jemand kommt. Laure Anaise lacht über Bernstein, aber Bernstein ist ein ordentlicher Mensch.

Den heißen Tee geschluckt, die Kinder geküßt, die sich erwachend die Augen reiben, noch ein paar Anordnungen an Käthe wegen des Mittagessens, und hinaus in den Wintermorgen. Die Laternen

brennen rot. An der Spitalscheuer heult der Hund an der Kette. Ein Wagen fährt ganz langsam in den Spitalhof ein; ein anderer mit einem schmucklosen Sarge rasselt hinaus. Beide, der Krankenwagen und der Totenwagen, fahren an Josefine vorüber, die in das Auditorium der Anatomie geht. Sie blickt sich nach dem Sarge um, trübe Gedanken wollen sich ihrer bemächtigen.

Da läuft es eilig heran durch den Nebel über den knirschenden Kies. Eine Kollegin. „Hören Sie, schlägt's schon ein Viertel? Nachher sind unsere Plätze fort.“ Sie stürmen vorwärts.

Atemlos hinein und auf die Plätze. Die ganze Wandtafel ist schon vollgezeichnet, der Assistent wäscht sich eben die Hände. Man gähnt, zeichnet nach und gähnt.

Richtig, der hellrote Farbenstift fehlt. Fatal!

Ist da schon der Professor? Wischt der Assistent die Zeichnung schon ab? Es ist ja noch niemand fertig! Was für eine Art ist denn das, abzuwischen, ehe jemand fertig ist?

„Meine Herren und Damen —“

Zwicky wird die Zeichnung haben, denkt Josefine, während sie eifrig nachschreibt. Zwicky ist der zweite Pensionär. Auch ein ordentlicher Mensch, aber hitzig und ehrgeizig, nicht so wie Bernstein.

In den Präpariersaal jetzt. Nun, was ist da

für ein Auflauf? Etwas besonders interessantes? Ach nein, nur eine frische Leiche, eben aus dem Wasser gezogen. Eine Frau, die mit ihrem Kinde in die Siehl gesprungen ist; sie wird sofort „verteilt“.

Josefine weicht zurück, es ist ihr immer noch schwer.

Der Prosektor sagt etwas. Ein einziger lacht.

Dann dröhnendes Gescharre. „Was hat er gesagt?“ Das Scharren will kein Ende nehmen.

„Geniert Sie das, meine Herren?“ piepst die schwache Stimme des Prosektors. „Sehen Sie her, es ist, wie ich sage. Wir haben noch keinen Proletarier seziert, der nicht auch sein bißchen Fett gehabt hätte.“

Sie scharren wieder. Der Prosektor ist durchaus unbeliebt.

Josefine geht mit ihrem Präparat an ihren Tisch. Die Hand ist's, die sie bekommen hat, die rechte Hand der Selbstmörderin. Eine feine, jugendliche Hand, die Finger von Nadeln zerstochen. Die Hand einer fleißigen Näherin. Nun starr, bläulich, gekrümmt.

„Ist Ihnen schlecht?“ ruft die Kollegin vom Nachbartische, „wollen Sie eine Zigarette?“

Josefine bezwingt sich, raucht und beginnt ihre subtile Handarbeit an der zernähten Hand. Eine Mutter mit ihrem Kind im Arm — in der Siehl

gestern — heute hier — zerstückt — von einer anderen Mutter, die an ihrem toten Leibe den Bau — die normale Anatomie studiert.

„Was? ich werde doch nicht ohnmächtig? Kollegin, Wasser! Nein, ich laufe hinaus! Aber ich komme sofort wieder. Lassen Sie niemand mein Präparat wegnehmen, bitte — oh — Luft!“

Josefine kommt zurück, noch etwas blaß, aber gefaßt. Sie schämt sich ihrer Schwäche. Sie möchte sich verteidigen. „Ich begreife das nicht. Ich stehe ganz ruhig und interessiert, schneide vorsichtig, habe keine Spur von Widerwillen, und plötzlich fühle ich etwas unter den Fußsohlen, so eine Schwäche — es dreht sich langsam alles im Kreis — der Magen wird ungemütlich — im Munde —“ Sie schüttelte sich, sie fürchtete eine Wiederholung des Anfalls.

„Ich denke gar nichts,“ sagte die Nachbarin ruhig. „Tun Sie das auch. Ich finde, diese Präparate sind wirklich angenehm. Neulich hatte ich mal eins mit Würmern unter der Haut. Das war widerlich. Es muß ja doch sein.“

„Können Sie sogar hier essen?“ ruft Josefine fast erschrocken.

Die Kollegin kaut. „Nur Beefsteak, englisch, nicht. Es ist 'ne gewisse Ähnlichkeit. Aber mein harmloses Butterbrot — warum nicht?“

Warum nicht? Es muß ja sein. Man muß ja essen, alles muß so sein, wie es ist. Die magere, zernähte Hand, die scharfen Messerchen zum Zerschneiden, der Selbstmord der Armen. Woher sonst frisches Material nehmen für die „normale Anatomie“?

Ich — das hier — der Präpariersaal — arme, verzweifelte Mutter — starrer Zeigefinger du —

Nun, was ist das heute mit mir? Fängt es schon wieder an? Nimm dich zusammen, Josefine, der Assistent kommt. Er wird dich fragen nach den Namen der Muskeln, der Nerven, die diese arme Hand — Um Himmels willen, was ist mit mir? Ich werde mich blamieren! Sie ist ja tot. Fühlt nichts mehr. Hat den Witz des Prosektors nicht gehört. Keine Miene verzogen! Du willst doch lernen. Lernen, um nachher helfen zu können! Kann ich — kann ich helfen? Solchen armen Müttern, die in die Siehl springen müssen mit ihrem Kinde im Arm?

Da! der Assistent. Er schiebt heran. Das tägliche Examen beginnt.

> ‚Das ist's ja, was den Menschen zieret,
> Und dazu ward ihm der Verstand,
> Daß er im innern Herzen spüret,
> Was er erschafft mit seiner Hand.‘

Immer zitiert er, der Assistent . . . „Was er erschafft —“

Und was er zerstört auch. Wieso zerstört? Hier wird nichts zerstört. Nur schön reinlich zertrennt. All die Muskeln, die Bänder, die Nerven. Nachher gibt es ein zierliches Präparat. Man lobt sogar. Es muß ja sein. Aber doch lobt man das schönste Präparat. Das ist für den Ehrgeiz.

Warum sprang sie in die Siehl? Sitzt ihr Mann vielleicht im Zuchthaus? Und die Kindesleiche? Die ist gleich in Eis gelegt, nicht wahr?

Ach richtig, daß ich es nicht vergesse — morgen ist Röslis Geburtstag. Die kleine Wachspuppe muß ich noch kaufen, sie freut sich so darauf. Liebes Rösli du!

Aha, der Professor auch noch. Jetzt examiniert der noch einmal. Werd ich bestehen? Werd ich mich blamieren? Nein, ich werde schon wissen, ich bin das meinem Vater schuldig.

Was für ein häßlicher, quarrender Ton? Woher kommt der?

„Nein aber!“ ruft die Kollegin, „der Lausbub, der Luzerner, sehen Sie, was der macht. Hat den Magen da genommen und bläst ihn auf wie 'nen Dudelsack! Seelenroheit!“

Der Bursche lacht „hihi!“ Ein paar lachen mit.

„Pfui!“ schreit Josefine. Es ist ihr so entfahren, ganz laut und empört. Alle gucken sie an. Einige nicken.

„Das hätten Sie sich sparen können," sagt die Kollegin, „der bringt's in die Bierzeitung, passen Sie nur auf. Man muß diese Dinge nicht so ernsthaft nehmen. Der Lausbub kommt vom Frühschoppen. Das macht nur böses Blut gegen uns Weibliche. Tun Sie das, bitte nicht wieder."

Josefines Gesicht zuckt. „Immer werd ich pfui schreien, wenn's nötig ist. Sollen wir überall dabei sein und schweigen? Man läßt uns zu — nun — wir wollen den Ton mit bestimmen, der hier herrschen darf!"

„Sie sind zu hitzig. Wenn Sie so machen, fliegen wir Weibliche nächstens hinaus. 's ist ja nur ein dummer Junge."

Am Ausgang trifft Josefine mit dem Luzerner zusammen. Er bringt sein blasses freches Gesicht dem ihren ganz nah und schreit: „Sie da! Warum haben Sie pfui gerufen?"

„Warum?" Josefine sieht ihn ernsthaft an. „Solche Roheiten gehören nicht in eine wissenschaftliche Anstalt, Herr —"

Der Student blinzelt. Seine Augen röten sich vor Wut. „Sie haben hier nichts zu monieren. Dazu ist der Prosektor da."

„Ich werde mich beim Professor beschweren!"

„Hihi! sogar beschweren! Haben Sie nicht

gehört, was der Doktor Ebert vom Proletarierfett gesagt hat?"

„Schämen Sie sich, Herr!" ruft Josy.

„So? auch noch schämen! Wer zimperlich tut, mag draußen bleiben, wissen Sie's jetzt?"

Es hat sich ein Kreis um die Streitenden gebildet, niemand greift ein. Der Luzerner ist ein bekannter Raufbold.

„Ich hab's ja nur ausmessen wollen, wieviel Kubikcentimeter Inhalt so en Proletariermagen faßt," grinst der Bursche gegen die Umstehenden.

Man lacht.

„Kommen Sie fort!" Die Kollegin zieht Josefine mit sich. „Sie haben schon genug angerichtet, Sie hetzen uns den ganzen Präpariersaal auf den Hals, sämtliche deutsche Studenten!"

Müde und zerschlagen heim zum Mittagessen.

Aber an der Tür laufen Josefine die Kinder entgegen.

„Einen Augenblick, Kinder, Mama muß sich erst umziehen."

Fort mit den Arbeitskleidern, an denen der Geruch aus dem Präpariersaal klebt! Fort mit den abstoßenden Bildern, den niederdrückenden Vorstellungen dieser letzten Stunden. — ‚Es ist doch gut, daß wir nicht in die Siehl gesprungen sind, meine süßen Kinder.‘

„Leg dein Köpfchen an, Rösli, schneckelt euch an die Mama; ja, die Mama bleibt jetzt bei euch, vier volle Stunden, wir haben heut einen bequemen Tag. Und morgen? was ist morgen? Wie alt wird unser Rösli morgen? Und wünscht sich noch eine Puppe, so ein großes Mädchen von sieben Jahren!"

Aber da kommt Bernstein zum Mittagsessen, lesend im Gehen wie gewöhnlich.

Josefine läßt die Kinder los und ruft ihn an: „Haben Sie die Geschichte mit dem widerwärtigen Luzerner gehört? Wo waren Sie, als ich den Streit hatte?"

Bernstein zieht die Brauen in die Höhe und blickt mit runden Augen durch die Brille. „Weiß nicht. Komme eben vom Präpariersaal. Nichts gehört." Bernstein liest wieder.

„So hören Sie jetzt. Oder — Sie haben wohl keine Lust?"

„Ach — nein. Ich lese."

Josefine lacht und wendet sich wieder zu den Kindern. Aber ihre Gedanken sind bei dem Zusammenstoß mit der Roheit, den sie heut wieder erlitten, und instinktiv nur drückt sie die Kleinen an sich.

Wie einsam ich bin, fährt es ihr schmerzhaft durch die Seele.

Da klingelt Hermann mit der Kuhglocke zum Mittagessen. Das ist sein Amt und sein Vergnügen. Er klingelt, bis ihn Zwicky am Ohr nimmt und ihm die Schelle entreißt. Zwicky spielt oft mit den Kindern, er packt sie derb an, aber sie haben ihn gern.

Käthe bringt das Mittagessen. Es ist genießbar, mehr nicht. Die Kartoffeln sind sogar angebrannt.

„Aber, Käthe!“ ruft Josefine.

Bernstein blickt von seinem Buche auf, er macht ein finsteres Gesicht. „Beschämen Sie das Mädchen nicht, wir essen die Kartoffeln doch.“

„Wir sind nicht so verwöhnt,“ fällt Zwicky ein.

Nur der dritte Student sagt nichts. Ihn scheinen die angebrannten Kartoffeln zu verdrießen. Sein Schweigen beunruhigt Josefine. Diesem Neuen gegenüber fühlt sie sich als „verantwortlicher Minister,“ wie sie das nennt.

„Es tut mir sehr leid, Herr Dubois — Käthe hat vielleicht etwas anderes.“

Dubois murmelt und errötet. Der wird nicht lange hier bleiben. Diese Art fühlt sich in der kleinen Republik „Zum grauen Ackerstein“ nicht behaglich. Bernstein und Zwicky sind wie zu Hause, der dritte ist immer ein Wandergast, sonderbar! —

Lateinstunde bei Zwicky, dann wieder ins Kolleg bis sieben Uhr. In die Stadt, eilig, sonst sind die Läden geschlossen und das Wachspüppchen für Rösli nicht mehr zu haben.

In den Anlagen um die Universität rauscht der Sturm, er jagt Josefine den steilen Weg des Schienhut hinab zum Hirschengraben, wo die kahlen Bäume mit ihrem breiten Geäst die Laternen fast verdecken.

Wachspuppe — morgen Repetitorium in der vergleichenden Anatomie — und der will Arzt werden? darf Arzt werden? Sind wir wirklich nur geduldet, wie die Kollegin sagt? Ach, das zahme, zahnlose, wehrlose Frauenvolk! Die Entstehung des Glykogens ist mir nicht klar, da frag ich Bernstein — noch kein Brief vom Vater — ach, mein kleiner Uli, so lang hab ich dich nicht gesehen! — Und der will Arzt werden! Und den wollen sie auf die Menschheit loslassen? — Georges —

Ein Schauder schüttelt Josefine, jemand faßt sie am Genick und dreht ihr den Kopf nach rechts hin. „Dort!"

Von Mauern umgeben, von Anlagen umschlossen, liegt dort das Haus des Schreckens wie ein Herrensitz oder ein Schloß. Was tut er jetzt! Sie haben ihn mit Schreinerarbeit beschäftigt, aber

er hat kein Geschick für mechanische Arbeiten. Fortwährend verletzt er sich an seinem eigenen Werkzeug. Dann geht er müßig und brütet vor sich hin.

Ach, qualvoll! qualvoll!

Nur den Weg nicht gehen, der sich an der Zuchthausmauer entlang windet!

Sie standen nicht immer, diese Mauern. Es kam ein Tag, da wollte man dies schreckliche Haus stürmen und die Gefangenen befreien. Den schmalen gewundenen Weg kamen sie herauf, wollten die Türen erbrechen. Damals ist hier scharf geschossen worden, und nachher hat man die festen Mauern angelegt.

Josefines Herz bebt mit den Sturmstößen um die Wette.

Wenn solch ein Tag wiederkäme wie der von 1871, von dem ihr der Vater als Augenzeuge erzählt hat, und sie dabei, und sie in der vordersten Reihe! Sie wird doch in der vordersten Reihe sein, wenn es zu befreien gilt!

Komm heraus, du Armer, Verachteter, unseliger Mann du! Fühle die Luft, den Alpenwind von den Bergen herunter. Sieh, die Sonne scheint noch! Die Erde steht noch fest. Der See rollt seine blitzenden Wellen. Wer hat dir das Schandkleid angezogen? Wer hat dir die rote Nummer auf die häßliche Jacke genäht?

Ihre Seele strömte in ihre Augen, sie flossen über.

Wie Georges vor ihr gestanden ist, wenn sie ihn besuchte! Wie ihm die graugelbe Jacke am mageren Leibe hängt! Wie gelb sein Gesicht geworden ist, wie fahl sein Haar, wie matt seine Augen, wie schlürfend sein Schritt. Ein gebrochener Mann! Wie er wimmert und klagt und seine blutlosen Hände zeigt und auf seine Brust schlägt und ächzt.

„Morphium, Josefine, bring mir Morphium! Aber genug! Ich will nicht an der Schwindsucht sterben, das geht mir zu langsam. Du kannst es leicht verschaffen, mußt es tun! Ich hinterlasse einen Brief, in dem ich sage, daß ich das Gift noch selbst in Besitz hatte. Auf dich fällt kein Verdacht! Laß mich sterben."

Entsetzliche Stunden, diese Besuche im Zuchthause. Krankmachende, wirrmachende Minuten.

Nun haben sie ihn nach Neuenburg übergeführt, seit einem halben Jahre ist er fort von hier.

„Aus Schonung!" sagte der Direktor. „Ihre Besuche lassen stets eine hochgradige Aufregung zurück bei dem Gefangenen; in der Zwischenzeit findet er sich in sein Schicksal so gut wie die anderen hier."

Der Direktor hat Josefine immer mit Achtung und Mitgefühl behandelt; endlich hat er den Ausweg einer Wegführung des Gefangenen in eine Anstalt seines Heimatkantons erdacht.

„Es geschieht auch in Ihrem Interesse,“ hat der Direktor gesagt.

Der Vater hat Josefine darauf einen beglückwünschenden Brief geschrieben. Er hat seine Meinung noch immer nicht geändert, der alte Plattner. Das macht den Verkehr zwischen Vater und Tochter schwierig.

An der Zuchthausmauer raschelt der dürre Efeu. Ob in Neuenburg oder hier, immer doch ist der Unglückliche dort, wo in der Mauer die Gittertür schließt, die sich nur öffnet, wenn der Wächter es erlaubt. — —

Vorwärts! in den Laden. Das Wachspüppchen für das geliebte Kind gekauft. Laure Anaise hätte den Gang machen können, aber Josefine wollte selbst.

Ach, meine Kleinen, zu wenig, zu wenig bin ich für euch! Und doch — alles, was ich treibe, mein ganzes Studium, mein ganzes Tagewerk, ist es nicht für euch? Wozu sonst lebte ich? Was wäre mir dies schwere Dasein? Ihr versteht das heut noch nicht. Ihr schmollt mit mir, wenn ich immer von euch weggehe. Einmal werdet ihr es verstehen. Einmal werdet ihr wissen, daß mich die Liebe zu euch von euch forttrieb . . .

Und morgen also Repetitorium, und am Samstag zum erstenmal Diagnose machen! Himmel, wenn ich mich nur nicht blamiere!

* *
*

Sie blamierte sich nicht. Sie machte all ihre Examina in der denkbar kürzesten Frist, trotz all der Erschwerungen. In den Pensionären fand Josefine Kameraden, die sie bereitwillig und mit großer Stetigkeit vorwärts schoben. Auch das dritte Zimmer gewann einen ständigen Bewohner in Helene Begas, einer scharfäugigen, tüchtigen Mathematikerin, die Josefine bald freundschaftlich näher trat und ihre Hilfe auch auf das Stiefkind des „Grauen Ackersteins," die geregelte Hauswirtschaft, ausdehnte. Ihr war es zu danken, daß in das Hausmädchen Käthe ein feuriger Ehrgeiz einzog, keine Kartoffeln mehr anbrennen zu lassen. Man nannte Käthe die „Ernährerin" und behandelte sie mit Achtung, und Käthe sah, daß hier im Hause niemand lebte, nur um sich einen guten Tag zu machen. Verwundert sah sie, wie emsig geackert ward im Haus „Zum grauen Ackerstein." Es gab nur ein Gespräch, nur ein Interesse, nur ein Streben — die Arbeit! die Arbeit! und noch einmal die Arbeit!

* * *

Wenn Josefine später dieser Jahre gedachte, dann sah sie vor sich einen flachen Garten unter einem grauen Himmel. Mit schnurgerader Regelmäßigkeit war der Garten angelegt, in unüber-

sehbar viele kleine Quadrate geteilt, und jedes Quadrat trug seine Namentafel. Und in diesem Garten wandert sie und ist wieder Kind. Eine zweite Schulzeit ist gekommen. Wie Hermann und Rösli denkt man nur von einem Tag auf den anderen. Wie Hermann und Rösli freut man sich, wenn man gut bestanden hat, und ist niedergeschlagen, wenn man schlecht bestanden hat. Man freut sich auf den Samstagnachmittag, weil dann kein Kolleg ist; man erwacht und will aus dem Bette springen, mit Herzklopfen, mit Angst, weil man zehn Minuten zu spät aufgewacht ist, und auf einmal dehnt man sich lachend: „Ach, es ist Sonntag! Sonntag." Und wie gut sind die Ferien, obwohl man dann erst recht studiert, alles wieder durcharbeitet und endlich auch einmal zum Lesen kommt. Natürlich wissenschaftliche Bücher, aber zusammenfassende, philosophische, vor denen man klein wird und ganz sich vergißt und seine eigene ephemere Existenz.

Das sind schöne Jugendaugenblicke, die vor den Büchern und die vor dem Mikroskop, wo man sich in das Geheimnis des Lebens vertieft. Der Kern der stillen Zelle wird unruhig, er dehnt sich zur Spindel, die Elemente, einen Augenblick zum Knäuel verschlungen, ordnen sich an beiden Polen. Sie schließen sich zu Sternen zusammen, sie lösen sich von einander, aus dem Mutterstern sind zwei Töchtersterne

geworden, die ein selbständiges Dasein führen; der Teilung des Zellkerns folgt die Teilung der Zelle, ein neues Individuum ist entstanden, da unter dem zarten Deckgläschen auf dem Objektträger, und ich hab es werden sehen!

* * *

Eine merkwürdige Kräftigung ging von diesen Naturstudien aus. Josefine vergaß nicht nur sich und ihr Leid, sie fühlte eine intellektuelle Freude, einen Genuß am Erkennen, der sie widerstandsfähig machte gegen die Stöße des Geschicks. Es war ihr, als gewänne sie festen Grund unter den Füßen. Sie schwebte nicht mehr im Bodenlosen, sie erkannte wenigstens die Grenzlinien des unbekannten Landes, das hinter aller menschlichen Erkenntnis liegt. Es war vielleicht nicht möglich, etwas zu wissen, aber man konnte vieles sehen, woran man nie zuvor gedacht. Die Schaulust war auch eine Lust und keine geringe.

Josefine vergaß zuweilen, daß die Kinder noch jünger waren als sie, und zeigte ihnen, was sie selbst überrascht hatte. Die Kleinen sahen den lebendigen Plasmastrom durch die Stengel der Armleuchterpflanze rinnen und beguckten durch das Fernrohr die Ringe des Saturn. Josefine wollte

ihnen große Eindrücke geben, die größten, die sie selber gehabt. Dann saßen die Kleinen nachher mit Laure Anaise zusammen und woben Märchen daraus. Rösli war voll Phantasie, sie dichtete am eifrigsten. Sie sah die Bäume bluten, wenn man ihnen einen Zweig abschnitt, und die Traube am Hausspalier sprach zu ihr mit deutlicher, flüsternder Stimme: „Nimm mich, Rösli, ich bin reif.“ Wenn sie sich in den Straßen verirrte, dann war allemal „ein guter Zwerg“ gekommen und hatte sie nach Hause geführt. „Ein Zwerg, ganz gewiß! Glaubst du es nicht, Mama? Er war ganz klein mit einem großen Bart, so wie die Zwerge immer sind, Mama.“

Fräulein Begas warnte zuweilen: „Das ist nicht gut, Frau Josty, das Rösli phantasiert so viel zusammen, Sie als Mutter sollten das nicht dulden.“

Dann lächelte Josefine. „Lassen Sie doch. Das Kind ist glücklich. Ich freue mich über seine schöne Mitgabe für das schwere Leben.“

„Ich freue mich nicht! Das Rösli wird konfus und unzuverlässig. Es lügt ganz ruhig, gerade ins Gesicht.“

„Ach, Fräulein Helene, Sie sind Mathematikerin! Lassen Sie dem Rösli sein harmloses Spiel. Das Leben ist so grau — —“

Zum Schlusse fiel Fräulein Begas über Laure Anaise her: „Auch Laure Anaise ist nicht klar. Sie macht Ausflüchte, wenn sie was pecciert hat. Und den ganzen Tag sind die Kinder mit der zusammen."

Dann ward Josefine gereizt. „Sie verstehen das nicht, liebe Helene, Sie können Laure Anaise nicht begreifen. Das Mädchen ist wie ein Stückchen Natur, und mir sagt sie immer die Wahrheit. Ich habe Laure Anaise sehr lieb, und die Kinder hängen an ihr. Was wollen Sie weiter?"

Einmal nach solchem Gespräch kam Laure Anaise ins Zimmer. Sie brachte ein Körbchen voll zarter Herbstzeitlosen in dunkelgrünem Moos und strahlte vor Freude.

„Ach, die sind ja giftig!" rief Fräulein Begas unzufrieden.

In Josefines müdem Herzen aber erwachte ein Sturm von Zärtlichkeit. Sie nahm das zierliche Mädchen in die Arme, preßte sie an sich und küßte ihre glänzenden Kirschenaugen, in die das krause Haar hineinhing. „Ich bin froh, daß du da bist, Laure Anaise."

Hinter der Portiere stürzte Hermann hervor: „Mich auch, Mama! Mich auch küssen, Mama!"

Rösli aber hatte sich zwischen den Vorhangfalten verkrochen und beobachtete stumm und ge-

spannt ihre Mutter und Laure Anaise, die Hermann vergeblich wegzudrängen suchte. Röslis dunkle Augen glühten, ihr kleines leidenschaftliches Gesicht zuckte in verhaltenem Weinen. Und dann, als Josefine hinausgegangen war, ohne sie zu beachten, ohne sie zu sich zu rufen, stampfte sie mit den Füßen und brach in unstillbare Tränen aus.

Über den Flur schrie und wimmerte es: „Papa! Papa! Papa!"

Fräulein Begas suchte die Kleine zu beruhigen, es gelang ihr nicht.

„Was ist euch? Was fällt euch ein? Wollt ihr schweigen!" rief Josefine zornig hereinstürmend.

Die Kinder blickten trotzig zur Seite. Sie saßen auf einem Bänkchen, hielten sich umfaßt und schrien um die Wette.

„Wir wollen zum Papa," sagte Hermann; sein Gesicht hatte einen so bekannten Ausdruck, daß Josefine zusammenschrak. „Wir wollen nach Afrika, wo Papa ist!"

Da kam es wie ein Entsetzen über Josefine. Sie fühlte eine Kälte herwehen von dem Plätzchen, wo die Kinder saßen. Sie entgleiten mir, dachte sie, ich kann sie nicht halten. Ich gebe mein Leben für sie, und sie entgleiten mir.

Sie wollte niederknien, die Kinder umfassen, mit ihnen weinen, ihre Tränen trocknen, aber sie

blieb stehen, starr aufrecht, tränenlos, mit geballten Händen.

Sie sah auf einmal fremde Kinder vor sich, die ein ihr unbekanntes Weh weinen machte; — sie sah sich selbst einem unbekannten Ziel nachrennen auf unbekannten Wegen. Die Wege führten sie weit, weit fort von jenen fremden weinenden Kindern.

„In diesem selben Augenblick — was ist das? Woran denke ich? Denke ich an die interessante Anamnese von heute morgen oder denke ich an die Kinder?'

Ein Schleier zerriß, sie fühlte die Leere um sich wie eine scharfe, bis ins Mark fressende Kälte.

‚Ist alles Betrug? Wozu leb ich? Leb ich nicht für sie? Bin ich ganz allein? Ist jeder so allein wie ich?'

Sie konnte die Kinder nicht ansehen. Sie fühlte: Es sind seine Kinder. Meine nicht. Ich liebe sie nicht genug.

Zwickys laute, lärmende Stimme tönte über den Flur. Hermann erhob den Kopf und schüttelte seine Schwester: „Onkel Zwicky soll uns reiten lassen, komm."

Mit furchtsamen Blicken nach der Mutter, die in müder Haltung in einem Stuhl hing, schlichen die Geschwister hinaus. Rösli schluchzte noch eine

Weile, bis sie sich beruhigte. Mit Laure Anaise aber wollte sie den ganzen Tag nichts zu tun haben. Abends noch beim Auskleiden stieß sie mit den Füßen nach ihr.

* * *

„Unsinn!" sagte sich Josefine, als sie die kleine Gesellschaft lachen und jauchzen hörte, „die Kinder entbehren nichts. Meine Sentimentalität meldet sich wieder. Die schlauen Schelme haben bemerkt, daß ich unruhig werde, wenn sie nach dem Papa schreien, und nun probieren sie's immer von neuem. Ich gebe den Kindern jeden freien Augenblick. Dies Kopfzerbrechen über unabänderliche Dinge ist ein schädlicher Zeitvertreib. Und ich habe nicht einmal Zeit. Ich habe Besseres zu tun. Ich arbeite, um den Kindern eine Existenz zu schaffen. Wenn ich die Kinder nicht gehabt hätte, hätte ich das Leben nicht auf mich genommen. Jetzt ist es mir recht, daß ich es getan habe. Es ist der Mühe wert, gelebt zu werden, solch ein Arbeitsleben. Man wird stark davon. Die Kinder werden einmal einsehen, wie schwer das war. Wenn ich die Kinder nicht hätte, wie unendlich viel einfacher läge alles. Dann könnte ich mich ganz dem Studium widmen — — dann — Mein Leben für die Wissenschaft! Ich hätte Tüchtiges geleistet, ich weiß es."

Oft empfand sie Fesseln um sich, atmete schwer unter den hunderterlei Verpflichtungen.

„Ich kann mich dem Studium nicht so hingeben, wie ich möchte. Die anderen haben es gut. Helene, und der Bernstein erst! Wie Bernstein möcht ich am liebsten sein. Hört und sieht nichts als seine Physiologie. Die Physiologie ist seine Mutter, seine Geliebte, seine Welt. Er braucht keine Kunst, keine Religion, er braucht nur Physiologie. Ohne Zucker, ohne Butter kann er leben, ohne Physiologie nicht. So möcht ich mich konzentrieren können. So unbeteiligt, kühl und rein durch dies dumme, abscheuliche, widerspruchsvolle Leben gehen. Aber dieses beste Glück ist mir versagt. Nun — wenigstens werd ich Brot für meine Kinder schaffen. Das ist auch etwas!"

Bei dem Gedanken, daß auch das Brotschaffen etwas sei, ging ein Aufrecken jedesmal durch Josefines Gestalt.

„Ein ganzer Mensch werd ich sein, nicht nur eine Frau. Für meine Kinder werd ich arbeiten. Für meine Kinder und auch für Georges! Für dich, du Armer! Ich, die Mutter von allen!"

Eine fieberhafte Freude durchzuckte sie. Sie riß die Kinder an sich, drückte und küßte sie. „Ich, ich werde euch alles geben! Das Brot, die Kleider, das Haus! Von meinem Blut, von meinem Hirn

sollt ihr leben, Kinder. Von meinem ganz allein! Versteht ihr das?"

„Spielst du dann mit uns?" sagte Rösli zaghaft unter den heftigen Liebkosungen der Mutter.

„Spielen? Nein, dazu hab ich nicht Zeit. Mama muß lernen. Hier! all die dicken Bücher. Seht ihr? In den Ferien spielen wir zusammen."

Josefine schob die Kleine von sich und griff mit Ungestüm nach dem verlassenen Buch. Der Wirbel der Empfindungen legte sich. Sie atmete bald ruhig und gleichmäßig.

‚Ich werde doch können, was jeder beliebige Bub kann, lächelte sie, ich werde doch lernen, beobachten, mich konzentrieren können wie jeder dieser jungen Studenten?'

Und es gelang vollkommen; mit den Aufgaben wuchsen die Kräfte.

* * *

Josefine stand vor dem dritten Examen. Sie arbeitete jetzt atemlos, aber nicht ohne Genuß, denn sie war ganz allein. Der Vater hatte die älteren Kinder und Laure Anaise mit sich in die Berge genommen, und auch die Pensionäre waren verreist.

Es war im August. Täglich wehte der Föhn

und trieb die heißen Luftwellen bis in die Zimmer voll grüner Dämmerung, durch die geschlossenen Läden hinein.

Aber die Morgen waren herrlich. Wenn die Sonne die kahlen Felsen am Ütligipfel rötlich und violett anhauchte, sprang Josefine aus dem Bette, als wären diese lichten Morgenfarben grelle Trompetenstöße.

Schnell, schnell an den Waschtisch, in die große, flache Blechwanne und mit kühlem Gusse den schlummerheißen Leib erfrischt.

Schnell in die einfachen Kleider, jeden Tag dieselbe dünne schwarze Bluse, denselben schwarzen Rock. Keine Schleife, kein Band, keine Blume. Nichts als einen schmalen weißen Leinenkragen um den Hals. Keine Manschetten, nur die schwarzen langen Ärmel, die bis auf die feinen Hände fielen. In der halb klösterlichen Tracht sah sie jung und schmal aus. Das kurzgeschnittene Haar, von dem eine eigensinnige Locke in die gefurchte Stirn hing, umrahmte einen ernsten, energischen Jünglingskopf. Aber sie sieht nicht in den Spiegel. Mit nackten Füßen schnell, schnell in die Küche an den Herd — die kalten Fliesen kühlen so angenehm. Die Sonne scheint heiß in das Küchenfenster, auf dem Fenstersims tönt das Zwitschern der Sperlinge und das Scharren ihrer kleinen Füße.

Mit dem Frühstücksbrettchen hinaus auf den kühlen Balkon. Wie frisch! wie duftig! wie morgendlich! Noch fällt kein Strahl durch das Weinlaub — das Haus „Zum grauen Ackerstein“ liegt still, wie unbewohnt.

Josefine trinkt ihren Tee und liest dabei. Bis elf Uhr ist der Balkon im Schatten. Alles besorgt sie sich selbst, geht nur zum Mittagessen aus und täglich zwei Stunden in den bakteriologischen Kurs. Manchmal hat sie keinen Zucker besorgt, dann trinkt sie den Tee bitter, manchmal ist die Butter aufgegessen, dann ißt sie ihr Brot trocken. Auch die Käthe ist in die Ferien gegangen, zu ihrer Mutter ins Dorf.

Nichts unterbricht die Stille um die Arbeitende als je einmal die elektrische Klingel. Dann ist's der Milchmann, der Briefträger, die Obstfrau. Manchmal ein Wort wird gewechselt, oft geht alles stumm vor sich.

Dann — die Flucht vor der Sonne, von einem Zimmer ins andere. Und doch muß man fürs Mikroskop helles Licht haben, darf die Läden nicht alle schließen. Josefine liest laut, und ihre Stimme widerhallt in den menschenleeren Zimmern, deren Türen alle offen stehen, der Kühlung halber.

Heiß ist der Gang zum Mittagessen, das Essen dürftig und schlecht, denn die Pensionswirtin

hat keine Pensionäre in den Ferien; bei Tisch wird kaum gesprochen.

Und nach dem Essen wieder das Buch. Es kostet Mühe, denn das Gedächtnis wird schwerfällig.

Man sieht dann Zeichnungen an, um nicht müßig zu gehen; auch beim Examen gibt es ja oft Zeichenaufgaben aus dem Gedächtnis.

Heiße, müde Nachmittagsstunden! Hirnanatomie zum Kaffee. Aber der Kaffee belebt ein wenig. Die Schuhe werden wieder ausgezogen, der heiße Kopf unter den Brunnen gehalten, die schweren Lider mit Wasser gewaschen. Man muß doch studieren, und diese Hirnanatomie ist so schwer!

Die westliche Sonne sticht wie ein blinkender Dolch zum Fenster herein. Auf dem weißen Papier der Zeichnung, des Buches, auf dem Tischtuch, der Zimmerwand erscheinen blutige Flecken.

Einen Augenblick ausruhen!

Josefine faltet die Hände über dem Scheitel und lehnt sich zurück. Nicht schläfrig ist sie, aber erregt, zerstreut, mit Herzklopfen und brennenden Augen. Ach, die Sonne! wenn sie nur einmal erst unterginge! Das ganze Limmattal schimmert in rotviolettem Nebel, und die Strahlen zielen nach allem Glänzenden im Zimmer.

Auf den Balkon hinaus mit dem Buch! Sein

Asphaltboden ist weich von der Hitze, der Stuhl bohrt Löcher hinein. Die bunten Wicken aus dem Garten duften zu stark.

Es ist beklommener hier als in den Zimmern, der Föhn hat eine dumpfe Schwüle zurückgelassen.

Kaum ist die Sonne hinab, so steht schon der Mond auf dem Berg, ein großer, runder Märchenmond zwischen den runden Obstbaumwipfeln. Er steht da, aber er scheint noch nicht. Heuschrecken zirpen laut. Heuduft steigt von den Matten auf. Am Ütli brennen Feuer im Walde. Josefine lehnt einen Augenblick am Balkongitter und blickt hinaus. Schön und friedlich! Schon blinkt der Abendstern.

Schnell! schnell wieder an die Arbeit! Was zauderst du müßig! was träumst du! Es gibt noch ganze Bände durchzulesen. Alles muß repetiert werden. Du stehst ja vor dem Examen.

Wie hell der Mond jetzt scheint. Man könnte dabei lesen. Und es wetterleuchtet wieder, so wie gestern und die ganze Woche. Der Himmel öffnet Lichttore und zeigt seine verschlossene Herrlichkeit.

Stehst du noch immer da, Josefine?

Die Lampe angezündet — vielleicht auch eine Zigarette, denn die Mücken sind zudringlich hier draußen.

Sie sitzt bei der Lampe, raucht und liest. Eine Fledermaus raschelt am Weinlaub — nun ist sie

auf dem Balkon und umschwebt lautlos die Studierende. Eine zweite, dritte, vierte, fünfte folgt. Wie kleine Gespenster kreisen sie um den energischen Jünglingskopf mit dem kurzgeschnittenen Haar und der einen Locke auf der gefurchten Stirn. Josefine blickt zerstreut dem schwebenden Schattenreigen zu. So still alles rundum. Und sie so allein, so fern von all den ihrigen, so abgetrennt. Ganz unpersönlich kommt sie sich selber vor, ganz ohne Zusammenhang mit anderen Menschen. So, als könnte nicht Freud, nicht Leid sie mehr berühren.

Die Hand, die das Buch hält, wird schlaff. Wie im Traum sieht sie die Hand an mit dem Finger, an dem der Trauring zu groß geworden ist.

‚War ich einmal eine Frau? Liebte Rosen, Spitzen und Parfums?

Liebte Küsse und Bonbons und bunte Fächer? Ich?

Es kann wohl nicht sein!‘

Sie lächelt flüchtig, zuckt verachtend die Schultern, wirft die Zigarette fort und vertieft sich in ihr Buch. Physiologische Chemie diesmal. Noch viel schwerer als Hirnanatomie. Aber sie rückt sich dabei bequem zusammen.

Ich werde doch können, was jeder Bub da kann? ich werde mich doch nicht von den Buben beschämen lassen? ermuntert sie sich.

Hell scheint der Mond; nicht mehr so groß wie im Aufgang, aber in klarem Silbergrau. Die Blumen duften, lautlos schweben die Fledermäuse — Josefine studiert.

Wie gut das ist, so allein zu sein! wie wohltuend diese Einsamkeit. Alles schläft ein, was quält und stört, und nur das reine, blaue Flämmchen Intelligenz brennt still in diesem stillgewordenen Hause.

Josefine schrak auf.

Stürmisch und anhaltend ertönte die elektrische Glocke der Haustür, die sie schon seit einer Stunde geschlossen hatte.

„Wer ist da?“ rief Josefine vom Balkon zu der vom Mondlicht hell beschienenen schwarzen Gestalt hinab, die auf der Haustreppe stand.

„Depesche!“ scholl es zurück.

Bei dem Schein des Mondes, der den weißen Gartenhag in ein Kirchhofsgitter verwandelte, las Josefine:

Ninina schwer erkrankt. Keine Hoffnung.
Dein Vater.

* * *

Mit schweren Füßen stieg Josefine die Treppe wieder hinauf.

Es war aber noch kaum Schmerz, was sie

empfand, nur eine dumpfe Mattigkeit und Verstörung.

Sie kam in das erste Zimmer und erschrak vor dem hellen Mondschein; als sei etwas Unheimliches in ihrer Abwesenheit eingedrungen.

In allen Zimmern schien der Mond, in allen Zimmern webte etwas Unheimliches, Drohendes.

Auf dem Balkon schwebte immer noch der Fledermausreigen um die brennende, von keinem Luftzug gestörte Lampe. Ein Kranz von toten Nachtschmetterlingen lag auf dem Tisch um die Lampe her und auf dem aufgeschlagenen Buch.

Alles sah so fremd, so verändert aus, wie erstorben.

Der Gedanke, daß ihre stille Arbeit hier nun plötzlich zu Ende sei, ergriff Josefine mit schmerzlicher Heftigkeit.

„Keine Ruhe," murmelte sie, „keine Ruhe!"

Plötzlich sah sie Ninias zartes Köpfchen vor sich in der Luft. Die Augen waren geschlossen, die Lippen welk. Sie starrte auf das Bild.

„Nini!" stammelte sie zärtlich, „Nini!" dringend, bittend.

Sie sprang auf, blickte wild um sich, aber ihre Augen blieben trocken.

„Keine Hoffnung? keine Hoffnung?"

Sie lief durch all die leeren Zimmer, hob die

gefalteten Hände empor und stöhnte: „Nini! keine Hoffnung! Nini!“

Dann wollte sie es plötzlich nicht glauben, suchte das Telegramm, fand es nicht, fand es zuletzt und las mit stieren Augen den Aufgabeort: ‚Camischolas‘.

Sie ging auf den Balkon, schlug die Bücher zu und löschte die Lampe. Aber weiß und geisterhaft leuchtete der Mond auf dem Balkon und in allen Zimmern.

Sie sagte laut mit rauher Stimme: „Es wird sterben. Es ist schon tot.“

Dann nahm sie alle Bücher aus dem Bort und baute sie auf dem Tische auf, ohne zu wissen, was ihre Hände machten.

Sie hatte keine Gedanken, nur Bilder, immer das Kinderköpfchen mit den welken Lippen, und dann das Dorf dort oben in Graubünden: Camischolas, die grauen Schindeldächer so klein unter den mächtigen Bergen.

„Über Chur,“ sagte sie und begann ohne Licht nach dem Fahrplan zu suchen. Aber er war vom Winter her und diente ihr nicht.

„Nini! keine Hoffnung! Nini!“

Sie lief in die Küche und putzte ihre Schuhe, bürstete ihr Kleid.

Dann packte sie einige Sachen zusammen und

stand auf dem Balkon und sah den Morgen kommen über den See. Er kam mit streifigem, dunklem Gewölk und leisem Regen, aber es war doch der Morgen; man konnte nach dem Bahnhof gehen und den ersten Zug nehmen, reisen.

* * *

„Wir haben ihr Blumen gegeben, Mama, viele blaue Glockenblumen und rote Bergnelken, aber Nini wollte sie nicht, Nini wollte nichts,“ erzählte Rösli mit fragenden ängstlichen Augen. „Auch Vergißmeinnicht, Mama, und kleine weiße Lilien und Fingerhut! Ich weiß, wo sie wachsen. Nini ist dort, ich hab es gesehen. Da in einem Loch bei der Kirche. Laure Anaise lügt immer, sie sagt, sie ist im Himmel.“

Hermann beugte sich zu der Mutter Ohr: „Aber der Großvater ist sehr grob, Mama, das ist ein alter böser! Immer hat er Nini gebadet, und sie schreit: ‚Bitte, bitte! ich will ganz artig sein!‘ Nun ist sie davon gestorben, Mama. Aber er soll es nicht hören — er kommt, Mama, er kommt; sag es ihm nicht! bitte, sei ganz freundlich, damit er nichts merkt.“ Dann lief er dem Großvater zu und schmeichelte: „Wir haben die Mama gefunden! Sie ist in Rueras ausgestiegen, weil alle Leute

ausgestiegen sind. Wir wollen der Mama gleich Ninis Grab zeigen. Sie hatte schon ‚bien di'*) gelernt, nicht Großvater?"

Mit einer Gebärde des Widerwillens schob der alte Plattner den Buben von sich und ergriff seiner Tochter Hand: „So schnell ist's gekommen. Ein gesundes Kind . . . Gestern haben wir's begraben . . . Komm ins Haus, Josy."

* * *

Es gibt eine Grenze der Leidensfähigkeit, über die hinaus keine Steigerung möglich ist.

Josefine empfand nur einen dumpfen Kummer über den Tod ihres jüngsten Kindes. Sie hatte es nicht leiden, nicht sterben sehen, und sie fühlte eine Art von Dank dem Schicksal gegenüber, das ihr diese Qualen der Ohnmacht erspart hatte.

Wie die Erzählung eines Fremden, der fremdes Leid berichtet, vernahm sie ihres Vaters Worte. Die drei Tage der Krankheit hatten ihm viel von seinem gewohnten Frohmut gekostet. Die Unmöglichkeit, sofort einen Arzt zu beschaffen, hier in dem hoch in den Bergen gelegenen Alpendorf, war eine schwere Prüfung gewesen für den Mann, der sonst

---

*) Romanisch für „Guten Tag".

in einer größeren Stadt lebte, wo es in jeder Straße einen Arzt gibt.

„Das Kindli erkrankte in der Nacht, hatte plötzlich Krämpfe. Die Wirtsfrau ist ordentlich; sie machte einen Tee und ein laues Bad. Sagte, das sei nichts Auffallendes bei Kindern. Morgens dann lag das Kleine und schlief ruhig. Ich ging hinunter nach Disentis, aber der Arzt dort war über Land und fort. Wie ich zurückkomme, ist's Nina aufgewacht und verlangt zu trinken. Gegen Abend wieder Krämpfe. Ich schicke einen Boten nach Disentis — es sind immerhin achtzehn Kilometer ab und auf —, der Doktor solle sofort kommen. Der Bote bringt die Nachricht: der Doktor ist im Dunkel aus seinem Wagen gestürzt, hat einen Armbruch und Kontusionen im Gesicht. Schickt etwas Beruhigendes mit. Morgen wird er dann selber kommen. Soll ich etwa nach Andermatt fahren? überlege ich. Ich fahre nach Andermatt, finde den Arzt, nehme ihn mit. Er sieht das Kindli an und findet die Krämpfe unerklärlich, denn im Augenblick ist keine Spur von Krämpfen da. Gibt eine Medizin und fährt ab. Über die Oberalp, weißt Josy, das ist eine Tour für die halbe Nacht! Wär nicht Vollmond gewesen, hell wie am Tage, er wäre nicht weggefahren. Kaum ist er fort, fangen die Gichter wieder an. ,Lauf

dem Wagen nach!‘ schrei ich Laure Anaise zu, und die läuft, bis sie hinfällt. Der Wagen ist zu weit voraus, man kann ihn nicht einholen. Eine böse Nacht, sag ich dir, eine Nacht! Ohnmächtig — dumm, ah pfui, es ist ’ne Misere. Früh um sechs Uhr meldet sich der Doktor-Patient mit der Armschiene und dem verbundenen Kopf. War ein braves Mannli, aber etwas einfältig. Meinte, ich hätte mit dem kranken Kindli zu ihm kommen können, da er selbst blessiert sei. Aber wie er das Nina sieht, vergeht ihm der Spaß. ‚Da ist leider nichts zu machen. Der nächste Anfall macht Schluß.‘ Ich steh da, als hätte er mir eins ins Genick gegeben. ‚Aber gestern hätt man noch helfen können?‘ sag ich. — Schüttelt er den Kopf: ‚Nein, die Art ist immer tödlich, zumal in dem Alter.‘ — ‚Viereinvierteljahr,‘ sag ich. — ‚Präzis,‘ sagt er. Ein braves Mannli, nur ein wenig einfältig. Aber er war ja selbst blessiert, auf den Kopf gefallen. Er blieb bei mir und der Nina, bis es vorüber war.“

Mit seinem gebräunten, faltigen Gesicht, umrahmt vom langen, weißen Haar, stand Plattner der Tochter gegenüber wie ein unschuldig Angeklagter, der sich verteidigt.

„Es ist nichts versäumt worden, glaub es mir — mußt es in Geduld annehmen,“ sagte er

und drückte ihre Hände, während seine klaren, blauen Augen sich trübten.

* * *

Josefine nahm es an „in Geduld“. Sie war sehr ruhig. Alle wunderten sich im Dorf. Sie hatten gedacht, daß so eine städtische Mutter weinen und schreien würde. Die Städtischen hatten so wenig Fassung, so wenig Haltung.

Aber diese schrie und weinte nicht. Man grüßte sie, redete sie an, sie erwiderte auf Romanisch, kurz und einfach. Mit ihren ernsthaften, stillen, klugen Gesichtern blickten die Bauern und Bäuerinnen die Städtische an und fanden ihr ernsthaftes, stilles, kluges Gesicht vertraut und verständlich. Diese schwarze hagere Frau mit den dunkelumränderten Augen wußte, daß das Leben kein Kinderspiel ist, und daß man sich drein schicken muß.

Sie alle mußten das. Hoch und wild sind die Berge, und das Häuschen ist gar klein. Lawinen, Steinmuren schicken die Berge herunter, zerknicken den Wald, wie ein Kinderfinger ein Hölzchen knickt, verschütten die duftende Matte, vernichten Menschen und Tiere. Das Hochgewitter kommt, und alle Bäche werden zu tollen Riesen, die mit wütenden Sprüngen herunterpoltern, Felsstücke schleudern,

die Brücken einrennen, Schlammströme über die kargen Felder ausspeien.

Da beugt man den Nacken und hält still.

Und am Morgen nach der Verwüstung glühen die mörderischen Verwüster in kinderreiner, unschuldiger, roter Pracht, der Himmel strahlt, alle Engel lachen, und das arme Menschlein kniet auf dem zerwühlten Grunde, und seine Tränen werden zu Gebeten vor der Herrlichkeit und Schönheit, die töten kann und entzücken zugleich, so daß man das Sterben nicht fühlt.

* * *

Wie ein Bild nur, nicht wie Wirklichkeit empfand Josefines müde Seele die großartige Umgebung. Das grüne Tal mit dem brausenden, weißschäumenden jungen Rhein, die steil aufragenden fichtenbewachsenen Vorberge, die abenteuerlich gezackten, weißgekrönten Himmelsstürmer, die dahinter starren, das Tal eng umschließend, wo die braunen zierlichen Holzhäuschen mit den grauen steinbeschwerten Dächern stehen.

Die Mittagssonne sengt die Haut, nur das Kirchlein wirft einen kleinen Schatten, und dort auf dem Thymianbeet spielen die Kinder, und Josefine sitzt dabei.

Wie auf einer Klippe, von allen Seiten frei, steht das Kirchlein von Sedrun, auf dessen kleinem

Friedhof sie Ninina begraben haben. Camischolas hat keinen Kirchhof.

Da naht wieder ein Begräbniszug. Der Küster voran mit der schwarzen Trauerfahne, zwei Priester im gelben, seidenen, blumigen Ornat, der gute, alte, weißhaarige Kaplan von Rueras im langschößigen, verschabten, schwarzen Rock, der kahle Sarg ohne Kranz, ohne Blume, und dahinter in langem, langem Zuge in unförmlichen schwarzen Jacken steckende, zusammengekrümmte, betende, schwatzende Frauen. Auch Kinder. Ebenso schwarz sind die Röckchen, aber die Gesichter rot und munter, die Rücken gerade. Die Rosenkränze drehen sich zwischen den hartgearbeiteten dunkelbraunen Händen, die Lippen murmeln Totengebete, auf den bunten Säumen der Kopftücher und der Schürzen spielt die Sonne.

Hinein in die Kirche der ganze Zug. Josefine schließt sich an. Sie ist ja im Leid wie die anderen hier. Es ist auch das ganze Dorf mitgegangen, als man Ninina begrub.

Und Josefine ist's, als ob man ihr Kind jetzt begrabe.

Der Zug löst sich auf. Der Sarg wird vor den Hauptaltar getragen. Die Bäuerinnen aber gehen, eine nach der anderen, zuerst in die Seitenkapelle, vorüber an dem lebensgroßen steinernen

grauen Kruzifix, zu dem mit weißen Schädeln wunderlich geschmückten Altar. An der einsamen Kerze, die dort mit flackerndem Schein die leeren Hängehäuse beleuchtet, zündet jede der Leidtragenden ihr eigenes mitgebrachtes Kerzchen an.

Schützend hält sie die Hand vor die zuckende Flamme und begibt sich auf ihren Platz in der kellerkalten, dunklen, weihrauchduftenden Kirche.

Lange Gebete von murmelnden Stimmen. Lange Gesänge aus rauhen, ungeübten Kehlen. Eine lange eintönige Predigt neben dem schwarzen schmucklosen Sarge.

Wie traurig zittern die schwachen Kerzenstümpfchen im Atem der Betenden die dunklen Bänke entlang! Alles liegt auf den Knien. Die Lichtchen knistern und verlöschen. Ein neues ist in Bereitschaft — so lang ist die Andacht, auch dies wird noch abbrennen.

Josefine betet mit aus dem Buche ihrer Nachbarin. Sie will niemand hier kränken — sie alle gingen mit Ninina.

„Sind wir nicht alle Fleisch und Bein?“ hat man ihr geantwortet, als sie hat danken wollen.

Sie betet mit, sie will niemand hier kränken.

Die Messe ist zu Ende. Man geht hinaus. Die Freunde des Toten, die seinen Sarg bis hierher getragen, bringen ihn hinaus in die Gruft.

Draußen wieder ein langes Gebet. Jeder kniet an dem Grabhügel seiner Lieben, eines Verwandten, eines Freundes.

Der Himmel strahlt in feurigem Blau, wie eherne Riesen starren die Berge, und hier, auf der kleinen grünen Klippe über dem Abgrund kniet das mühebeladene, leidgewohnte Leben am offenen Grabe. Die goldenen Strahlensterne an den schwarzen Kreuzen leuchten, die bunten Säume der Kopftücher und Schürzen flimmern rot und gelb — vergänglicher Schmetterlingsflügelstaub auf den schwarzen Schwingen des Todes.

Und überall so, in der ganzen Welt, denkt Josefine. Eine kleine grüne Klippe, auf der das zagende, kurze Leben sich zusammendrängt, verloren im Nichts, in der Nutzlosigkeit, in der Zwecklosigkeit.

‚Nini ist tot. Ruhe, mein Kind. Du warst so klein und hast schon leiden müssen. Nun wirst du nie mehr leiden. Ruhe ist das Beste. Ruhe, mein Kind.‘ — —

Besorgt blickte Plattner seine Tochter an, als sie hereinkam. „Warum bist nicht mit nach Chiamutt?“ sagte er unzufrieden. „Da sieh, Alpenrösli hab ich noch g'funden, und der Strahler,*)

*) Kristallsucher.

wo ich besucht hab, ist 'n drolliger Kerle, der kann dir erzählen."

Josefine nickte zerstreut.

„Wie ist dir's denn, Josy, hm?" drängte er, ihre Hand ergreifend, „'s hat di arg anpackt, gelt du?"

„Nein, ganz gut, Vater," machte Josefine, „aber ich möchte bald wieder fort. Meine Arbeit wartet auf mich."

Plattner nahm die Pfeife aus dem Mund.

„Schon?" sagte er. „Solltest dir e bitzli Ruh gönnen."

„Ich brauche Arbeit," erwiderte sie bestimmt, „weiter taugt mir nichts. Laß mich nur bald fort."

Kopfschüttelnd blickte der Mann seiner Tochter nach. „Wenn's nur auch gut geht," murmelte er mit beklemmtem Herzen.

* * *

Es war am Nachmittag vor Josefines Abfahrt, als ein schweres Gewitter heraufzog.

Eben noch hatte man geheuet und die stark-duftende Heulast in viereckige Tücher gebunden hie und da, um sie auf dem Nacken die steilen Matten hinan zu den Stadeln zu tragen, eben noch hatten die Kinder mit Josefine im jähen Bergwald die

ersten Preißelbeeren gepflückt, als der Himmel sich plötzlich verfinsterte, schwarzblaue Wolken mit fahlen Säumen ihn überdeckten, ein gelblicher Dunst wie Schwefelqualm das grüne Tal erfüllte und der Nebel die Berge verschluckte, daß man kaum um sich sah.

„Heim! heim, geschwind, ihr Kinder!"

Verwundert und unwillig gehorchten sie, die Preißelbeersträußchen, grün, weiß und rot, gefielen ihnen so gut.

Josefine nahm Rösli an die Hand, Hermann folgte mit Uli. Über den steilen Waldpfad zwischen den laut aufrauschenden Fichten hinab zu der kleinen Rheinbrücke. Das grüne Wasser stäubte in weißem Gischt um die Pfeiler, im Sprung eilten sie über das bebende Brückchen. Die ersten Donner rollten.

An der geschwärzten Wassermühle vorbei, immer den engen felsbrockenbestreuten Pfad am Bachtobel empor zu den schützenden Häusern von Camischolas.

„Seid ihr da?" rief ihr Plattner entgegen, „grad komm ich auch an. Am Krutzlipaß sind Touristen auffi — 's ist aber nit geheuer, werden schon umkehren. Da, es läutet schon Sturm in Sedrun, 's kommt ordentlich."

Die ersten starken Blitze zuckten, angstvoll klang das Sturmläuten vom Sedruner Kirchlein herüber, angstvoll antwortete ihm Rueras und Selva.

Im Wirtshause lief alles durcheinander. Der Wirt versicherte den Stall und den Wagenschuppen, die Wirtin räumte die Blumenstöcke von den Außenbörtern und der kleinen Altane, all die herrlichen hochroten Hängenelken, die grauen Rosmarin und Melissen.

Wie eine Traumerscheinung stob die Bergpost vorüber, die fünf Pferde mit fliegenden Mähnen, klatschend auf dem nassen Boden; heftig bäumte das Vorderpferd sich zurück vor dem blauen Feuer vom Himmel, und die hochaufgerichtete Gestalt des Postillons mit der wehenden Geißel in der erhobenen Faust schien durch die Luft zu fliegen.

Die Kinder fürchteten sich nicht. Sie standen am Fenster des Gastzimmers zu ebener Erde und freuten sich über die weißen und rehfarbenen Kühe, die eilig heimtrotteten auf der spiegelnden Landstraße, getrieben von der kleinen Hirtin im roten Kopftuch. Hastig klingelten die großen Glocken an den breiten bunten Bändern durcheinander, wie sie von einer Seite der Straße zur anderen stapften und sich zusammendrängten, Schutz suchend vor dem schräg niederprasselnden Regen. Und zwischen ihnen und hinter ihnen drein sprangen die sonderbaren kleinen rotbraunen hageren Schweine, schlugen mit den langen buschigen Schwänzen und Ohren und grunzten mürrisch.

Josefine hatte der Wirtin geholfen, nun stand auch sie am Fenster und blickte hinaus.

Sie war in großer Erregung seit ihrem Hiersein. Die lange nicht geatmete Luft des Hochgebirges wirkte auf sie wie ein aufregender Trank. Sie schlief unruhig, von bunten Träumen gequält, und fast keine volle Nachtstunde hintereinander. Ein Gefühl des Schwebens, der vollen Losgelöstheit beherrschte sie. Sie war niemals müde, immer gespannt, gehetzt, erwartungsvoll.

Das Gewitter steigerte ihre Unruhe. Mit starren Augen verfolgte sie die stürzenden Regenbäche an den immer von neuem behauchten Scheiben, blickte sie in das mißhandelte Gärtchen hinab.

Ganz klein war es und eben noch wohlgepflegt. Ein wenig blaugrüner Lauch, ein wenig Würzkraut für die Küche, ein paar silberweiß gefleckte Disteln mit großen violetten Blüten, ein paar rote Türkenbundlilien und ganz nah der schützenden Wand des Nachbarhauses ein junger Kirschbaum mit eben sich rötenden Früchten. Unten bei Truns und Ilanz wachsen der Bergkirschen die Fülle, hier oben, im Gebiet der Arven und Fichten, ist ein Fruchtbaum eine Seltenheit. Er war der Stolz des Besitzers, dieser junge fruchtbeladene Baum.

Mit einer steigenden, ihr selbst unerklärbaren Angst im Herzen hefteten sich Josefines weit ge-

öffnete Augen auf das wild vom Gewittersturm umhergeschleuderte Bäumchen.

Alle Blätter waren nach oben gestrichen, die Fruchtstiele durcheinander gewirrt, die Äste schlugen hin und her; der Pfahl, an dem es angebunden war, bog sich, krachte, das Stämmchen wollte sich losreißen.

„Hagel! Auch noch Hagel!“ Ein rasendes Wetter brach los. Die Blitze zischten so schnell herab, daß das verfinsterte Zimmer unaufhörlich in zuckenden blauen Flammen stand, gegen die klirrenden, brechenden Scheiben klopften die harten Eiskörner, Heufetzen und Schindelstücke fuhren vorbei, der Sturm heulte wie in der Winternacht zwischen den Häusern, die Haustür dröhnte, auf- und zugeschlagen, und verloren wimmerten die Glocken von Sedrun, Rueras und Selva.

Die Kinder hatten sich zu dem Großvater geflüchtet, Hermann und Rösli versteckten die Köpfe und schrien nur zuweilen auf; Uli saß auf des Großvaters Knie, unerschrocken und fragelustig.

Josefine stand allein.

Sie sah das Dach des Nachbarhauses in Trümmer gehen, einen Fensterladen herumwirbeln und herabstürzen; kläglich flog der bunte Kattunvorhang aus dem leeren Loche heraus, wurde gepackt und fortgerissen. Die Blumen standen wie

zerstampft, eine weiße Eisschicht bedeckte die Beete, das Kirschbäumchen mit gebrochener Krone, die wie ein verwundetes Haupt schmerzvoll zuckte, ohne Blätter, ohne Früchte, war ein kahler Stumpf geworden.

Eine unstillbare Traurigkeit überfiel Josefine. Ihre ausgebrannten Augen fanden Tränen, eine Flut von Tränen, ihr selbst unbewußt.

Ihr armes Feld! Kaum geblüht hat der Roggen, und schon zerschlagen! Ihre lange, mühselige, schweißauspressende Arbeit auf den jähen glühenden Matten — da wirbelt das Heu, im Wettersturm und Hagel zerstreut — ihr niederes, armes Haus, jedes Brettchen von liebevoller, kunstfertiger Hand geschnitzt — ihr kleiner Kirschbaum — die Blätter — die Früchte — ihr kleiner Kirschbaum!

Die Glocken winselten Gnade! Gnade!

Die Berge schienen zu bersten — das Ende aller Dinge gekommen.

Laure Anaise stürmte herein. Ihr Haar triefte, ihre Kleider klebten. „Wißt ihr's denn schon? Der Bach hat die Brücke eingerannt, und zwei Mannen sind weggerissen, zwei Wildheuer aus Surrhein, sagen sie — der Bach bringt Felsen herab, so hoch! — Aber wie denn? Du weinst, Josefine? Warum?"

Sie flog zu Josefine hin, umschlang und küßte sie, wischte ihr die Tränen ab und war wie außer sich. „Großvater, sieh emal her! Josefine ist krank! Sie hat noch nie geweint, und nun weint sie, weil zwei Mannen weggerissen sind —"

Ein neuer Donner brüllte über das Tal herunter.

* * *

„Du bist nit gut z' Weg, die Kleine hat recht," sagte Plattner, als Josefine sich erholt hatte. „So empfindlich muß man nit sein. Mußt ihm Meister werden, Josy. So was führt zur Melancholie. Die Welt ist schlimm genug, aber so schwarz ist sie denn doch nit. Zumal hier in den Bergen. — Der Roggen ist noch grün, er steht wieder auf. Der Cavenz*) sagt's auch."

Josefine antwortete nicht, ihre verweinten Augen hingen an dem zersplitterten Stumpf des jungen Kirschbaums. Die Krone lag daneben zwischen den Disteln.

Der Wirt Cavenz trat auch heran. Er hatte schon wieder die kurze Pfeife angezündet, die ihm während der Wut des Wetters ausgegangen war. „Wir sind — wir Bauern hier sind glückliche

---

*) Eigenname.

Menschen," sagte er ganz unvermittelt. „Verstehen Sie recht. Mit Wind und Wetter kämpfen — das ist das Ärgste nicht. Wir sind alle arm, und deswegen ist niemand arm. Es hat doch jeder zu essen. Gehen Sie nach Paris und London," seine klugen, braunen Augen wurden lebhaft, „gehen Sie nach Berlin, und sehen Sie, was dort ist! Dort ist Elend! Dort ist Sklaverei! Dort ist's zum Erbarmen, schauderhaft. Ich bin in Paris und London gewesen. Ich war auch in Wien und Berlin. Ich weiß nicht, wo's am schlimmsten ist. Lieber vom Wetter zusammengeschlagen werden, lieber vom Berg abstürzen. Gehen Sie emal dorthin. 's Herz steht einem fast still. Man weiß ja nicht, wofür! Hier weiß ich's, wofür!"

Erwartungsvoll blickte er Josy an.

Sie nickte, schüttelte ihm die Hand. „O, es geht mir nichts über die Berge," sagte sie, „'s ist ja auch meine Heimat; der Vater ist von Valendas. Der Großvater war ein Bauer. In einer Großstadt könnt ich nicht leben. Es ist auch nur —" Sie mußte sich abwenden.

„Bleib noch ein, zwei Wochen hier," mahnte Plattner, „du brauchst mal ein Ausrasten. Hier oben ist bald wieder Sonnenschein. Verleb ein paar gute Tage hier, 's ist dir notwendig."

Aber Josefine hatte keine Ruhe. Es hetzte sie

von Stelle zu Stelle. „Die Arbeit, Vater! Du weißt, was das auf sich hat. Dazu lebt man doch, daß man schafft. Dazu lebst du doch auch.“

Plattner brummte. „Aber nit so blindwütig wie du. Das ist nichts.“

„Herr Cavenz,“ sagte Josefine, „jetzt, sehen Sie — ich muß mein Examen machen! Ja, Vater, es ist doch so. Die Bücher liegen zu Haus.“

„Hätten Sie's nur mitgebracht, Frau,“ meinte der Wirt zutraulich.

Einen Tag später, als sie sich's vorgesetzt, fuhr Josefine nach Zürich zurück.

* * *

Nur keine Ruhe! Arbeit! Nur keine Muße! Arbeit! Nur kein Nachsinnen! Nur kein Grübeln! Arbeit! Arbeit! Arbeit! Das Kind ist gestorben! Arbeit! Georges ist dort! Arbeit!

Was er wohl denkt? — Denk nicht daran! Arbeit!

Vielleicht war es zu retten? — Denk nicht daran! Arbeit!

Sie leben dort, gebückt zum felsigen Boden. Ihr Rücken ist gekrümmt, ihre Beine und Arme scheinen wie knorrige Wurzeln. In ihren Gesichtern sind Runzeln und Falten von zuviel Luft. Ihre

Augen tränen von zuviel Luft. Aber zwischen den Tränen glänzt ihr gerader unverhüllter Blick wie ein Stern! Arbeit! Arbeit! Arbeit!

Das Kind ist gestorben. Mein Vater hat es sterben sehen. Er liebte das Kind. Er hielt es in den Armen, bis es starb. Seine Arme sind auch hart wie knorrige Wurzeln.

Die Tränen liefen ihm in den weißen Bart, weil das Kind gestorben war. Er ging auf die Felsen, kam zurück und lächelte: „Die Alpenrosen!" Sein starkes Herz lächelte: „Die Alpenrosen!" Was hat sein Herz so stark gemacht? Arbeit! Arbeit! Arbeit!

Arbeit, und sei es die graueste, eintönigste!

Arbeit, und sei es die blutigste, hoffnungsloseste!

Arbeit, mein Opium! mein Rausch!

Arbeit, meine Betäubung! mein Leben! Hetzjagd von Minute zu Minute! Hetzjagd von Gedanke zu Gedanke! Nie zu Haus, weder drinnen noch draußen!

Arbeit!

* * *

Blutig und hoffnungslos erschien Josefine die Arbeit in den Kliniken.

Nach dem dritten Examen hatte sie mit dem

Wintersemester den Besuch der Kliniken belegt, wie es sich gehörte.

Der Eindruck war ein überwältigender.

Die „wissenschaftliche" Haltung, welche vor den Leichen des Präpariersaals mühsam errungen worden, zerbrach vor dem lebendigen Leiden, vor dem Stöhnen und Ächzen, dem Wimmern der Angst, dem Schreien der Qual, vor dem trostsuchenden Fleheblick der gepeinigten Kranken, vor ihrem hilflosen Hinabsinken in die unersättliche Grube.

Der Schnitt in das lebende, blutende Fleisch war ein anderer Schnitt als der in die weiße, wächserne Leiche. Die Zersägung des rotmarkigen Knochens hatte eine andere Bedeutung als das Zersprengen des elfenbeinfarbenen, präparierten Schädels.

Das Leben schrie zum Leben, vor dem Tode. Es schrie um Hilfe mit seinen Wunden, seinem Elend; seiner Verkrüppelung. Es wehrte sich gegen die Vernichtung mit kleinen, fleischlos weichen Kinderknöchelchen und mit den erlahmten, verbrannten, zerknickten Muskeln junger Riesen, die man aus den Fabriken heraustrug. Es schlug um sich mit den verzehnfachten Kräften des Wahnsinnigen, es pfiff mit schauerlichem Winseln aus der Lunge des Schwindsüchtigen.

Das Leben schrie, und vor dem schreienden Leben stand der Arzt, auch ein schwaches, stets bedrohtes, dem Tode unterworfenes Geschöpf, und dieses auch schwache, stets bedrohte, dem Tode unterworfene Geschöpf nahm eine „wissenschaftliche Haltung“ an, um sein Zittern und seine Hoffnungslosigkeit zu verdecken. Und der Hoffnungslose erfand in seiner Hoffnungslosigkeit Namen auf Namen, lange, gelehrte Bezeichnungen, und er taufte die zerfressenen Nasen so und die vereiterten Lungen so und die gelähmten Gehirne so, und es schien ihm, als sei ein Funke Hoffnung irgendwo aufgeblitzt.

Das Leben schrie, und der Hoffnungslose forschte, warum es schrie, und fand, warum es schrie — was man so finden nennt — und er schrieb die Geschichte der Krankheit, ihre Symptome, ihre Entstehung, ihren Ausgang, den immer gleichen Ausgang.

Und er sagte: „Jetzt! jetzt haben wir es.

Das heißt, wir glauben jetzt zu wissen, was dies sein könnte.

Wir haben dies studiert.

Wir haben Bücher darüber geschrieben.

Es kommt bei Millionen vor.

Es hat verschiedene Grade und Stufen.

Wenn wir es merken, so ist es schon zu spät.

Aber doch ist es gut, alles ist gut, denn wir wissen!

Und die Hauptsache ist: Das Material geht uns nicht aus.

Der Mensch ist sterblich, aber die Krankheit ist unsterblich.

Sie wird immer von neuem geboren.

Sie wird immer von neuem erworben.

Es ist sehr wohl möglich, daß wir noch einmal dahinter kommen, was es ist.

Inzwischen probieren wir, inzwischen experimentieren wir und fühlen uns Herren über Leben und Tod.

Unter unseren Händen quillt das jüngste Leben ans Licht.

Wir übergeben es dem Licht, wie wir den Sterbenden dem Grabe übergeben.

Wir beherrschen das Leben vom Ende bis zum Anfang, vom Anfang bis zum Ende.'

* * *

Josefine sah, wie einige dieser Ärzte so sicher wurden, daß ihre Sicherheit ihnen wie ein Rausch zu Kopf stieg.

Sie hörte einen Professor sarkastisch halb, halb mitleidig lächelnd sagen: „Für den Naturmenschen hat der Tod immer etwas Geheimnisvolles."

Er entschuldigte den Naturmenschen, er lächelte milde und mitleidig über den Naturmenschen, für den der Tod immer etwas Geheimnisvolles hat.

Nun ja! ein Naturmensch!

Aber freilich — ein wenig Sarkasmus umspielte doch seine Lippen! Der Naturmensch hatte immerhin den Ausweg, einen Professor zu fragen — einen von uns! — und sich belehren zu lassen, daß der Tod nichts Geheimnisvolles hat. Gar nichts!

Tod ist einfach: letaler Ausgang. Und letaler Ausgang ist immer das Ende.

Also — was gibt es da Geheimnisvolles?

Nur ein Naturmensch kann in einem so alltäglichen, allstündlichen, allminütlichen Vorgang etwas Geheimnisvolles sehen!

Und einem stieg der Rausch der Sicherheit bis über den Kopf und machte ihn roh wie einen Trunkenen.

Und er sprach zu dem Sterbenden: „Kehre uns dein Gesicht zu, damit wir sehen können, wie du stirbst."

Aber da scharrten die Studenten und machten durch ihr Scharren dem Sicherheitstrunkenen bemerklich, daß er „zu wissenschaftlich" gewesen war.

Josefine hörte es auch.

Sie fühlte das Blut in ihren Schläfen sausen.

Sie dachte an die Bemerkung über das „Proletarierfett im Präpariersaal.

Sie dachte: Es ist wieder ein Deutscher! Sie nennen das schneidig!“

Und sie sagte ein Wort.

Der sicherheitstrunkene deutsche Professor sah sie an. Er sah das Wort auf Josefines Lippen. Er sah in vielen Gesichtern Mißbilligung, besonders in denen der weiblichen Studierenden. Er haßte diese weiblichen Studierenden. Ihre Mißbilligung war eine Kritik seiner Sicherheitstrunkenheit, darum waren sie ihm zuwider.

Und er blinzelte tückisch gegen Josefine hin: warte nur.

Ein kranker Mann lag vor dem Auditorium.

Der Sicherheitstrunkene hieß den Wärter den Kranken entblößen.

Noch weiter! noch mehr! ganz!

Er hieß den entblößten Kranken auf einen Stuhl stellen, überall frei sichtbar.

Und dann blickte er sich suchend um und rief Josefine zur peinlichsten, verletzenden Untersuchung.

Peinlich und verletzend war die Untersuchung für den Kranken.

Peinlich und verletzend war die Untersuchung für die Untersuchende.

Peinlich und verletzend war die Untersuchung für die diensttuende Schwester.

Peinlich und verletzend war der ganze Auftritt für die Studierenden.

Und diese peinlichste, verletzendste Untersuchung war völlig nutzlos, war nur eine Strafe, war nur eine Rache, war nur eine Roheit des frauenfeindlichen deutschen Professors.

* * *

‚Hier wird das Herz zerfleischt!'

Mit brennenden Wangen und brennenden Augen kam Josefine nach Hause. Sie war den Weg gelaufen, als sei jener sicherheitstrunkene Mann mit dem rohen, kalten Gesicht hinter ihr.

Planlos lief sie jetzt durch die Zimmer, die Hände ineinandergepreßt, die Lippen zusammengebissen.

Ach, so ohnmächtig sein! so ohnmächtig!

Sie betrachtete ihre Hände, schauderte und fühlte irgend eine geheime Schuld.

Sie stand auf dem Balkon, in den sachte die Schneeflocken hereintrieben.

Sie stand im Schnee und sah auf die im Schnee schlummernden Wiesen, auf den im Nebel schlummernden See.

Sie stand und sah und sah doch nichts.

‚Ich kann das nicht ertragen.

Ich kann nicht. Hier wird das Herz zerfleischt!'

Rösli kam gelaufen, breitete die Arme aus und drängte sich an Josefine. „Einmal hab ich dich, Mama!"

Josefine schrak vor dem Kinde zurück. Sie versteckte ihre Hände. „Nein, nein, nicht jetzt! Geh, Rösli, spiele — ich habe keine Zeit."

Mit gesenkten Locken schlich die Kleine weg.

Josefine betrachtete immer ihre Hände, schüttelte sie in unerträglichen Schmerzen; dann nahm sie den weißen, flockigen Schnee vom Balkongitter und begann damit ihre Finger zu reiben.

Sie bebte in Todesangst, ihre Knie knickten ein, sie sann und sann.

‚So zwecklos alles!

So grausam alles!

So hoffnungslos alles!'

Sie sah über den Schnee hinunter. Sie hielt sich am Gitter fest.

Dort — das Spital — die Kliniken, ein gelber, langgestreckter Bau in Gärten. Das Dach beschneit, die Bäume der Gärten schwarz gegen den nebelgrauen Himmel.

Daneben das Frauenspital, das Absonderungs-

haus, die Anatomie. Weiter daneben der kahle Kirchhof mit den wenigen hängenden Weiden, alles eine weißliche Fläche mit eingesunkenen Steinen und schwarzen Kreuzchen.

Aus den kahlen Bäumen erhob sich krächzend eine Krähenschar; aus den hohen Fenstern gellten die zerreißenden Schreie der Gebärenden.

‚Tolle Posse! Tolle Posse des Lebens! Überall Leiden! Überall Kranke! Es schwillt wie von Leichen. Sie kommen wie eine Flut herauf gegen den Balkon.

Nein, nein, nicht Leichen! Leichen sind gut, Leichen sind still, Kranke sind es. Von Kranken schwillt es, von entsetzlichen Kranken!‘

Sie blickte weiter hinaus, über die Stadt.

Sie begriff nichts mehr.

‚Häuser bauen sie? Gärten, Brücken, wozu? Wozu das alles?

Es ist lächerlich.

Fabriken, Museen, Bilder, Statuen — lächerlich! lächerlich!

Es ist nicht wert, den kleinen Finger zu rühren.

Hier wird das Herz zerfleischt.

Es gibt nur Kranke.

Wir sind alle vermodert.

Wozu das alles! Wahnwitz! Wahnwitz!‘

Wieder ertönte das wilde Schreien, die Luft trug weit heute.

Josefine sah sich da drinnen, unter den übrigen Studierenden.

‚Und so hämische Gesichter bei diesen Männern!

Sie sind hämisch, weil der Professor roh ist!

Roh und hämisch im Angesicht des Todes.

Er lehrt sie roh und hämisch sein.

Man erkennt ihre Gesichter nicht wieder, wenn er da ist.

Einer entstellt Hunderte.

Das ist auch Schule!

O, wie ich ihn hasse!

Ich gewöhne mich nie.

Roh und hämisch ist nur dieser eine, die anderen sind nicht roh und nicht hämisch.

Aber wir alle sind wie die Götter in den Wolken, und drunten ist der schwärenbedeckte Lazarus.

Wir haben für ihn im besten Fall ein freundliches, überlegenes Wort, wir haben oft ein kleines Lachen, einen kleinen Witz.

Ein Mensch ist kein Mensch für uns, ein Mensch ist Material.

Ein Mensch ist eine Spitalnummer und „ein Fall“.

Er windet sich vor uns in Schmerzenskrämpfen,

und wir beobachten nicht ihn, nur den Fall. Wir interessieren uns wissenschaftlich für den „Fall“.

O, wie ich uns alle hasse!‘

* * *

In den Kliniken ging es so her.

Die Studierenden versammelten sich in einem Hörsaal des Krankenhauses; das medizinische, das chirurgische, das Kinderspital, das Frauenspital, das Irrenhaus — jedes hatte einen besonderen Hörsaal. Der Professor betrat das Katheder, gab eine kurze Einleitung, und sodann wurden zwei oder drei Fälle, das heißt Kranke, herbeigeholt und dem Auditorium vorgestellt.

Einer der Studierenden, ein Praktikant, trat zu dem Kranken, der zuweilen noch gehen konnte, gewöhnlich aber in einer eisernen Bettstelle lag, in die er im Krankensaal gelegt worden, indem man ihn aus seinem eigenen Bette für die Dauer der Untersuchung heraushob. Diese Umbettung war dem Kranken immer eine Belästigung und verursachte ihm häufig große Schmerzen, aber schlimmer noch war die Angst, vor dem ganzen Auditorium mit seinen Schmerzen, seinen Wunden, seiner hilflosen Blöße ausgestellt zu werden.

Diese im Hörsaal und im Operationssaal den

Studierenden preisgegebenen Kranken waren stets Kranke der dritten Klasse, das heißt solche, die wenig bezahlten, weil sie arm waren, und solche, die so arm waren, daß sie nichts zahlen konnten, sondern daß die Stadt- oder Dorfgemeinde, der sie angehörten, für sie zahlen mußte.

Die ausgezeichneten Spitäler mit den vervollkommneten Einrichtungen waren nämlich, genau betrachtet, weniger Wohlfahrtseinrichtungen, als die sie im allgemeinen hingestellt werden, denn Schulen zum Unterricht der Studierenden, in denen man übte, wie andere, zahlungsfähige Kranke zu behandeln und zu kurieren seien.

Die Entblößung des mittellosen Kranken vor einer großen Schar Studierender, die Vernichtung seines Schamgefühls, wurde hier als keine Vernichtung oder kein Eingriff in die Menschenwürde angesehen, da man bei der dritten Klasse Schamgefühl überhaupt nicht voraussetzte. Diese Annahme einer durchgehenden Verschiedenheit der Empfindung von Besitzlosen und Besitzenden war ein in jeder Beziehung unschätzbares Hilfsmittel für die Professoren wie für die Studierenden. War es ihnen gelungen, durch fortgesetzte Verletzung des Schamgefühls bei einem Menschen dasselbe zu vernichten und ihn wirklich schamlos zu machen, dann exemplifizierten sie sofort mit Genugtuung

an diesem „Fall“ und wiesen nach, daß der Besitzlose überhaupt kein Schamgefühl habe. Gewissenhafte gingen bei diesen Behauptungen gern zurück auf die sozialen Schäden, vor allem auf die Wohnungsnot, die viele Personen verschiedenen Geschlechts in einen Raum oft zusammenpferche und keine Entwicklung des Schamgefühls aufkommen lasse.

Aber auch diese Gewissenhaften verschmähten es nicht, aus den traurigen Tatsachen die äußersten, für sie bequemen und beruhigenden Schlußfolgerungen zu ziehen.

Der Praktikant, das heißt jener der Studierenden, an den gerade die Reihe war, das bisher theoretisch erworbene Wissen jetzt vor dem wirklichen „Fall“, das heißt dem Kranken, zu erproben, zu betätigen, zu vervollkommnen, begann darauf dem vor ihm ausgestreckten Leidenden eine Reihe auswendig gelernter Fragen zu stellen, die der Kranke schon sehr oft gehört und beantwortet hatte, die ihn daher langweilten, quälten und erbitterten, und von denen er wußte oder doch ahnte, daß sie weder aus Teilnahme noch aus Hilfsbereitschaft für seine Person gestellt wurden, sondern einfach darum, weil der medizinische Kurs in dem und dem Semester dem Studierenden diese Frageübungen vorschrieb. Der Praktikant zeigte dabei meistens jene komische Wichtigkeit, mit der beim

„Schulespielen“ der Kinder die Rolle des Lehrers dargestellt wird, von einem anmaßenden Knirps in kurzen Höschen, der seine Kleinkinderstimme zu kreischenden Kommandos erhebt. Die schielende Furcht des Praktikanten vor dem Professor, der jedes seiner Worte kritisch verfolgte, die Angst, sich vor den spottsüchtigen Kommilitonen zu blamieren, erhöhte noch den Eindruck des Kindlich-Komischen. Komisch war ferner die unverhüllte Mühe des Praktikanten, genau den Professor zu kopieren, in dessen Kolleg er sich gerade befand. Derselbe Student war nacheinander: kurz angebunden, mild-tröstend, cynisch, rücksichtsvoll, Gott aus den Wolken, brutal, humoristisch — ganz wie der jedesmalige Professor. Bei den weiblichen Studierenden bemerkte Josefine von dieser geschmeidigen Anpassungsfähigkeit nichts; sie schienen ihr alle bestimmteren Charakters als die männlichen; dem brutalen Cynismus waren die Studentinnen sämtlich abgeneigt, doch zeigten auch sie schon viel Anlage, den Gott aus den Wolken zu spielen, wenngleich die milde Rücksichtnahme bei weitem überwog. Josefine sah unter den Studentinnen ausgezeichnete Kräfte, eine Vereinigung von Intelligenz, Güte und Leistungsfähigkeit, die sie mit Bewunderung, mit Genugtuung erfüllte. Josefine stand freundlich zu ihnen allen, aber an einem Punkt schieden sich stets ihre Wege: diese

Medizinerinneu konnten oder wollten nie über ihren Beruf hinaussehen, sie schoben alles Grübeln als unfruchtbar weit von sich und suchten ihr Ziel auf möglichst schnellem Wege zu erreichen. Dann wollten sie ihren leidenden Geschlechtsgenossinnen nach Kräften in allen Leibesnöten beistehen und sich selbst eine geachtete Stellung in der Gesellschaft erwerben. Eine gute Praxis, eine womöglich leitende Stelle an einem öffentlichen Spital war ihr angenehmster Traum.

* * *

Josefine aber grübelte und litt. Auch sie war zu diesem Studium gekommen, um eine geachtete Stellung in der Gesellschaft, dazu Brot für ihre Kinder und ihren unglücklichen Mann zu erwerben. Immer hatte sie gemeint, daß die Tätigkeit des Arztes die edelste, idealste sei, und mit Freuden hatte sie ihr zu dienen gehofft. Die ersten Jahre ihres Studiums waren in glücklicher Täuschung verflossen, ihre heiße Arbeit schien so planvoll, so unbestechlich, so ehrlich und erfolgverheißend.

Und nun, in den Kliniken, brachte ihr jeder Tag eine neue, furchtbare Erleuchtung.

‚Um Gottes willen, was tun wir?

Wo ist unsere Hilfe? Wo ist unsere Überlegung? Wo ist unsere Vernunft?‘

Josefine fragte, und die Antwort hieß: Frevel! Jammer! Unsinn!

Keine Hilfe sah sie. Keine Überlegung herrschte.

Dumpf und vernunftlos, in unentwirrbaren Knäueln, wand sich vor ihr das blutende Leben.

Frevel! Jammer! Unsinn!

Die Gespenster umtanzten sie den ganzen Tag, die ganze Nacht. Sie hielten sich bei den Schattenhänden, sie konnten sich in eine Gestalt verschmelzen, die eine konnte sich in die andere verwandeln, der Frevel ward zum Unsinn, der Unsinn zum Frevel.

Die organisierte Gewalt der Brutalen, Übersatten, der organisierte Besitz der Besitzenden hatten über die Besitzlosen, Hungernden, Nachgiebigen eine Sklaverei verhängt, der sie sich nicht entziehen konnten. Die Sklaverei der schwachen, zur Überanstrengung gezwungenen Leiber der Schlechtgenährten, der Angesteckten, der Krankgeborenen, der Widerstandsunfähigen, der jungen Kinder erzeugte jene Summe des Jammers, von dem die Welt widerhallte, und nun kam im ärztlichen Gewande der Unsinn geschritten und wollte mit Messer und Gift heilen, was durch Hunger und Überbürdung, durch Auspressung des Blutes und des Schweißes so krank geworden, daß es nicht mehr um Heilung, sondern um den Tod flehte.

„Die Erhaltung des Lebens ist unser erstes

Gebot," sprach der Arzt, und es klang so menschenfreundlich, so tröstlich, so hoffnungsvoll.

Aber der Kranke bat: „Lassen Sie mich sterben! Wär ich nur schon vorher gestorben! Sie wissen nicht, was mein Leben ist!"

Nein, er wußte es nicht, und er wollte es auch nicht wissen, der grundgelehrte, ausgezeichnete, geistreiche Arzt, die Leuchte der Wissenschaft. Er hatte ja die Wissenschaft zu pflegen, ihr heiliges Feuer zu unterhalten, er fühlte sich als Diener und Beherrscher der Göttin Wissenschaft. Mit dem Leben hatte er nichts zu tun. Um das Leben konnte er sich nicht bekümmern, dazu ließ ihm sein Beruf nicht Zeit. Oh, wie er ihn liebte, seinen Beruf. Er hatte eine wundervolle, eine epochemachende Erfindung gemacht in seiner Spezialität. Nur in den speziellsten Grenzen der Spezialität durfte man hoffen, etwas zu leisten. Er hielt sie noch geheim, seine Erfindung, denn bis jetzt waren die Versuchsobjekte leider fast unmittelbar nach der Operation gestorben. Aber er würde so lange versuchen, bis es ihm glückte, einmal einen einige Wochen am Leben zu erhalten, und dann würde er hervortreten. Das Material wuchs ja immer nach. Ihm winkte Berühmtheit. Ein Weltruf. — —

Josefine beobachtete, grübelte und litt.

Sah dies denn niemand als sie? Fühlte denn

niemand den Frevel, den Jammer, den Unsinn als sie allein?

Sie sahen alle so zufrieden aus, diese Professoren, diese Operateure, diese Assistenzärzte, diese Schwestern, diese Wärter und Wärterinnen. Sie wandelten einher mit Wichtigkeit und Würde.

„Der neue Operationssaal — ist er nicht wundervoll? Nichts als Glas und Eisen! Diese Instrumentenschränke, diese prachtvollen vernickelten Löffelserien, um aus tiefliegenden Abscessen die Materie herauszulöffeln, diese spiegelblanken Knochensägen, diese Häkchen und Haken, die Zängelchen und Zangen, diese interessanten krummen Nadeln zum Vernähen der Wunden, diese Hunderte und Hunderte von Messerchen, Lanzetten, Messern! Diese sinnreichen und hübschen Apparate zum Auskochen der Instrumente, zum Auskochen der Tücher, diese Reihen von Chloroformmasken, von Gummischürzen für die Ärzte, von Waschvorrichtungen für die blutbespritzten Hände, von in jeder Richtung beweglichen und zusammenklappbaren Operationstischen!“

Mit hausfraulichem Stolz zeigten die Schwestern diese Schätze, zeigten sie in ihrer zierlichen Anordnung, ihrer Nützlichkeit, Unentbehrlichkeit, in ihrem Silberglanz, in ihrer gefälligen, das Auge erfreuenden Form.

Welche eine Summe von menschlicher Tätigkeit steckte in diesen Instrumentensammlungen! Welch eine Summe menschlicher Intelligenz und Energie war auf die Erfindung und Herstellung dieses ganzen ungeheuren Spitalapparats verwendet worden!

Und wofür das alles? Wozu?

Wer so fragte, erhielt prompte Antwort!

Man führte ihn vor die scheußlichen Wunden der Arbeit, zeigte ihm die Phosphornekrose der Phosphorarbeiter, die an der langsamen Fäulnis der Kieferknochen durch das Gift zugrunde gehen. Man zeigte ihm die quecksilbervergifteten Spiegelarbeiter, die bleivergifteten, in unheilbaren Blödsinn verfallenen Maler, die rhachitischen Kinder, die in feuchten Kellern feinste Gewebe und Spitzen weben mußten, damit der feine Faden nicht bräche, die aus Mangel und schlechter Ernährung der Tuberkulose Verfallenen, mit verzehrten Lungen oder mit abgesägten Gliedern.

Man führte die Fragenden zu den Opfern der Maschinen, zu den von den Zahnrädern Gepackten, von den Transmissionen Umhergeschleuderten, von den Dampfhämmern Zerschlagenen, von den giftigen Gasen Erstickten, von den elektrischen Strömen Verbrannten, von feuerflüssigem Metall Verbrühten.

„Für diese! Für diese!“ —

Kann das möglich sein? dachte Josefine schaudernd. Kann es sein, daß dies die Ordnung ist? daß dies unabänderlich ist? Dieser Frevel, dieser Jammer, dieser Unsinn — ist er unabänderlich?

Und ihr durch eigenes Leben fein gewordenes Ohr vernahm den nie verstummenden Hilfeschrei aus der Tiefe: „Ihr da oben, die ihr die Luft und die Sonne zumesset und verteilt, die ihr das Brot, das uns ernährt, zumesset und verteilt, die ihr die Kleider, die unsere Blöße decken, zumesset und verteilt: Hilfe! Hilfe! Hilfe! Laßt uns atmen! Laßt uns essen! Laßt uns nicht erfrieren! Die Arbeit, die ihr uns aufgeladen, und deren Früchte ihr uns aus den Händen nehmt, die Arbeit geht über unsere Kräfte! Sie zerquetscht uns! Sie vergiftet uns! Sie zerreißt uns! Wir sind erschöpft. Wir erkranken leicht. Wir leben nur halb so lang wie ihr. Unsere Kleinen schon verkümmern im eintönigen Erwerb um den Bissen Brot. Und immer steht der Hunger vor der Tür!" — — —

Und die Antwort? O, auch die Antwort hörte Josefine.

„Es ist nichts zu tun, nichts zu ändern. Gott hat gewollt, daß es sei, wie es ist. Kein einzelner von uns vermag ihm in den Arm zu fallen. Die Entwicklung der Menschheit geht über Blut und Leichen. Die Industrie verlangt ihre Hekatomben,

aber darum dürfen wir ihre Entfaltung nicht beschränken. Und übrigens — kennt ihr unsere Hospitäler? Es ist das Schönste und Wunderbarste, was unsere Humanität, unsere hochentwickelte Humanität geschaffen hat. Die Menschenliebe ist hier zur Genialität geworden. Alle Fälle sind hier vorgesehen. Ist ein Glied schadhaft geworden und verfault, so schneidet man es dort ab. Wir haben lauter neueste Instrumente, und jährlich gibt es neu verbesserte Methoden. Nun denn — diese ausgezeichneten Anstalten, diese Hospitäler und Kliniken sind — hört es, ihr Unzufriedenen! — in erster Linie für euch bestimmt! Wir wissen, daß ihr erschöpft seid! Wir wissen, daß ihr leicht erkrankt! Wir wissen, daß ihr die Neigung habt, nur halb so lange zu leben wie wir. Wir wissen, daß es für arme Kinder gut ist, sich recht früh an schwere Arbeit zu gewöhnen, und daß dabei leicht etwas geschieht, was auch uns nicht lieb ist. Aber dafür sind nun eben die Kliniken und Krankenhäuser geschaffen worden. Das ist unsere Liebe zu euch. Das ist unsere Fürsorge."

Frevel! Jammer! Unsinn!

Es schien Josefine, als sei es nie jemand in den Sinn gekommen, über all diese grausamen Sophismen ernstlich nachzudenken.

Hätte man nachgedacht, so hätte man ja ein

anderes Mittel finden müssen als die Spitäler und die Kliniken, um all diese künstlich erzeugte Summe von Elend aus der Welt zu räumen.

Aber man dachte nicht nach, man wollte nicht nachdenken. Nachdenken hieß zweifelhaft werden an der Vortrefflichkeit und Notwendigkeit des gegenwärtigen Zustandes. Nachdenken hieß an den Stützen der heutigen Ordnung rütteln. Und zu dieser Ordnung gehörte man selbst. Darum tat man leicht und wohlgemut. Man lachte sogar über die Möglichkeit, in diesen Dingen etwas zu ändern. Alles, was bestand, war gut in den Augen derer, die aus diesem Stand der Dinge Vorteil zogen. Zur Ergänzung der heutigen Gesellschaftsordnung mit ihrer wild und üppig wuchernden Industrie, mit ihrer Sklaverei der Massen gehörten ganz notwendig diese schönen Hospitäler mit den prachtvollen Operationssälen, mit den sinnreichen Operationstischen aus Glas und Eisen, mit den eleganten Glasschränken voll blitzender Instrumente zum Abschneiden der zerschmetterten Arme und Beine, mit den vervollkommneten Tobzellen für die Tobsüchtigen, mit den Röntgenstrahlenapparaten zur Behandlung der Tuberkulosen, mit den elektrischen Lampen mit den feierlichen oder groben, immer aber wissenschaftlichen Ärzten in weißen, reinlichen Metzgerkitteln und Gummischürzen, mit

den hübschen Pflegerinnen in gestärkten Häubchen, lieb und sauber, hilfbereit und hoffnungslos. Alles dies mußte sein. Die Humanität erforderte dies. Die Humanität erforderte, daß die Glastische zum Abschneiden der zerschmetterten oder verfaulten Arme und Beine von Glas und Eisen seien, daß die Ärzte große Gehälter bekämen, und daß die guten, hoffnungslosen Pflegerinnen gestärkte Häubchen trügen, aber keinem fiel es ein, daß die Humanität eigentlich erforderte, daß man Mittel ausdächte, wie alle diese so außerordentlich human aussehenden, grausig-appetitlich sich darstellenden Personen und Dinge überflüssig zu machen seien.

Tag und Nacht tobte der Kampf, Tag und Nacht sanken die Toten, die Verwundeten nieder. Und mit aufmerksamen Augen standen die Ärzte an der Peripherie des bluttriefenden Schlachtfeldes und trugen die Verwundeten beiseite, um sie zu verbinden, zu flicken, auf die Füße zu stellen, damit sie aufs neue in den Kampf eintreten und umfallen könnten. Aber den Kampf zu bekämpfen, die gesundheitsschädlichen Betriebe abzuschaffen, die Ausbeutung unmöglich zu machen, Mangel und Not hinwegzuräumen — daran dachte niemand. Und geschah es doch einmal, dann waren diese Versuche so lächerlich winzig gegenüber dem allgemeinen Frevel, so erfolglos und zersplittert, daß

sie einzig dem bösen Gewissen der Besitzenden entsprungen schienen, die nach einem Leben des Genusses die Brosamen von ihrer Tafel in alle Winde streuten.

Nein, das geht nicht! das kann nicht so weiter gehen! überlegte Josefine, als sie vor dem zerstückten Körper der armen Tuberkulösen stand, die heute zum zehntenmal operiert wurde. Sie kannte die Geschichte dieser Tagelöhnersfrau aus deren eigenem Munde, eine schaurig beredsame Geschichte gegenüber der trockenen Anamnese im ärztlichen Journal. Aber wenn man das Journal zu lesen verstand, dann war es fast noch schauriger in seiner Trockenheit. Es lautete ins Deutsche übersetzt ungefähr so:

1880, 5. Januar, linker Fuß, große Zehe amputiert.

1880, 12. März, linker Mittelfußknochen reserziert.

1880, 20. Juli, linker Fuß total amputiert bis zum Knöchel.

1882, 2. Mai, linke Hand vierter Finger amputiert.

1882, 10. Dezember, linke Hand Mittelfinger amputiert, Handgelenk reserziert.

1883, 27. März, linke Hand bis zur Handwurzel amputiert.

1884, 6. Januar, linker Arm Ellbogengelenk reserziert.

1886, 18. Juni, linker Arm bis zur Schulter amputiert.

1886, 12. November, rechter Oberschenkel operiert.

Und die Frau, als sie aus der Narkose erwachte, sah mit ihren klugen traurigen Augen Josefine mit einem herzzerreißenden Blick an: „Sechs ruhige Jahre im Grab hätt ich haben können. Wie lange wollt ihr noch so fortmachen mit mir? So viel gelitten, als die Hand noch da war — immer hat er mir die Finger gebogen, damit sie nicht steif werden — ich mußte so schreien — sie schwollen hoch auf jedesmal. Dann, als der Fuß ab war und ich mit dem schweren Schuh gehen sollte, dreimal durch den Saal, vor all den Studenten! Ich konnt's nicht, bat um einen Stock. ‚Nein,' sagt er, ‚Sie sollen's ohne Stock lernen, stellen Sie sich gefälligst nicht so an!' Er sagte ‚gefälligst' und lachte. Er war so ein Großer, Dicker, Gesunder, mit Schmissen kreuz und quer übers Gesicht. Ich konnt's nicht, fiel um, der Fuß wurde wieder schlimmer. Er war sein Assistent, der Professor war menschlicher. Die Schwester sieht mich — ich rutschte die letzte Strecke auf den Knieen —: ‚Legen Sie sich zu Bett,' sagt die Schwester. Das war eine Gute. Er hieß Reich, hieß der Assistent, ist nun auch schon Professor. Es war nicht hier, es war draußen, in Deutschland. Aber sagen Sie mal, was soll ich

denn auf der Welt? was für ruhige Jahre hätte ich gehabt, wenn ich damals gleich gestorben wäre!"

Nein, das geht nicht! das kann nicht so weiter gehen! dachte Josefine, sprechen konnte sie kaum, nur ein paar leere Worte, die vor dem heißen Blick der Unglücklichen zu Schaum zerflossen. Sie stand auf und ging von ihr, sie schämte sich so für all diesen Jammer und Unsinn, in den sie schon verwickelt war.

Wenn man nur den hundertsten Teil der gesamten Arbeit, Mühe, Anstrengung, den hundertsten Teil des Nachdenkens und des Geldes, das man auf die Hinwegräumung des Schuttes, des Abfalles, des Aases, auf das Hoffnungslose verwendete, auf die Vorbeugung all dieses Elends verwendet hätte, wie unendlich anders müßte es in unserer Gesellschaft aussehen! dachte Josefine.

Aus Mangel, in ungesunden Massenwohnungen wurden die Kranken krank, und wenn sie krank waren, dann nahm man sie in die Kliniken auf, damit die Studenten an ihnen lernten, schnitt ihnen die tuberkulösen Knochen weg und entließ sie, damit sie weiter hungerten. Aber niemand dachte daran, daß es einzig mitleidig, menschlich und vernünftig wäre, niemand aus Mangel an Nahrung in gesundheitsschädlicher, abstumpfender Arbeit und in schlechten, engen Wohnungen krank werden zu lassen.

Was hatte diese Unglückliche, eine nur von Tausenden, gearbeitet, ehe sie krank wurde? Sie erzählte Josefine, daß sie in Berlin Knopflöcher gemacht hatte, nichts als Knopflöcher, nicht mit der Maschine, mit der Hand. Hundertvierundvierzig Knopflöcher bezahlte der Wäscheverkäufer mit zweiunddreißig Pfennigen. Knopflöcher zum Frühstück, Knopflöcher zum Mittag, Knopflöcher zum Abendessen, Knopflöcher im Sommer, wenn der heiße Kalkstaub zum Fenster hereinfliegt und die Nadel rostig wird in der schwitzenden Hand. Knopflöcher im Winter, wenn der ganze Tag dunkel ist in dem dunkeln Hinterhaus, wo sie eine Stube haben, und wo die Füße absterben vor Kälte vom ewigen Sitzen. Knopflöcher, Knopflöcher, Knopflöcher, hundertvierundvierzig Stück für zweiunddreißig Pfennig, achtzehn Jahre lang.

„Ich bracht's auf acht Mark die Woche, bevor daß ich krank wurde.“

Josefine nahm ein Blatt Papier und begann zu rechnen. Ihre Hand bebte, ihr Herz schlug unregelmäßig, setzte aus und begann dann mit einem wilden Auftakt von neuem.

Sie wollte ausrechnen, wie viele Knopflöcher die Frau am Tage, in der Woche gemacht, um acht Mark zu verdienen.

„Arbeiteten Sie auch Sonntags?“

„O ja, manchmal aber nur den halben Tag.“

„Also gewöhnlich den ganzen Sonntag?“

„Ja, aber meist doch 'n paar Stunden weniger als Alltags.“

„Und Alltags — wie lange arbeiteten Sie da?“

„Siebzehn bis achtzehn Stunden — unter dem konnt ich das nicht zwingen.“

„Und waren verheiratet und hatten drei Kinder, wie Sie sagen?“

„Ja, drei Kinder, mein kleiner August starb mir ja gleich.“

„Also eigentlich vier Kinder?“

„Ja, drei sind am Leben und verdienen schon mit. Hier ist das ja ganz anders, hier kriegen sie dreißig Centimes die Stunde; wär ich hier man eher hergekommen.“

„Und Ihr Mann, was macht der?“

„Mein Mann ist schon sieben Jahre in der Erde. Der ist damit durch.“

„Was war sein Geschäft?“

„Sein Geschäft war auf Nadelspitzen, wissen Sie, in der Fabrik. Aber, das is auch nich gut.“

‚Nadelspitzen! Auch nicht gut! Nein, freilich.‘

„Und er hatte dann Malör. Das war 'ne ganze Kleinigkeit, will ich mal sagen. Er hatte bei einer Aufladestelle 'n paar Kohlen aufgesammelt. Wir konnten das ja gut brauchen, das können Sie

Drittes Buch.

„Wer war der Mann, der eben von Ihnen wegging?"

Bernstein hockte vor seinem Ofen, hatte alles herausgeworfen und hielt den Rost zwischen den geschwärzten Fingern. Mit hinaufgezogenen Augen und halboffenem Munde sah er sich nach der Fragerin um.

Josefine stand da, als ob sie mit der Tür hereinfallen wolle: die Arme weit geöffnet, eine Hand am Rahmen, die andere am Drücker. Ein leichter Zug sträubte ihr lockeres dunkelbraunes Haar an den Schläfen auf und machte die Papiere auf Bernsteins Schreibtisch zittern.

Der Hockende zog seine langen Beine unter sich; die schmalen knochigen Schultern schoben sich gegen die Ohren hinauf; ihn fror in dem schwarzen russischen Hemd aus leichter Wolle. „Ech!" grämelte er, „kommen Sie — extra — deshalb — zu — mir — herein? Das — ist — sonderbar!"

„Warum sonderbar?“ Die blasse Frau mit den hochgeschwungenen Brauen sah starr und gespannt auf den Kollegen und Hausgenossen zu ihren Füßen. „Warum sonderbar?“ wiederholte sie und schien kaum zu wissen, was sie sagte.

Bernstein blinzelte verwundert mit den hellgrauen gutmütigen Augen. „Erstesmal höre ich von Ihnen: „wer ist dieser Mann!“

Eine leise Verwirrung kam in Josefines starres Gesicht. „Kann ich nicht fragen?“

„Nein!“ brummte Bernstein, in den Kohlen wühlend, „erstesmal höre ich von Ihnen so eine neugierige Frage.“

„Ich habe keine Zeit,“ machte Josefine, und ihr Fuß begann nervös auf dem Boden zu arbeiten, „ich muß fort.“

„Ech! es ist kalt, machen Sie die Tür zu.“

„Gleich. Ich muß ja gehen. Nun?“

Bernstein betrachtete sie prüfend, unangenehm überrascht. Er nieste. „Ech! mir gefällt nicht. Erstesmal sprechen Sie wie russische Fräulein: „Wer ist er? Wie heißt er? Wie heißt seine Familie? Ech!“

„Gut, mit Ihnen kann man heut nicht reden.“ Josefine schloß die Tür halb. „Was fehlt Ihnen?“

„Es ist kalt!“ schrie Bernstein in scheinbarem Grimm, „ech!“

„Die Sonne scheint," erwiderte sie und blickte nach dem Fenster, durch das ein breiter bernsteingelber Februarsonnenstreif hereinkam und über den Parkettboden spielte.

„Die Sonne scheint." Ihre Stimme klang erregt, ihre Augen hatten einen intensiven Blick nach außen.

„Warum sind Sie heute — so — so — offenherzlich? Sie sehen aus — so — so —"

„Wie seh ich aus?" fragte Josefine in abwesendem Ton.

„Ich weiß nicht!" Bernstein warf die Ofentür zu, daß es wie ein Schuß klang. Dann reckte er seine langen Arme, als ob er eben aufgestanden wäre; er sprang auf und klopfte oberflächlich die Asche von seinen braunen abgetragenen Hosen. Das Feuer knisterte. „Erbarmen Sie sich meiner! Kommen Sie herein." Bernstein nahm der Kollegin den Türgriff fort und schob sie sanft ins Zimmer. „Und so weiter," machte er schelmisch, einladend, „oder wollen Sie schon fort?"

„Ja. Leben Sie wohl, ich habe keine Zeit," beharrte sie zerstreut.

„Nein, einen Augenblick." Er hatte ihr einen Stuhl hingeschoben, den Korblehnstuhl, in dem er selbst gewöhnlich saß, und den er mit einer selbstgenähten rotbunten Decke aus russischem Kattun verziert hatte.

Josefine setzte sich flüchtig.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte Bernstein, indem er auf und ab ging und die Arme übereinander schlug wie ein Kutscher.

„Mir liegt absolut nichts daran.“ Josefine griff nach einer Broschüre und schlug sie auf.

„Sehen Sie mal,“ machte Bernstein kopfschüttelnd und den Zeigefinger der linken Hand erhebend, „sehen Sie mal, wie Sie sind.“

„Wie bin ich?“

„Ich weiß nicht.“ Er ging wieder auf und ab.

Plötzlich zeigte sich auf seinem bärtigen Gesicht ein spitzbübisches Lächeln, das ihn zu einem kleinen Buben von fünf Jahren machte. „Man muß ihm sagen! Er wird sich sehr freuen.“

„Wer? Was?“ Josefine stand auf.

„Ja, man muß ihm sagen! Mein Kamerad wird sich freuen,“ neckte Bernstein lachend.

„Ach, mit Ihnen kann man heut nicht reden! Ist er Russe?“

„Russe? Wieso nicht? Meine Kameraden sind Russen, hoffentlich. Laufen Sie schon? Sitzen Sie!“

„Sind die Russen so schwarz?“

„Er ist ziemlich schwarz. Haben wir in Rußland viele Völker. Wie Sie singen in Ihre Geidelberg: ‚Mein Vaterland muß größer sein‘.“

Josefine lächelte schwesterlich. „Ach, Bernstein,

Ihr Deutsch ist ein Elend. Immer sprechen Sie Geidelberg; ha — hei — Heidelberg!" Sie hauchte es ihm vor.

„Ech, diese deutsche Sprache! Weißte ich schon lange, aber werde lernen niemals. Etwas Unglaubliches! Immer werde sprechen Geidelberg."

Josefine blickte in die Broschüre, aber sie las nicht. „War er auch in Heidelberg mit Ihnen?"

Bernstein starrte sie an. „Was ist das? Erstesmal sind Sie so — so — begeisterungsvoll! Man muß ihm unbedingt sagen. Er wird sich sehr freuen," wiederholte er neckend.

„Das werden Sie nicht tun." Josefine richtete ihre ernsthaften Augen gerade auf seinen spottenden Mund.

Bernstein jauchzte fast; er duckte sich und lachte: „Was brauchen Sie von ihm? Was kümmert Sie? Das ist interessant! Soll ich ihm sagen?"

Aber Josefine wurde immer ernster; ein fast drohender Zug erschien auf ihrem erregten Gesicht. „Wenn ich Sie nicht besser kennte, so würd ich heute glauben, daß Sie mich noch kein bitzeli kennen," sagte sie streng und traurig und warf das Heft hart auf den Tisch.

Bernstein hörte zu lachen auf. Er wurde verlegen, ging wieder an den Ofen und rasselte mit der Tür. Plötzlich sagte er mit ungläubigem, in

sich gekehrtem Ton, ganz leise: „Ja, er hat mich auch gefragt.“

Ein jähes Erröten lief über Josefines Züge, das sie verwirrte, verjüngte, außer sich brachte. „Wirklich?“ Es klang wie ein zerdrückter Schrei.

Bernstein wurde rot und kehrte sich schnell ab. „Scheint es mir, Sie haben ihm das Tür aufgemacht.“

Mit gesenktem Kopf, mit dürstend geöffneten Lippen sagte sie: „Was hat er gefragt?“

„Kommt zu mir und fragt: Wer war diese hoche Frau? War das ‚Sie‘?“

Josefine preßte das Heft in ihrer Hand fest zusammen. „Ich nehme das mit,“ stammelte sie mit zuckenden Mundwinkeln und war hinaus.

* * *

Müde und abgequält kam Josefine aus der Klinik.

Es war Sonntag.

Sie kam von denen, wo nie Sonntag ist, und sie hatte selbst keinen Sonntag. Ihre Kleider waren voll vom Geruch des Jodoforms. Ihre Hände hatte sie wie immer mit der Sublimatlösung gewaschen. Ihre Lungen atmeten beklemmt nach dem stundenlangen Aufenthalt in den kranken

Dünsten. Vor ihren Augen standen häßliche Bilder. Die Verbrannte, die den Mund nicht schließen konnte, die entsetzliche . . .

Aber noch härter hatte es sie getroffen, das kleine Webermädchen nicht mehr zu finden. Es hatte so gute Fortschritte gemacht, hatte ein wenig Fleisch auf den Bäckchen. Aber nun war die gute Zeit für das Mädchen zu Ende. Die Eltern konnten nicht, die Gemeinde wollte nicht länger für sie zahlen. Sie war also fortgebracht worden, um „daheim gesund zu werden."

Sie wird nicht gesund werden, sie wird sterben, und vorher wird sie sich ohne Pflege, und vielleicht sogar mit Arbeit beladen, elend abquälen, und sie wird ihre kleinen Geschwister anstecken, dachte Josefine. Und dann wird man die Geschwister hierher bringen, eins nach dem anderen, kleine, gelbe, blutlose Geschöpfe mit übergroßen anklagenden Augen, und wir werden sie eine Weile hier behalten, sie behandeln und pflegen und sie dann zurückschicken zum Sterben.

Wie immer nach besonders schmerzlichen Eindrücken war es Josefine unmöglich, sogleich zu ihren Kindern zu gehen.

Heut war ihr Verlangen nach viel Luft, nach viel Stille, viel Einsamkeit besonders groß.

So ging sie denn, langsam aufsteigend, die

Straßen am Zürichberg hinan. Wer einmal aufatmen könnte! dachte sie unablässig, während sie, gegen den Wind kämpfend, der ihre Kleider an ihrem Körper festklebte, zwischen den heimkehrenden Familien mit lustigen Kindern sich vorwärts arbeitete.

Oder ist es der Föhn, der mich heute so schlaff macht? Sie blickte zerstreut um sich. In harten Linien, indigoblau und schwarz, standen die nahen Berge, die Schneegipfel waren verhüllt. Schnell sich ballendes und zerreißendes Gewölk bedeckte den lichtgrauen Himmel. Die schwarzen Bäume bebten beständig, auch wenn der Sturm schwieg, wie von einer inneren Aufregung geschüttelt. Warm war es, der Boden naß; auf den gelblichen Matten gärten und dampften die Düngerhaufen. Die Spiegelmeise sang ohne Unterbrechung, atemlos; die Sperlinge schrien.

Es wird wieder Frühling; über acht Tage brennen die Fastnachtsfeuer, dachte die Einsame mit einem Seufzer, und ihr Leben erschien ihr wie ein schwerer, entsetzensvoller Traum. Einmal aufwachen und frei sein! Ach! Und sie atmete tief und mit einer bewußten Heftigkeit die starken, feuchten Lüfte.

An der kleinen schmucklosen Flunterer Kirche mit dem schwarzen Dach und den schmalen Fenstern ward sie aufgehalten. Aus zwei Wagen stieg eine

ländliche Hochzeitsgesellschaft, dunkle Kleider, sonnverbrannte Gesichter, ohne Jugend, ohne sichtbare Freude. Die Braut in ihrem grünen Wollenkleide, mit dem weißen, künstlichen Kranz im Haar, ging mit festen Tritten, und ohne sich um jemand zu kümmern, geradeaus. Der Bräutigam, rot und ängstlich unter seinem hohen Zylinder, sprach über die Schulter weg mit einer älteren Frau, die ihm ein großes weißes Tuch in die Rocktasche stopfte.

Josefine sah gedankenlos zu, wie die geschäftigen Leute unter das kleine geschnitzte, von zwei Holzpfeilern getragene Schutzdach traten, wie sie die gelbe, mit Messingnägeln verzierte Tür zurückschlugen, wie sie langsam, zögernd im dämmerigen Inneren des Kirchleins verschwanden.

„Hier bin ich auch getraut worden," murmelte sie. Josefine liebte dies weiße Kirchlein, die Stelle, wo es liegt, über der Stadt, wie auf einer vorgeschobenen Klippe. Und sie liebte den von drei ländlichen Häusern begrenzten, unregelmäßigen Platz oberhalb der Kirche mit seinem offenen Brunnen und mit dem Blick nach drei Seiten steil abwärts durch dörfliche, gartenreiche Straßen, mit Weinbergen, Obstbäumen, offenen Gartenpförtchen und bewachsenen Mauern.

Aber heut war alles trübfarbig, und der Blick weit hinab über den sonst so reizenden Vorder-

grund auf den blaugrünen See erschien hart, die Silhouetten der Häuser wie ausgeschnitten, der See kaum vom Himmel unterschieden.

Der goldene Zeiger auf dem himmelblauen Zifferblatt der kleinen Turmuhr stand auf fünf.

‚Ich muß zurück. Die Kinder warten auf mich. Laure Anaise auch. Und ich habe so viel zu tun!‘

Aber sie ging langsam aufwärts, nicht zurück. Der Föhn brach plötzlich hervor zwischen den Häusern wie aus einem zusammengepreßten Sack. Er zischte und heulte und drängte sich hinter den Ecken hervor; er schien aus jeder Richtung zu kommen. Die ziegelroten und rostgelben Blätter der Gebüsche raschelten wie gefegt zu Boden und hüpften wie Frösche.

„Da muß ma fescht hinschtehe, daß ma net umkait*) wird,“ lachte ein Alter mit einer Pelzmütze und blies Josefine fröhlich seinen Pfeifendampf ins Gesicht.

Noch ein paar Schritte, dachte sie, und sie ließ sich weiterdrängen, immer hinauf. Und schon fühlte sie die Wohltat der schnellen Bewegung, und der Kampf mit dem Winde belebte sie.

Noch ein Stückchen! Nur bis zum Waldrand!

---

*) umstürzt.

Einzelne Häuser nur standen hier zwischen den Gütern, aber sie hatten etwas so traulich Einladendes. An einem langen, niederen Hause mit grünen Läden war ein Fenster offen, und ein lockiger Mädchenkopf drohte und lachte hinaus zu einem Mann in grünem Schurz, mit einer Handsäge, der unten stand und sich eine lange gelbe Hobelspanlocke an dem gestrickten braunen Wams vorn befestigt hatte. Das Mädchen bot ihm einen Fastnachtskuchen für die Locke, aber er wollte sie nicht hergeben, sondern streichelte sie mit den schwärzlichen Fingern und versuchte zugleich mit dem Griff der Handsäge den Kuchen dem Mädchen aus der Hand zu schlagen.

Ein leises Lächeln kam die Einsame an, als plötzlich der Kuchen herunterfiel und unter dem Siegesgeschrei des Bewerbers im stacheligen Dorngestrüpp zerbröckelte.

‚Bis zum Waldrande.‘

Die Häuser und Menschen blieben hinter ihr, kein Spaziergänger war zu sehen auf dem schmalen, steilen Wiesenpfad.

Ein breitwipfliger Baum an der Halde schüttelte einen blitzenden Regen in das Gras, das im Schatten noch bereift war. Der Meisengesang klang wie eine Glasglocke durch den Sturm.

Es wird wieder Frühling, dachte sie und bückte

sich zu den ersten Blumen am Rain, ein paar Marienblümchen, die kurzstengelig und groß, mit rotgesäumter Scheibe, sich an den Boden drückten.

‚Und ich bin noch stark, und es wird wieder Frühling.‘

Sie blickte nach der Sonne, die wie eine riesige rote Marienblume auf dem Ütliberg saß. Ein violettroter Dampf füllte das Tal, die Stadt schien im Qualm zu ersticken, aber nun wurden plötzlich die Berge frei, und die Firnen erröteten in ihrem sanften, goldigen Rosenglanz. Der See zu ihren Füßen war eine goldüberflimmerte Schale. Die zerflockten Wolken strahlten in Regenbogenfarben wie das Prachtgefieder eines Riesenvogels.

„Ist das der Paradiesvogel?“ hatte Rösli sie neulich gefragt, als die Sonne so schön unterging.

Josefine lächelte, vor ihren Augen schwammen rote und grüne Kreise, und eine Art Schwindel ergriff sie von der Blendung.

Da kam aus dem glühenden Abendrot jemand den schmalen Pfad, den sie hinan wollte, herabgegangen.

Es war ein hochgewachsener, schlanker Mann.

Die eigentümlich stolze Haltung, die ihn von allen Menschen unterschied, welche Josefine je gesehen, machte, daß sie ihn von weither erkannte: es war Bernsteins Kamerad.

Er trug den Hut in der Hand, die Stirn hoch. Und von dieser breiten, blassen Stirn über den dunklen Augen schien etwas Glänzendes und Beglückendes auszugehen.

Er kam heran, und die großen, weitgeöffneten Augen zogen sich zusammen und wurden freundlich: wie ein Sternenregen von guten Wünschen sprühte es aus ihrer Tiefe über die ihm Begegnende.

Weit schwenkte er den großen Hut im Bogen zur Begrüßung und ging ein wenig auf den steilen Wiesenbord hinauf, um nicht hart an ihr vorbeizustreifen, denn der eingeschnittene Pfad war für zwei zu schmal.

Ohne sich aufzuhalten, ohne den Schritt nur zu verlangsamen, gingen sie grüßend aneinander vorüber.

Josefine sah ihn einen Augenblick hoch über sich, wie auf einem Postament; einen Moment erblickte sie sein scharfes Profil mit dem lockigen Spitzbart wie eine Kamee auf Goldgrund.

Dann war er vorbeigegangen. Noch einige Minuten schritt sie vorwärts gegen den schwarzen stummen Wald, aus dem die Krähen ihr entgegenkrächzten.

Sie ging, ohne zu wissen, daß sie ging.

Vor ihr war noch dieser seltsame dunkle Kopf, ihr vertraut aus alten Zeichnungen und Bildern.

Aber dieser fremde Mann war ihr nicht nur aus alten Zeichnungen und Bildern vertraut . . . Von den Gedanken dieser Stirn glaubte sie die meisten zu kennen . . . Von der hellen überströmenden Güte dieser ernsten Züge hatte sie als junges Mädchen geträumt . . . Er war also in der Welt?

So reich war die traurige Erde?

Josefine wendete sich jäh gegen die Stadt zurück; rote Kreise und grüne Flecke tanzten über das fahle Gras, über die goldbraunen Büsche, über den violetten Abendhimmel, an dem keine Sonne mehr stand.

So reich ist die traurige Erde?

Und auf dem ganzen Heimweg brannten ihr die Wangen, und es war ihr, als sei sie nur ausgegangen, um ihn zu suchen, den sie nicht kannte.

* * *

Bis Josefine zu ihrem Hause kam, war die Sonnenfeier vorüber.

Grau lag der „Graue Ackerstein" auf seinem Hintergrund von schwarzen Bäumen, und auf dem Platze vor der Treppe drängte sich ein Trüpplein Buben. Sie waren aneinander geraten, geballte Fäuste stießen hinaus, zwei lagen am Boden und pufften sich.

„Was gibt's hier?“ fragte Josefine hastig, „steh auf, Hermannli, laß los, sag ich dir.“ Sie ergriff ihren Buben an der Schulter und zwang ihn, aufzustehen.

Verdutzt und verdrießlich blickte Hermann die Mutter an. Seine Nase blutete, die Augen waren verschwollen, der Sonntagsanzug beschmutzt. Wie er sich mit den beschmierten Händen durch das zerzauste dünne Haar fuhr, sah er nicht aus wie ein Sieger, obgleich der stämmige, rotbäckige Widersacher unter ihm gelegen hatte.

„Du bist emal zugerichtet! Warum hast gerauft?“ fragte die Mutter, widerwillig sein blasses, altkluges Gesicht mit den frischen Knabenzügen der Kameraden vergleichend.

Hermann schüttelte seiner Mutter Hand ab. „No, no, Mama, wir haben Versammlung! Wegen em Faschtnachtsfüer.*) Wir haben dann gefunden —“

„Na, na — wir net, unser Lehrer hat g'funden —“ fiel der Nächststehende ein.

„Ja, 's wär geschieter, wir täten das Geld fürs Faschtnachtsfüer eme armi Weible geben,“ unterbrach ihn Hermann in sicherem Ton.

„Schtatt daß man's Holz unnötig verbrennt, wo's so düer**) ist,“ berichtete ein ganz Kleiner.

*) Fastnachtsfeuer.

**) teuer.

„Eme armi Wibli, wo kein Mann mehr hat," schrie jemand aus dem Hintergrunde und lachte hell auf.

Noch einer lachte.

Hermannli fuhr hastig herum nach der Stelle, von woher das Lachen kam. Er holte zum Schlagen aus und traf seine Mutter in die Brust.

Sie umfaßte ihn mit beiden Armen und hielt seine Hände nieder.

„Das ischt der Ebstein, wo den saudummen Antrag geschtellt hat!" schrie der Bub und versuchte, sich zu befreien. Seine hängende Unterlippe zuckte, seine Augen füllten sich mit Tränen ohnmächtiger Wut.

Die Buben drängten plötzlich auseinander. Einige stellten sich an entfernteren Bäumen auf, andere gingen ganz fort, ohne umzublicken.

„Der Ebstein ischt 'n saudummes Luder!" kreischte Hermann und wollte sich nicht ins Haus ziehen lassen.

Josefine fühlte den alten Druck auf dem Herzen zurückkehren.

Sie haben über mich gesprochen, die Kinder auf der Straße spotten über mein Unglück, dachte sie, und ihre Hände wurden schlaff.

„Em armi Wible, wo kein Mann mehr hat!" höhnte ein verhallender, unterdrückter Ruf aus der Ferne.

Hermann riß sich los und sprang mit seinen langen, schlanken Beinen über einen Zaun, hinter dem er den Spötter vermutete.

Das ist mein Leben, dachte die Unglückliche, das ist mein Leben.

Die Buben hatten sich alle verlaufen, die Versammlung war zu Ende. Hermann kam zurück; er weinte laut und ohne alle Beherrschung; er hatte seinen Gegner nicht gefunden und drängte sich rücksichtslos an der Mutter vorüber in die Haustür. Der Anblick seines verzerrten nassen Gesichtes erinnerte sie qualvoll an ein anderes, das sie ebenso naß von Tränen und verzerrt von Wut gesehen. Sie hatte Mühe, sich zu bezwingen.

„'s ischt nit der Wert, sich aufzuregen! komm!" sagte sie.

Aber der Bub stieß ihre Hand von sich. „Wo ischt der Pappe?" heulte er, „sie sagen so Züegs*) — i will zum Pappe! I lauf denn emal in d' Welt, du wirscht schon sehn. Er sait — weißt, was der Ebstein sait? er sait, wir sollten 's Geld dir geben, du häbist auch kein Mann und seiest 'n armis Wible."

Seine matten, grauen Augen glitzerten rachsüchtig und tückisch, und doch war etwas unsäglich Elendes, Erbarmungswürdiges in diesem häßlichen

*) Zeugs, Dinge.

Jungen, der schon zusammenbrach unter einem schweren Schicksal.

Schweigend legte die Mutter den Arm um seine dünne Gestalt und zog ihn mit die Treppe hinauf und in ihr Schlafzimmer.

Dort stand sie eine Weile wortlos mit ihm, der in ihren Arm hineinschluchzte.

„Ein armes Weib ist deine Mutter, Bub, sie haben ja recht," flüsterte sie seufzend in sein Haar, „ein armes Weib . . ."

Wie der Knabe heftiger weinte, besann sie sich.

„Aber so arm nit, das weißt ja auch. Mußt dir nichts draus machen . . ."

Hermann erhob sein Gesicht. „Ischt der Pappe tot?"

„Nein."

„Kommt er emal heim?"

„Ja."

„Wo ischt der Pappe?"

„Du weißt 's ja, Hermannli."

„'s ischt nit wahr!" winselte der Junge, „meine Kameraden sagen — der Pappe sei net in Afrika, er sei wo anders —"

Josefine drückte sein weinendes Gesicht fest an ihre Brust. Sie bebte vor Entsetzen, und doch schien es ihr ja natürlich, daß dieses Schreckliche einmal kommen mußte. Hatte sie es nicht erwartet?

Wenn er die Wahrheit weiß, so kann er nicht hier bleiben, das hält ein Kind nicht aus, fühlte sie, und ihr Atem stockte vor Angst.

„Ich werd's wohl besser wissen als deine Kameraden," machte sie, „hör nur auf mich."

„Schwör, Mamme!" flüsterte der Bub mit verstecktem Kopfe.

„Ja, ja, ich schwör's!"

Hermannli fuhr in die Höhe, sein Gesicht veränderte sich. „Mamme, Mamme, jetzt hast du geschworen!" rief er in sonderbarem Ton, anklagend, drohend, zweifelnd.

Josefine versuchte zu lachen. „Warum nit gar schwören! Eure Rede sei ja ja, nein nein, weißt es nit? hast's ja gelernt!"

„Nein, nein, nein, Mamme!" schrie leidenschaftlich der Junge, „es hilft dir nit, du hast geschworen!" Er begann hin- und herzuspringen wie besessen, plötzlich rannte er aus der Tür. „Ich sag's dem Ebstein! dem Ebstein!"

In Hut und Cape blieb Josefine sitzen, stumpf und ratlos.

Ein Netz um sie, über ihrem Kopf, um ihre Glieder . . .

Kein Schritt frei . . .

Die Zukunft schwarz . . .

Und die Kinder?

* * *

Da erscholl Röslis Vogelstimmchen vor der Tür: „Mamme, Mamme!“

Und nun war das Vögelchen drinnen, hüpfte um die traurige Mutter hin und her und sah nichts von ihrer Trauer.

„Mamme! Mamme! ich sage dir öppis! Ich sage dir ein schönes Geheimnis! Meine süße Mamme, es ist so schön! es ist im Keller! du mußt in den Keller mit abi! Es ist zwischen den Kartoffeln und Kohlen! O! ich habe es entdeckt, aber es ist ein Geheimnis! du darfst es keinem Menschen auf der ganzen Welt sagen, auf der ganzen Welt, Mamme!“

„Ich bin müde,“ sagte Josefine und lehnte sich in den Stuhl zurück. „Ich bin weit gegangen und müde, mein Rösli, ein andermal!“

Das ungestüme Kind kletterte auf der Mutter Schoß und nahm ihr den Hut ab. Es schmiegte sich an ihre Backen. „O nein, Mamme, gleich, gleich: das Geheimnis ist so schön! du mußt es sehen! Du mußt aber schwören, daß du es keinem Menschen sagst! Schwör! nun? schwör! So! man nimmt zwei Finger, sagt Laure Anaise!“ Röslis wilde, braune Locken tanzten. Sie hatte ihr Schürzchen von einer Schulter herabgerissen und schlug heftig und nervös mit dem freien Zipfel um sich, während sie sich auf der Fußspitze drehte. „So machen wir's in der Turnstunde, Mamme! gleich

komm! gleich komm! ich turne immer mit den schwersten Hanteln! Ich kann sie so hoch aufheben!"

Während Josefine aufstand, sprang die Kleine auf einen Stuhl und reckte die Ärmchen gerade gegen die Decke, dann sprang sie der Mutter jauchzend auf den Nacken.

„Das Geheimnis! das Geheimnis! ist — weiß! ist — schön! ist — weiß! ist — weiß!" sang sie über die Treppenstufen und schüttelte ihr Haar. Dann kehrte sie um und holte ein Schächtelchen Streichhölzer. „Das Geheimnis ist im Dunkeln, Mamme; darum ist es gerade ein Geheimnis," flüsterte sie mit großen Augen. „Dir allein, Mamme! dir allein." Mit ihren eigensinnigen kleinen Händen drehte sie den Schlüssel im Vorhängeschloß und zündete die Hölzchen an, glücklich, die Mutter einmal zu haben, ganz nah, ganz fest, und ihr etwas zu zeigen, etwas Merkwürdiges, etwas . . . „Hier! hier ist es! hier!" Triumphierend leuchtete sie mit dem blauen Flämmchen in eine Ecke hinein, zwischen die Kartoffeln, die lange, weiße Keime getrieben hatten, mit denen sie nach Licht und Erde zu tasten schienen. „Eine Blume! ein schönes Geheimnis! sieh!"

Die Mutter hielt ihr Mädchen an der Hand; ihr ernstes Gesicht hatte die ängstliche Spannung verloren. „Ja, Rösli, ja, mein Liebling."

Eine merkwürdige Ergriffenheit überkam Josefine vor dieser Blume in dem schwarzen, schmutzigen Keller, vor dieser zarten Hyazinthe, deren vergessene, weggeworfene Zwiebel hier in der häßlichen Dunkelheit einen Schoß getrieben, einen Blütenschaft getrieben hatte.

Bei dem unsicheren, immer schnell verlöschenden Streichholzlicht beugte sich Josefine mit ihrem Kinde an der Hand über das duftende Wunder des Lebens.

„Weiß, Mama, ganz weiß!" flüsterte die Kleine feierlich. „Siehst du es jetzt? ist es nicht ein schönes Geheimnis?"

So schön, so einfach, so selbstverständlich erhob sich aus dem dunklen Eck die weiße Pflanze. Ganz fest und aufrecht stand sie auf den vielen nackten, weißen Wurzeln wie auf ihren eigenen Füßen. Weiß die Wurzeln, weiß die Zwiebel; die Blätte nicht grün, die Glocken nicht rot oder blau, alles wächsern bleich und doch nicht krank oder verkümmert. Reizend gebogene Blätter mit feinen, wasserklaren Längsadern, weiße durchscheinende Glocken, so zart, so klar, daß der weiße Klöppel durch die Wandung schien. Ein Märchengebilde, keine Wirklichkeit, ein Idealbild ihrer selbst, eine Blume des Traumes, eine Hyazinthe der Phantasie . . .

Mutter und Kind hielten sich fest umschlun-

gen. In Josefine klang eine neue unfaßbar schöne Melodie. Der Fremde und die Blume und das Kind? waren sie sich nicht in irgend einer Art verwandt? war da nicht eine seltsame, verwirrende, entzückende Ähnlichkeit?

Ist die arme Erde so reich? Woher kommt dies neue beseligende Licht? Wunder über Wunder!

„Mein Kind!“ hauchte sie, „meine süße Überraschung, meine neue Blume! Was entfaltet sich vor mir? War ich blind?“

Und das Kind fühlte die Zärtlichkeit der Mutter wie warme Wellen über sich rinnen, und es bebte und schauerte vor Glück ... „Was werden die Schmetterlinge zu ihr sagen, wenn sie sie sehen, Mama?“

Josefine seufzte, plötzlich erschreckend. „Kein Schmetterling wird sie besuchen, mein Kind.“

„Aber die Bienen? was werden die Bienen sagen?“

„Es ist Winter, mein Rösli, die Bienen schlafen ja alle.“

„Aber die Sonne, Mama?“

„Die Sonne, mein Kind? Nein, die Sonne darf diese Blume nicht sehen.“

„O — wie schade! Mama, wie schade! Warum darf die Blume die Sonne nicht sehen?“

„Wenn die Sonne sie trifft, dann wird die Blume sterben und verdorren.“

Rösli hielt eilig die Händchen über die Blume. „Sterben und verdorren? Nein! Ich will ein Häuschen machen mit den Händen. Sie soll nicht sterben! nicht sterben!“ Schon zitterte Trauer in des Kindes Stimme. „Mama?“

Die Mutter — aber sie war sehr jung in diesem Augenblick — streichelte des Kindes Haar. „Der Mond wird sie bescheinen, und sie wird leuchten, schöner als alle Blumen,“ sagte sie träumend. „Leuchten in überirdischer Schönheit, und ihresgleichen wird nicht sein unter den Blumen des Waldes, des Gartens und der Wiese!“

Entzückt küßte die Kleine ihrer Mutter Kleid. „Ja! ja! ja!“ flüsterte sie wie berauscht. „Mehr, Mama! mehr, mehr!“

„In Dunkel und Vergessenheit, im schmutzigen, traurigen, lichtlosen Loche ist sie aufgeblüht,“ träumte die Frau dem horchenden Kinde ins Ohr, „und ihre Schönheit ist nicht die Schönheit dieser Welt; sie ist zarter, feiner, ätherischer als die Blume der Sonne, und fleckenlos steht sie inmitten des Schmutzes und strahlt nur umso heller und duftet nur um so berauschender . . .“

Die Kleine hob die Arme empor. „Ist das Märchen aus? Du weißt so schöne Märchen, Mamme! Aber — ist es nicht traurig?“

Das Stimmchen hallte wie ein Schluchzen aus.

„Vielleicht auch traurig,“ sagte Josefine vor sich hin.

„Und bleibt hier ganz allein?“

„Wir kommen alle Tage.“

„Arme Blume! gelt, Mama?“

„Arme Blume.“

„Ganz allein, Mama!“

„Ganz allein —“

* * *

Josefine hatte immer wesentlich in Männergesellschaft gelebt. Schicksal oder eigene Neigung oder beides abwechselnd hatte sie mehr den Frauen entfernt, den Männern genähert.

Früh verlor sie die Mutter, früh wendeten sich die Schwestern von ihr ab.

Ein kluger, guter Vater, der sich treu bemühte, ihre Gaben zu entwickeln, ein strebsamer Bruder, der mit ihr lernte, gaben ihr Ersatz für die Verlorenen. Als der Bruder in jungen Jahren auf Java verunglückte, wohin eine Studienreise ihn geführt, schloß sie sich mit schwesterlicher Neigung an einen Freund des Verstorbenen, dachte, fühlte mit ihm. Der Freund war es, durch den sie Georges Geyer kennen lernte, den einzigen Mann, der sie weder durch seine Gespräche noch durch

seinen Interessenkreis angezogen hatte, sondern den sie mit elementarer Leidenschaft liebgewonnen, ohne sich je über ihre Liebe Rechenschaft geben zu können. Zwei gleich heftige Temperamente waren von einer Flamme entzündet worden. Die Flamme erlosch bald bei dem Manne, um eine unselige, verdeckte, glimmernde Gier zu hinterlassen, die sein Leben verdarb und das seiner Frau und Kinder. Die Liebe der Gattin nährte sich von Erinnerung und Hoffnung und von einem zornigen, eifernden Mitleid für den Ausgestoßenen. In allem Elend fühlte sie sich ihm gegenüber als die Starke, die Stützende, die Schützende.

Längst hatte sie aufgehört, für sich von ihm das Geringste zu fordern, ja nur zu erwarten.

Von ihm oder von irgend einem anderen Manne, außer von dem Vater.

‚Geben! geben! nur immer geben! Meine Arbeit, meine Gedanken, meine Seele, mein Blut! Es ist gut, daß ich etwas zu geben habe. Es tut wohl, dem Sturm die Brust zu bieten.‘

Und lächelnd gedachte sie ihrer Kindheit und der Begeisterung, mit der sie einmal als kleines Mädchen einen schweren Pack für ihren Vater getragen. Es waren Bücher, und der Vater war auf der Versuchsstation, draußen vor der Stadt, hatte aber längst diese Bücher erwartet.

Der Sturm blies sie vom Wege ab, als sie, ihr Bündel fest an die Brust gedrückt, die steile, frischbeschotterte Straße hinaufkletterte. Der Sturm entriß ihr den Hut und entführte ihn weit über die Matten, und sie mußte ihm mit dem schweren Pack nachspringen, und das Herz klopfte ihr vor Entzücken, daß der Pack so schwer und daß die Straße so steil war. ‚Mit der Brust gegen die Winde,‘ das hatte schon das kleine Mädchen gefühlt.

Und als sie endlich beim Vater angekommen, da hatte er sie ausgelacht und gesagt: „Wohl! wohl! trag sie nur heim. Hier zwischen den Samenbeeten ist's nichts mit dem Lesen.“ Und munter hatte sie wieder aufgepackt und war mit ihrer Last bergab gesprungen.

Damals war der Vater für sie der erste aller Menschen gewesen.

Später waren es die großen Dichter und Künstler, die sie mit Anbetung verehrte, lauter Tote oder Niegesehene.

Dann, eine Weile, war es Georges . . .

Und dann, nach zwei, drei Jahren ihrer Ehe, gab es für sie nichts Verehrungswürdiges mehr, weder bei Männern noch bei Frauen, gab es für sie keinen Menschenglauben, keine Hoffnung auf die Zukunft mehr. Nichts war ihr geblieben als

der alte instinktive Drang, sich zu betätigen, etwas zu sein, etwas zu geben.

Und von diesem Drange hatte sie gelebt bis zu jenem Tage, da eine Hand aus dem Nebel, eine warme, starke Hand die ihre streifte und ein heller, heißer Sonnenguß die Finsternis verschlang.

* * *

Oft und oft war es Josefine peinlich und beschämend zum Bewußtsein gekommen, daß sie unter Frauen und Mädchen wie verirrt, mißverstanden und bespöttelt oder gefürchtet dasaß, während sie im Verkehr mit Männern frei und zwanglos sprechen konnte und offenes Entgegenkommen und selbstlose Förderung fand.

Sie schämte sich, daß sie den Frauen nichts zu sagen wußte, und daß die Frauen sie nicht liebten, während die Männer sie suchten. Sie schämte sich, daß Männerverkehr ihr unentbehrlich war, und daß ihr die häuslichen Angelegenheiten, die kleinen intimen Interessen für ihre Toilette und die ihres Hauses nicht wichtig und anziehend erschienen.

„Was für ein Mädchen sie ist!“ hatten die Kameradinnen gespottet, als sie noch zur Schule ging.

„Was für eine Frau sie ist!“ hatten die Schwestern und die Bekanntinnen geklagt.

„Es ist wohl recht, wenn eine Frau Verstand hat, aber das Gemüt ist die Hauptsache,“ eiferten die anderen Frauen. Und als sich Josefine verheiratet, hatten sie ihren Mann bedauert wie einen, der auf den Kuhhandel gegangen und betrogen worden ist.

Sie steckten die Köpfe zusammen: „Der arme Mann! ob der auch emal Spießli[1]) kriegt oder Salwinli[2]) oder so öppis Urchigs?“[3])

Und als über die Familie das Unglück hereingebrochen, als der Unselige ins Zuchthaus abgeführt war, da rechthaberten sie: „No g'seaht mer's emal wieder, wohin dös führt, wenn d' Frau nüd ischt! Hat der arme Mann auch jemal bei seiner Frau Spießli kriegt oder Salwinli oder so öppis Urchigs? Ja, ja, wo d' Frau nüd ischt, no kommt's Unglück g'schwind an enen Mann. 's ischt nur zum Beduere.“

Nein, mit diesen Frauen gab es kaum ein Verständnis, und Josefine zog sich zornig und verächtlich von ihnen zurück. Ihr tiefes inneres Feuer, ihre Selbständigkeit war den Männern etwas Verwandtes, den Frauen etwas Beängstigendes.

---

[1]) Eine Fleischspeise. [2]) Ein Gebäck. [3]) Etwas Nationales, Urwüchsiges.

Immer breiter ward die Kluft, die Josefine von ihren Geschlechtsgenossinnen schied. Immer böswilliger steckten sie die Köpfe zusammen.

„Sie laßt sich net emal scheiden? Jo, warum net? Do schteckt öppis Verdeckt's! Sie schtudiert als Frau mit drei Kindern? No ischt sie nüd wert! so öppis tut nümme guet! Den Mann hat sie bereits ruiniert, es nimmt uns nur auch wunder, was das emal für Kinder gibt?“

Und dann erzählten sie sich wieder und wieder, was Josefine als junges Mädchen über die „Kinderfrage“ gesagt.

„Sich grämen, weil man keine Kinder hat! Wie sonderbar! Kann ich mich grämen um etwas, das ich nicht kenne? Bin ich selbst denn nicht auch ein Kind? Und sollte ich an die ganze Welt, die da vor mir ist, so groß und wundervoll, nicht denken, sondern an mein zukünftiges Kind? Und das Kind dann, wenn es ein Mädchen wäre, wieder an die ganze Welt nicht denken? Und so weiter und so weiter? in alle Ewigkeit? Das ist doch dumm!“

„Dumm, hat sie g'sait, präzis dumm! 's ischt öppis Gefährlichs in dem Maitli g'si von Anfang. Sie hat so Meinunge g'habt! Ja, für was braucht so e jungs Maitli Meinunge zu habe? I bin so alt worde, aber nie, meiner Lebtag, hätt i mir so was traut.“

Und wie die Josy so gar nicht hatte nachfühlen können, daß ein Mädchen sich aus Sehnsucht nach Kindern mit irgend einem Mann, gleichviel mit welchem, verheiratete! Nicht einmal glauben konnte sie's. Wie sie gelacht hatte!

„Ein Mann? aber das ist doch kein — wie sagt man? doch kein Werkzeug — kein Mittel nur? das ist doch scheußlich, so zu heiraten! Da bliebe ich doch ledig und machte aus mir selbst etwas! Bin ich nicht selbst etwas? Irgend eine Blüte? irgend eine grüne Spitze? Bin ich für mein Leben nichts und nur etwas für die Zukunft? Ihr müßt wohl schrecklich klug sein, daß ihr so weit hinausdenkt. Ich stolpere auf Schritt und Tritt, ich bin nämlich sehr dumm noch! Klein und kindisch und möchte mich selbst entwickeln. Wenn ich selbst noch nichts bin, wozu hat die Welt Kopien von mir nötig?"

Sie hatte gesagt: „Kopien von mir", aber jeder fühlte, daß es hieß: „Und Kopien von dir und von dir und von euch allen!" Unangenehme Augen hatte sie gehabt, fragend und offenherzig und ernsthaft und unbequem; keine hatte sich in ihrer Gegenwart so recht ausklatschen können, alle hatten sich bald abgewendet und geseufzt: „Ach, was für ein Mädchen! was für ein Mädchen!"

Seit Josefine studierte, sah sie kaum jemals

mehr eine der früheren Bekanntinnen. Um Sommerfliegen zu vertreiben, ist nur ein kleiner Wind nötig, und über das Geyersche Haus war ein Vernichtungssturm ergangen.

Aber auch mit den Schwestern und Schwägern war jeder Verkehr abgebrochen.

Da geschah es, daß Josefine mit Bernstein und Zwicky aus dem Kolleg ging, und daß ihnen eine schlanke Dame in elegantem pelzbesetztem Kostüm begegnete. Sie hielt eine Lorgnette mit langem Stiel vor die Augen. Als sie in die Nähe der drei Studenten kam, stutzte sie, errötete und ging quer über die Straße nach dem jenseitigen Trottoir.

Josefine senkte den Kopf und erhob ihn dann plötzlich mit einer ihr eigentümlichen, energischen Bewegung. „Kommen Sie, Zwicky," sagte sie laut, „wir versperren den Weg."

„War das nicht —?" begann der Student, mit verstörtem Gesicht der Dame nachblickend, die in entgegengesetzter Richtung drüben weiterging.

„Wohl . . . ich habe sie gesehen."

„Grüßt nit emal?"

„Ich bin's ja gewohnt. Wir haben sie, scheint's erschreckt."

„Verfluchte Sauerei!" platzte der junge Mann los, ganz rot und beleidigt, mit Falten auf der Stirn.

Bernstein, der etwas voraufgegangen war, blickte sich schlau lächelnd um. „Ech, Ihre Schwester, glaub ich?“

„Grüßt nit emal!“ wiederholte der Junge empört.

Bernstein schob den runden Hut noch mehr in den Nacken, er zuckte die Achseln. „Wozu brauchen Sie sie? Was brauchen Sie von ihr? Denken Sie, daß sie versteht gar nicht! Daß Ihre Schwester ist eine Hausfrau —“

„Verfluchte Sauerei!“ schrie Zwicky.

„Eine Kaufmannsfrau! was versteht eine Kaufmannsfrau,“ fuhr Bernstein gemächlich fort. „War es sehr unangenhm für Ihre Schwester! Man muß nicht böse sein, nur ein bißchen verstehen! Sehr unangenehm für Ihre Schwester!“

„Für mich auch!“ knurrte der Schweizer.

Bernstein stieß mit dem Fuß eine Orangenschale vom Trottoir. „Nein. Es ist sehr interessant! Sind Sie beleidigt? Ech, was kümmert Sie! Eine gewöhnliche Dame! nicht intelligent, ganz anderer Kreis, ganz andere Anschauung. Wozu haben Sie diese Dame nötig?“

* *
*

Zwei Tage darauf erschienen Adele und Marie im Haus „Zum grauen Ackerstein.“

Wieder war es Abend.

Aber die Wohnung war nicht leer und traurig wie bei ihrem letzten gemeinsamen Besuch. Alle Fenster schimmerten hell, und auf dem schmalen Korridor hörte man die Stimmen lebhaft sprechender Menschen.

Josefine kam heraus, angeregt, den Kopf hoch, die Augen glänzend.

Neugierig blickten die Schwestern in die halboffene Tür hinter ihr, drei oder vier Herren in eifriger Unterhaltung waren zu erkennen.

„Ach, du hast wohl Besuch?“ sagte Adele in förmlichem Ton, „wir entziehen dich deinen Gästen.“

„Kommt herein, wenn ihr wollt! Es sind Kollegen —“ Josefine stand da und blickte von einer der Schwestern auf die andere.

Sie wehrten mit übertriebenem Schrecken ab. „Wir? zu lauter fremden Herren? Nein, das bringt nicht jede fertig!“ hüstelte Marie und versuchte ihrem weichen Gesicht einen strengen Ausdruck zu geben. „Wir wollten dich allein, Josy.“

Josefine wendete sich ins Zimmer zurück.

„Fräulein Helene, kann ich meinen Besuch in Ihr Zimmer führen? Erlauben Sie?“

„Besuch? Damen?“ scholl eine kräftige Stimme zurück. „Unmöglich! eine schreckliche Wirtschaft bei mir. Alles voll Flickerei.“

„Bernstein, kann ich in Ihr Zimmer?“

„Keineswegs! keineswegs!“

Ein lautes Gelächter brach los.

Zwicky kam zu Josefine hinaus, grüßte die Besucherinnen mit einem kurzen Kopfruck nach seitwärts und sagte, während das Blut ihm in die Stirn stieg: „Bei mir ist's leidlich, Frau Josy, die Damen begreifen schon, daß man arbeiten muß.“ Und ohne sich weiter zu verabschieden, trat er trotzig den Rückweg ins Wohnzimmer an.

„Verzeiht,“ sagte Josefine lächelnd, „so ist's jetzt bei uns, aber der Zwicky hat immer eine gute Ordnung, hier herein, bitte.“

„Wollen wir nicht lieber in dein Schlafzimmer —“

Aber Marie fiel ihrer Schwester ins Wort. „Laß nur, Adele, dort ist wohl nicht geheizt, und ich huste immer noch. Wir sind ja auch nur gekommen —“

„Hier ist Zwickys Bude, ich bringe sofort Licht, sitzt inzwischen.“

Die beiden saßen im Dunkeln. Sie seufzten und beratschlagten.

„Adele! fang du an.“

„Du hast herkommen wollen, Marie. Ich sagte und sage noch: vollständig hoffnungslos.“

„Hat sie denn nit emal e Bedienung? Das ist 'ne Wirtschaft.“

„Bohême, meine liebe Marie.“

„Sie sieht aber sehr gut aus.“

„Find ich auch! Sogar auf der Straße neulich. So jung!“

„In einer Studentenbude uns zu empfangen! Unglaublich!“ Adele versuchte in der Dämmerung des Zimmers, das eine Glastür hatte, etwas zu erkennen.

„Das ist wohl das frühere Wartezimmer. Ein hübscher Bursch, gelt?“

„Wer? der Zwicky, meinst du? hübsch wohl, flott, aber er grüßte kaum.“

Josefine brachte die Lampe.

Marie veränderte ihr Gesicht. Sie blickte sanft und kummervoll. „So sehen wir uns wieder.“

„Wie geht's euch? wie lebt ihr?“

Und etwas zurückgelehnt in den Stuhl, die Arme gefaltet, das Kinn gehoben, hörte Josefine den Bericht der Schwestern an. Ihre Augen wanderten an der Decke; oft bemerkte sie, daß sie ganze Sätze nicht gehört hatte. Dann, gezwungen, mit fremdem, kühlem Lächeln, blickten sich von Zeit zu Zeit die drei fremden Schwestern ins Gesicht.

Es ging ihnen wohl, sehr gut, ausgezeichnet, neue Geschäftsverbindungen mit Smyrna. „Denke nur, Josy, ja, Léon ist auch sehr befriedigt zurückgekommen, er ist so geachtet, aber ich habe nun schon ein Vierteljahr diesen nervösen Husten, eigent-

lich nur ein Kitzeln, ja, eigentlich nur das, aber es macht mich unglücklich, effektiv, und das ganze Haus, das ganze Haus wird dadurch ungemütlich; denn wenn man nervös ist, kann man sich nicht so beherrschen, und es gibt ja immer etwas mit den Dienstboten — die täglich anspruchsvoller werden — und die Kinder — und dann in der letzten Zeit —“ Marie wendete sich hilfesuchend nach Adele um, die schon ein paarmal ungeduldig dazwischenzufahren versucht hatte und nun steif aufstand, um sich auf das kleine Sofa zu setzen.

„Entschuldige, Josefine, aber diese harten Stühle — ich möchte nicht korpulent sein, habe die dicken Leute nie beneidet, aber so harte Stühle kann man dann — nicht auf die Dauer —“

„Ihr wolltet mir etwas Bestimmtes sagen?“ begann Josefine, während sie sich bemühte, Adele ein kleines abgenutztes Wollkissen hinter den Rücken zu schieben.

Eine unangenehme Stille trat ein.

Adele streckte ihre rechte Hand aus, die in dem neuen, faltenlosen Handschuh ganz wie von Holz aussah und berührte Josefines Arm. „Es gehen Gerüchte!“ sagte sie feierlich.

Die Studentin blickte auf die hölzerne Hand und machte eine Bewegung, um sie abzuschütteln. Sie runzelte die Brauen.

„Gerüchte bis nach Basel,“ bekräftigte Marie. Und dann nach einer schweren Pause gedankenvoll: „Nein, das geht nicht! Das geht nicht.“

Adele fiel ein. „Josefine — es geht nicht. Du mußt Rücksicht nehmen. Die Tante Ludmilla aus Basel ist hier!“

Die Studentin lachte hell auf, ein lautes, zorniges Lachen wie ein Schrei. „Und der alte Schuhu soll mich schrecken? Lebt sie immer noch?“ Und erbittert über alles Maß fügte sie hinzu: „Säuft sie noch so viel? Betet sie noch immer, wenn sie nicht lästert oder flucht? Uh! Tante Ludmilla!“

Marie klemmte ihre Hände in einander. „Adele,“ lispelte sie, „sag du —“

Josefine ergriff Marie am Mantel. „Mia, es ist deine Erbtante, das hatte ich vergessen! Verzeih — —“: ihre Stimme klang schneidend, — „Gott, ich freute mich, als ich euch sah, aber ihr bleibt ewig dieselben!“

Adele erhob sich. „Geh zu deiner Männergesellschaft, die ist interessanter!“

„Ohne Zweifel, Adele!“ rief Josy herb, aber gleich, sich beherrschend, fügte sie hinzu: „Kommt mit hinein! Seht euch meine Leute an, hört, was wir vorhaben! Wir bereiten einen Verein vor für Gymnasiasten. Abstinenz. Zwicky ist Präsident —“

„Zwicky heißt der hübsche Bursch?“ entfuhr es Adele.

Josy blickte sie scharf an, sie verstummte und sah beiseite.

„Du bist nun einmal eine Männerfreundin, Josy,“ stichelte Marie.

Josefine fixierte eine nach der anderen. „Wohl! das bin ich! Ihr nicht?“

Adeles Gesicht zuckte, ein unangenehmes Lächeln verzerrte es. „Ich hab's ja neulich selbst gesehen.“

„Was, Adele? was?“

„Man trifft dich überhaupt nur mit Männern!“

„Du kompromittierst dich und uns mit!“ winselte Marie.

„Wodurch?“

Keine antwortete.

Josefine biß die Zähne aufeinander. „Oh ihr!“ machte sie, „ihr!“ Und dann, mit einer übermenschlichen Kraftanstrengung, bezwang sie sich noch einmal. „Kinder,“ sagte sie in überlegenem Ton, „seid nicht so ungemütlich. Ich begegne euch, und ihr grüßt mich nicht. Ihr kommt zu mir und beleidigt mich. Seid ihr nicht zwei wüste Weiber?“

Sie umfaßte rechts und links eine der Schwestern und ließ dann plötzlich los. Sie prallten ein wenig zur Seite und schwankten wie vom Sturm ge-

schüttelte, schlecht bewurzelte Bäume. Dazu schnauften sie vor Empörung durch die Nasen, und endlich begann Marie jämmerlich zu husten — sie wand sich, als müsse sie ersticken.

Josefine wollte sie beruhigen, ihr erhitztes Gesicht streicheln, ihr heißen Tee bringen, aber sie tat nichts von alledem. Ihre Arme waren schlaff, ihr Kopf leer und müde, ihre Beine schwer . . .

Sie ließ Marie husten und stand abgewandt.

Da trat Adele ihr ganz nahe. „Wenn ich es nur begriffe," sagte sie hämisch, mit der Absicht, durch eine quälende Erinnerung zu verletzen, „hast du Ursache, die Männer uns vorzuziehen?"

Josefine wich zurück. „Sie sind besser gegen mich als ihr," sagte sie mit Nachdruck auf jedem Wort, „sie sind mitleidiger und menschlicher. Sie erzählen mir nicht, was der Abhub auf der Straße für Schmutz über mich ausgießt! Wer ist diese Tante Ludmilla? Nichts Schmutziges und Gemeines, das sie nicht ausdenken könnte! Eine betrunkene Betschwester, ich kenn sie gut! Ja, Marie, so ist's. Widrig an der Seele wie häßlich am Körper, mit ihren blutunterlaufenen Glasaugen und ihrer Schandzunge. Geht hinein und seht meine Gesellschaft an und vergleicht! Ach, ihr! Hätte sie nicht Geld, so würdest du vor ihr schaudern, meine sanfte Marie — schäme dich! ganz ein-

fach.“ Der Zorn übermannte die beleidigte Frau. „Schäm dich!“ rief sie, und stieß mit wuchtiger Armbewegung die Tante Ludmilla mit ihren Verleumdungen weit von sich. —

Die Tür ward plötzlich geöffnet. Niemand hatte Schritte gehört.

Hoch und schwarz, mit seiner stolzen Haltung und seinem strahlenden Gesicht, den Hut in der Hand, stand vor den feindlichen Schwestern Bernsteins Kamerad . . .

„Hovannessian,“ sagte er, sich vorstellend, und neigte tief den Kopf vor Josefine. Und dann, unschlüssig, schüchtern fast, mit einem unwillkürlichen, freudigen Lächeln sah er auf die Frau nieder. „Man hat mir gesagt . . . Wo ist diese Versammlung?“

So groß sah er aus in dem kleinen Zimmer, so fremd und so freundlich — die Stimme war so männlich — die dunklen Augen blickten so bekannt — —

„Hier!“ antwortete eine zarte, frohe, befangene Frauenstimme, Josefines Stimme.

War es die ihre?

Sie blickten einander an, und jeder sah nur den anderen.

‚So sprichst du?‘ sagte sein Blick, ‚sprichst du so milde, fremde Frau?‘

‚Ich freue, freue mich!‘ antwortete der Blick der Frau.

‚Ist es wahr? Bin ich dir willkommen?‘

‚Willkommen! Willkommen! Ja!‘

‚Hast du mich erwartet? Kann ich dir in etwas helfen?‘ fragte sein Auge.

‚Es war so dunkel eben noch, und da kamst du!‘ erwiderte das ihre.

„Hier,“ wiederholte Josefine laut, und ohne einen Gedanken, der nicht Er war, ging sie durch das plötzlich hell gewordene Zimmer auf den hellen Flur hinaus und in die Versammlung.

Der Gast folgte. —

Als Josefine lächelnd, mit aufgeschlossener Seele, mit schwingendem Schritt in Zwickys Stübchen zurückkehrte, um die Schwestern nachzuholen, waren sie fort . . .

Auf dem Tische lag eine Visitkarte Adeles, darauf gekritzelt war: „Adieu, wir kommen nicht wieder.“

Josy las es gedankenlos, zerriß die Karte und warf die Stückchen in den Papierkorb. Und dann, mit denselben lächelnden Lippen, nahm sie die Lampe auf und kehrte zurück in die kleine Versammlung, als gehe sie dem Glück entgegen.

* *
*

Die kleine Versammlung war in angeregter Unterhaltung.

Zwicky hatte rote Ohren und guckte in verschiedene Bücher, aus denen Zettel hervorhingen. Er sagte, er wollte lieber reden als organisieren, und bat daher Helene Begas, den Vorsitz zu übernehmen.

„Nein, es muß ein Schweizer sein," hieß es, „es handelt sich wesentlich um Schweizer Gymnasiasten."

„Präsident? Wozu? Sind Sie nicht im Parlament hier," sagte Hovannessian.

Alle sahen ihn an.

„Ech!" machte Bernstein, „er ist noch in Rußland! Hat man immer Vorsitzenden hier! Ganz parlamentarisch."

„Dann eine Frau," sagte Hovannessian.

„Warum?"

„Jeder erwartet dann etwas Sympathisches."

Hermann streckte den dünnen Hals vor und rief: „Nein, keine Frau."

Hovannessian, neben dem der Bub saß, lachte über das ganze Gesicht. Mit seiner schlanken Hand schlug er ihn leicht auf den Kopf. „J du! Was weißt du! Piepst du?"

„Keine Frau!" murrte Hermann und zog den [illegible] die Schultern.

[illegible] Frau ist frei," sagte Ho[illegible]

[illegible] icht?"

Der Knabe blickte argwöhnisch und ängstlich nach dem Fremden, dessen großes warmes Auge lächelnd auf ihm ruhte. „Nein.“

„Schade! Du mußt lernen.“

Hermann duckte sich noch mehr. Plötzlich glitt er von seinem Sitz auf den Boden und schlich sich hinter den Stühlen fort und zu Bernstein, neben dem er stehen blieb.

Man einigte sich schnell dahin, daß Zwicky als Vorsitzender gleichwohl reden dürfe, soviel er wolle.

Der Bub schrie: „Bravo!“ und applaudierte wie im Theater. Mit einer Siegermiene kehrte er auf seinen früheren Platz zurück.

„Sitze hier!“ machte Hovannessian, indem er in seine Rocktasche zeigte.

Hermann errötete und schielte den starken Mann unbehaglich an. Die Rocktasche war gar nicht so klein . . . Es wurde ihm wieder bedenklich, und er glitt aufs neue auf den Boden und hinter den Stühlen fort. In der Ecke unter dem Schreibtisch hatte Rösli eine Puppenstube eingerichtet, in welcher sie diesen Augenblick ganz still für sich emsig waltete. Zu ihr flüchtete sich Hermann, um mit ihr zu flüstern und zu deuten. Nachher saßen dort beide Kinder und starrten den Fremden an, der so merkwürdige Sachen sagte und so tat, als kenne er sie schon lange. Mitten

zwischen den Reden bückte er sich zuweilen und nickte und blinzelte ihnen zu, ohne zu sprechen, nur mit dem Zeigefinger in die aufgespreizte Rocktasche deutend: Sitze hier!

„Propaganda für totale Abstinenz unter den Gymnasiasten, das ist unsere Hauptaufgabe, das wird die Aufgabe des Vereins sein!“ rief Zwicky und fuhr sich durch das lockige Haar, bis es wie ein Hahnenkamm aufrecht stand, und er begann seine Pläne darzulegen. Schriften sollten verfaßt, wissenschaftliche Broschüren popularisiert werden, und diese Blätter wollte man gratis an die Schüler verteilen.

„Und an die Schülerinnen,“ riet Josefine.

„Scheint es mir, auch an die Lehrer,“ bemerkte Bernstein mit listiger Miene.

„An die Lehrer ja, aber die Mädchen — nein, machen wir uns nicht zu mausig! nur nicht zu mausig!“ fiel Helene Begas ein.

„Muß man sich immer mausig machen, glaube ich!“ sagte Hovannessian unternehmend.

Fräulein Helene wehrte ab. „Damit sie uns sofort das Handwerk legen! Wenn wir die Schülerinnen wie erwachsene Mädchen behandeln, kriegen wir's mit den Eltern zu tun!“ .

„Trinken solche kleine Mädchen Wein?“ fragte Hovannessian sehr überrascht.

„Na, Sie glauben wohl, daß die Mädchen hier Engel sind?“ rief Helene.

„Ja, glaube wohl,“ sagte er fröhlich. „Immer dachte ich, daß im Ausland sind solche Engel, wunderbare — —“.

Alle lachten, und Hovannessian lachte am herzlichsten.

Rösli unter dem Schreibtisch starrte ihn wie verzaubert an.

„Sind Sie wohl gar deswegen ins Ausland gekommen?“ spottete Helene.

„Nein,“ sagte er treuherzig, „zu studieren.“

Bernstein verzog den Mund. „Ech! Weiter! weiter!“

Helene Begas konnte ihre gute Laune nicht bezwingen. „Na, haben Sie bei uns viele Engel gefunden?“

„Nein,“ machte er, „noch nicht.“

„Wieviel denn? Oder gar keinen?“

„Bis heute? Bis heute habe ich keinen gefunden.“

„Aber heute einen gefunden?“

Er betrachtete die Scherzende freundlich, wie wenn sie ein kleines dummes Kind wäre, das durchaus eine Antwort auf eine dumme Frage verlangt: „Muß ich Ihnen sagen —?“

„Zur Sache!“ rief Zwicky, „also wollen wir die Schülerinnen von vornherein mithineinziehen —“

„Nein! nein! Vorsichtig! Sonst geht alles schief!“ warnte Helene.

„Nun, warum denn? Wir sind doch nicht in Deutschland!“

Zwicky hielt seine Rede. Er gab meistens Physiologisches. Mit besonderem Nachdruck verweilte er auf jenen Versuchen, die nachweisen, daß die feinsten Nervenendigungen der Hirnrinde durch den Genuß des Alkohols eine Lähmung erleiden, die nie wieder gehoben werden kann.

Ein anwesender Gymnasiast schrieb eifrig nach, so, als ob er sich im Kolleg befinde.

Helene Begas ergriff nach Zwicky das Wort. Sie schilderte das Elend in Trinkerfamilien mit Hilfe einer großen Reihe von Zahlen.

Der Gymnasiast konnte fast nicht nachkommen. Er hatte ein blasses Gesicht mit einer großen Nase und einem keimenden Backenbart. Im Eifer des Schreibens erschien zwischen seinen vollen roten Lippen die Zunge und begleitete die Bewegungen der Hand. Die Kinder unter dem Schreibtisch ahmten es erst unwillkürlich und dann absichtlich nach. Hovannessian nickte ihnen zu und forderte sie pantomimisch auf, in seine Rocktasche zu steigen.

Und dann, als das Fräulein gelesen hatte, sprach Hovannessian.

„Geben Sie der Jugend eine Begeisterung,“

sagte er, „etwas, wofür sie kämpfen soll, eine Idee; begeistern Sie die jungen Leute, das ist, glaube ich, die Hauptsache.“ Er war aufgestanden und sprach, hinter seinem Stuhl stehend. Es war ein krauses Deutsch, aber ganz leicht und natürlich kam es über seine Lippen, und in seinen träumerischen Augen glomm eine freudige Flamme auf. „Begeisterung! jedes Lebensalter hat seine Begeisterung! Als wir Kinder waren, bauten wir unseres Schifflein aus Papier und setzten es auf den Bach. Aber das Bach war für uns ein Meer. Und der kleine Sommerwind, der in das Papiersegel blies, war ein Sturm. Und das Schifflein segelte fort in ferne Ländern. Es hatte reiche Fracht: unsere Gedanken — kindische Gedanken — unsere Träume und Wünsche — kindische Träume und Wünsche. Aber wie teuer! wie lieb!“

Der blasse Gymnasiast mit der großen Nase saß ganz aufrecht. Er hatte nichts zu schreiben jetzt. Der sorgenvolle, eifrige Geschäftsausdruck war aus seinen Zügen verschwunden, sie wurden rein, gläubig, so als höre er einen schönen, fernen Gesang.

Hovannessian fuhr fort: „Physiologie und Statistik ist gut, gewiß, aber für die Jugend ist eine Begeisterung besser als Physiologie und Statistik. Die kleinen Papierschiffen schwimmen nicht mehr, wir haben eingesehen, daß sie das ferne Ufer nicht

erreichen. Aber nun schicken wir die Gedanken selber aus, die Träume selber aus. Wohin sollen sie fliegen? Eine Sonne brauchen sie, ein leuchtendes Ziel, ein Ideal, das immer leuchtet und immer leuchtet und unsere Gedanken, unsere Augen, ganzes Wesen, ganzes Leben zu sich reißt. Wir haben so getan und tun noch so in Rußland. Russische Jugend lebt mit Ideen. — Sie wollen arbeiten für Abstinenz von Alkohol unter der Jugend. Es ist sehr gut. Aber bleiben Sie nicht bei medizinisch — physiologisch — statistisch! Zeigen Sie, daß hier ist eine Idee, eine Idee von Vervollkommnung. Geben Sie eine Begeisterung für Idee der fortschreitenden Entwickelung. Wer sich frei hält vom Gebrauch des Alkohols, hält sich frei von einem schädlichen Bedürfnis. Frei werden von schädlichen Bedürfnissen — das heißt überhaupt frei werden. Hier ist Entwickelung. Neue Generation soll freier werden, als alte war; zeigen Sie der Jugend, wie man an sich selber für seine Freiheit arbeiten kann! Geben Sie der Jugend eine Begeisterung, die sie mitreißt und sie lehrt, was ist der Zweck und Bedeutung von unserem ganzen menschlichen Leben!"

Hovannessian erhob den Kopf, dann suchten seine Augen den Gymnasiasten und hefteten sich fest auf das jetzt tief errötete Gesicht des Jünglings, der den Blick schwärmerisch zurückgab.

„Der Vorsitzender Ihres Bundes,“ sagte er, „wenn Sie einen haben müssen — wir in Rußland haben keinen — Ihr Vorsitzer muß einer von Ihnen selbst sein. Sie müssen das zwischen sich ganz allein machen.“ Und mit seinem ernsthaften, brüderlichen Lachen fügte er hinzu: „Scheint es mir, daß Sie sehr guter Vorsitzer werden in Ihrer Gesellschaft.“

Der Gymnasiast schnellte vom Platz auf. Sein blasses Gesicht war rotüberstrahlt, und er bebte vor freudiger Überraschung und Beschämung. „Darf ich einmal zu Ihnen kommen?“ stammelte er.

Hovannessian ging sofort zu dem Knaben hinüber und verabredete mit ihm. Der Gymnasiast sah zu ihm auf mit einem blinden, ergebenen Vertrauen, das ihn in Josefines Augen schön machte.

Er hat den Blick für das Gute im Menschen, und sein Blick erweckt es, fühlte sie, und eine glühende Bewunderung für den Fremden überwallte sie. Ihr Gesicht wurde so heiß, daß sie sich abwenden mußte; sie fürchtete, ihre Empfindung stehe auf ihren Lippen geschrieben, jeder könne sie ablesen.

„Denke ich, wir werden dort bei Ihnen, in Ihrer Gesellschaft, von Zeit zu Zeit zu Gaste sein,“ sagte Hovannessian, „medizinisch — statistisch und so weiter. Aber Hauptsache werden Gymnasiasten unter sich machen. Wie denken Sie?“

Die Versammlung diskutierte noch eine Weile.

Fräulein Begas war nicht einverstanden. „Vielleicht kommt gar nichts heraus; wenn alle nichts wissen, alle auf gleichem Niveau stehen — wer soll dann die Führung übernehmen?“

„Sieht man deutlich, daß Sie sind eine Monarchistin!“ spöttelte Bernstein, „immer Führung, Präsident, König, ech!“

Helene drohte mit dem Finger. „Na, und Sie? haben Sie keinen Zar? Nur nicht mausig machen!“

„Selber ziemlich mauseriges Fräulein! Sehr mauserig.“

„Nicht Schule! Gruppe zur Selbstbildung wollen Sie machen,“ beharrte Hovannessian. „Führung ist in Literatur zu finden. Beste Ideen der besten Denker zusammen kennen lernen, nicht Präsident, nicht Schulmeister!“

„Anarchismus!“ machte Helene halb scherzend, halb prüfend.

Der Fremde richtete sich auf, wie wenn er gerufen worden. Seine großen, weitgeöffneten, dunklen Augen blitzten freudig auf. Er wandte sich gegen das Fräulein und lauschte gespannt . . . . .

Aber es kam nichts weiter, es war nur ein hingeworfenes Wort gewesen.

Da nickte er, harmlos und heiter, indem er

nach seinem Hute griff: „Ganz anarchistisch muß es sein. Freie Kooperation.“

„Darf ich mitkommen?“ rief der Gymnasiast und sprang auch auf.

Hovannessian legte ihm leicht den Arm um die schmale Schulter. So gingen sie hinaus.

Josefine reichte beiden die Hand.

Sie folgte jeder Bewegung des Fremden mit Selbstvergessenheit, ohne die Augen abzuwenden. Dabei hielt sie Rösli im Arm, die schlaftrunken und weinerlich zu der Mutter geflüchtet war.

Einer der Gäste nach dem andern verabschiedete sich und verschwand.

Josy merkte es kaum; sie stand unbeweglich und streichelte mit lässigem Druck die weichen, wirren Haare und das heiße, kleine Ohr des Kindes. Aber sie war nicht hier. Sie wanderte, gezogen und geführt, über die nassen, frühlingswinddurchrauschten Straßen an der Seite dessen, zu dem eine rätselvolle unbezwingliche Neigung sie hinriß, seit der ersten Minute, da sie ihn gesehen.

* * *

Die ganze Nacht war ein Spukgeheul im Kamin, ein Rasseln der Ziegel auf dem Dache, lautes Katzengeschrei aus dem Garten und das Klatschen der Regenböen gegen die Fenster.

Josefine wachte nach kurzem, allzu tiefem Schlummer auf. Sie konnte sich in ihrem Zimmer nicht zurechtfinden, starr waren ihre Glieder, wie festgebunden.

Ach ja, sie lag in der Gletscherspalte, daher war es so dunkel rundum.

Schreien? nein, es ist nicht möglich, die Lippen sind schon zugefroren. Und wenn sie auch schreien könnte — der Ton selbst ist gefroren, ist unhörbar, dringt nicht hinaus aus dem eisigen Loch.

Könnte sie nur eine Hand heben, einen Finger nur!

Oh, alles schon Eis! schon Eis! Bald kommt es ans Herz.

Es kriecht kalt herauf, durch alle Adern kalt herauf —

Oh!

Meine Kleider sind im Absturz zerrissen! Nackt und hilflos bin ich!

Verloren!

Verloren!

Es kommt an — mein — Herz!

Halt — jetzt — halt — jetzt —

Nein — das ist — nicht — nicht der Tod — das ist ja —

Josy fühlt: plötzlich richten sich warme Strahlen auf ihre nackte Brust.

Die Sonne ist gekommen! durchzuckte es sie.

Zu mir herein! die Sonne! in mein Grab!

Und während rund um sie her, von den Füßen aufwärts, die kettende, tötende Kälte dringt, brennt ihr die Sonne ein überschwengliches Entzücken in die Brust.

Die Sonne! die Sonne! die Sonne! Und sie wird noch scheinen, wenn ich gestorben bin! fühlt sie, und das Wonnegefühl wird immer heftiger, wird fast zur Qual.

Erfroren und verbrannt!

Erfroren und verbrannt!

Nimm mich! nimm mich! nimm mich, Sonne!

Ihr ist, als ob die nackte Haut über dem Herzen sich der Sonne entgegenhebt, sich von ihrem versteinten Körper ablöst und in die Glut hineinsaust, während Fleisch und Gebein zu Eis gefrieren.

Du, die noch scheinen wird, — die noch scheinen wird, wenn ich gestorben bin —

Es ist meine Seele — es ist meine Seele — ist — meine — Seele — Hhh! da fliegt sie in die Sonne hinein! mitten in die große rote —

Ein heißer Schlag hat sie durchfahren und nun — was war?

Jetzt bin ich wach, dachte Josy, endlich ist es vorbei! Diese unbequeme Rückenlage ist schuld; die Stockung im Blutumlauf bringt das hervor.

Ganz klar war es ihr noch nicht, doch stand sie auf und tastete mit eiskalter Hand nach einem Glase.

Ein unsteter Mondschein flog durch das Zimmer und über das Bett, in dem Laure Anaise und Rösli dicht umschlungen lagen. Laure Anaise mit offenem Munde, mit tief um die Stirn gewühltem schwarzem Haar sah fahl und hager aus, und Röslis zartes Gesicht erschien der Mutter leichenhaft blaß.

Josy war plötzlich ganz wach.

Wenn sie krank wäre! Und statt für sich selbst ein paar Gramm Bromkali aufzulösen, wie sie gewollt, beugte sie sich ängstlich über die Schlafenden und sog den warmen, reinen Hauch ihres Kindes ein.

Aber während sie sich so überzeugte, daß beide ruhig schliefen, kam eine Trauer, ein Einsamkeitsgefühl über sie, das beinah Furcht war. Mit nackten Füßen, die Augen groß offen, stand sie, ohne sich besinnen zu können, blickte scheu nach dem Fenster, an dem der Regen wie Tränen herunterrann; die gekalkten Stämme der Obstbäume im Garten schimmerten unbestimmt im Mondlicht — jämmerlich, wie gequälte Kinder schrien die Katzen.

Ein nie empfundener Wunsch, sich anzulehnen, an kraftvolle Schultern sich zu schmiegen, tauchte wie unbewußt auf. Sie streckte die rechte Hand aus und seufzte. Plötzlich warf sie beide Arme über dem Kopf zusammen, und heiße, qualvolle

Tränen brachen hervor. Es schmerzte in den Augen, in der Kehle, in der Brust.

Langsam ermannte sie sich und riß die Vorhänge zusammen; das Totenlicht auf Röslis Köpfchen brachte sie zur Verzweiflung.

Sie tastete sich an ihr Bett zurück.

Was fehlt mir? fragte sie, und sie antwortete sich: lebenswund; lebenswund.

‚Denke, daß er in der Welt ist!' sagte eine süße Stimme, vor der Josefine erschauderte.

Es war wie eine Liebkosung, dieser warme, frohe Ton.

‚Denke, daß solch ein Mensch lebt! daß er Wirklichkeit ist! kein Kindermärchen, kein Poetenmärchen, schlichte Wirklichkeit' —

Josefine ertrug die Stimme nicht länger, sie wollte sie nicht länger hören.

„Und du lügst!" sagte sie, bebend vor Zorn, „und es ist alles Betrug! Es ist eine Schwäche, die vorübergeht, und er ist ein Mensch wie die anderen. Ich bin erfahren, nur zu erfahren! Nur zu sehr belehrt, daß die Welt nicht so ist, und daß es solche Menschen nicht gibt! Nein, so ist die Welt nicht, und wir müssen sie nehmen, wie sie ist!"

Sie zündete eine Kerze an und schluckte das beruhigende Salz, das sie sich selber verschrieben hatte.

Aber es wirkte sehr langsam, und während sie

dalag und auf den Schlaf wartete, ward die süße Stimme nicht müde, zu flüstern: ‚Er ist in der Welt! er ist wirklich! kein Kindertraum, kein früher Morgentraum, kein Jungemädchentraum!‘

„Es ist Lüge! es ist Lüge! wir träumen, und wenn wir erwachen, lächeln wir über unsere Träume, oder — wir weinen über sie.“

Sie wollte sich im Bette aufbäumen, wollte Licht machen, sich ankleiden, arbeiten, um nichts mehr zu hören.

Aber eine unsichtbare Gewalt drückte ihren Körper nieder, eine weiche, schwere Hand legte sich auf ihren Kopf, und das Singen in ihrer Seele ward lauter als zuvor.

‚Und doch hören wir nicht auf zu suchen, unser ganzes Leben lang! Und doch hören wir nicht auf zu suchen, so lange wir atmen.‘

„Ich habe nichts gesucht! ich habe nichts ersehnt. Ich glaube an nichts Gutes! Ich glaube an nichts Großes. Es ist ein Schatten! Es ist eine Schwäche!“

Ahhh! da war wieder der Sonnenschein auf der nackten Haut; und dazu ein seliges Wohlgefühl des Geborgenseins, der Sicherheit, des Ruhens in einer großen, mächtigen, ringsum verbreiteten Kraft.

‚Freude!‘ hauchte es um sie; ‚Freude! Freude.‘

So fühlte sie sich untersinken.

* *
*

Tage des Rausches, in denen die Wirklichkeit undeutlich und alle unsichtbaren, namenlosen Dinge groß und wichtig sind und selbst das Heimlichste klar! Tage des Rausches!

Josefine empfand plötzlich Sehnsucht nach Musik, sie, die ihr Ohr als stumpf und empfindungslos kannte. Sie nahm Rösli an die Hand und ging mit ihr ins Großmünster, zum Orgelkonzert.

Viele Studenten waren dort, alle sahen die schlanke schwarze Frau mit dem weißgekleideten Kinde kommen. Manche grüßten sie, aber sie dankte nur wenigen, denn sie sah niemand in den Farben des Lebens — die Menschen, die anderen Menschen waren für sie zu Schemen verblaßt.

Der Orgel gegenüber, im Chor, auf einer der langen Bänke ohne Lehne nahmen sie Platz. Aber die Bank knarrte erbarmungslos, und Josy flüchtete sich mit der Kleinen in einen dunklen, dicht an die Mauer gedrückten Kirchenstuhl.

Die Orgel begann, gegen ihre Gewohnheit, wie es der Hörerin schien, leise und bebend, als schauerten Tropfen herab, klingende, warme Regentropfen, weich und voll und doch säuselnd und zart. Und Josefine war es, als ob ihr Herz sich öffne, und ihre Seele wurde wie ein dürstendes Erdreich, das sich dem sanften Perlenregen entgegenbog. Aber allgemach fielen die Tropfen seltener

und wurden größer, und jeder der Tropfen hatte eine andere Stimme, und es waren keine Tropfen mehr, es waren goldene Kugeln, die in einem plötzlich aufschießenden Springquell spielen. Und nun werden aus den goldenen Kugeln kleine klingelnde Schellen und große, sanft hallende Glocken. Und nun unterreden sie sich miteinander, die kleinen klingelnden Schellen und die großen hallenden Glocken; erst ein aufgeregtes Flüstern von den kleinen zwitscherhellen, nun ein machtvolles Dröhnen von den großen ruhigen. Und nun fangen sie an, durcheinander zu rufen, immer tiefer, immer heller, immer dröhnender, immer spitziger, und plötzlich — fängt der Turm, in dem die Glocken hängen, mit an. Er erzittert von oben bis unten, er schwankt von einer Seite auf die andere, er kracht, er donnert, er reißt auseinander, er stürzt zusammen! O — da ist der sanfte Regen wieder, will das wilde Brausen hinwegschmeicheln, eine kleine Weile klingeln ängstlich, wimmernd, sterbend die Silberglöckchen. Aber Feuerstürme brechen aus, die Berge wanken und bersten, die Erde bebt, es grollt aus ihren Schlünden, eine Welt — eine Welt will untergehen! — Ruhe! Freude! Feierlich in großen breiten Wellen rollt es heran über die zerstörte Welt, breite Strahlengarben schießen über weite, leuchtende, unendliche Wasserspiegel —

ein schwaches dumpfes Stöhnen — ein süßes allgemeines Klingen — die ganze Luft Musik — Ende.

„Da die Weissagungen aufhören werden", fühlte Josefine, und es schien ihr, als liege vor ihr das große Geheimnis des Lebens in heiliger Unschuld, in Sieg und Verklärung, und sein Name sei Schönheit und Größe und unerschöpfliche Liebe. —

Und neben ihr sitzt Rösli, die langen, schwarzen Beinchen eingeschlagen, die Hände zusammengedrückt, und sieht sich staunend um.

Zum erstenmal ist sie in einer Kirche. Rösli sieht die Fenster an, die langen, staubigen, schmalen Fenster und denkt: Das sind also Kirchenfenster? Der Himmel ist ebenso blaßblau dahinter wie hinter anderen. Sie sieht die grauen Steinfliesen an und denkt: Die sind aber kalt! Und sie tippt nach dem grauen, dicken, viereckigen Pfeiler vor ihr. Der ist auch kalt, aber das braune Holzwerk der unbequemen Stühle und der kleinen gewundenen Treppe dort, das Holz sieht ordentlich warm aus. Stufe für Stufe wandern Röslis Augen die kleine braune Holztreppe hinauf — da oben muß es nett sein! Wenn sie da hinauf könnte! — Da — was ist denn das da? Ein Kirchenfenster kann es doch nicht sein, da gegenüber? Ich bin kurzsichtig, denkt Rösli, Mama hat es gesagt. Wenn man die Augen zukneift, wird das da drüben etwas ganz

Merkwürdiges. Ein Männergesicht wird es, mit einem Schnurrbart und einer Pfeife und einer runden hohen Mütze. Ganz in einen dicken Überzieher ist der Mann eingewickelt, der Kragen geht bis halb über den Hinterkopf. Er hört unbeweglich zu. Die Musik ist so groß! Der Mann raucht, aber keine Wolke steigt aus seiner Pfeife ... Rösli kann die Augen nicht abwenden. So gemütlich sitzt er da im Fenster, als wäre er hier der Hausherr! Ein freudiger Schreck durchzuckt Rösli: Wie, wenn es der liebe Herrgott wäre? Dies ist ja die Kirche, man sagt auch Gotteshaus. Also wird er es wohl selber sein! Rösli starrt und starrt. Er sieht so freundlich aus, aber doch nicht wie Menschen. Sein Gesicht ist farblos wie Silber. Oder wie durchsichtig. Es wird Rösli immer klarer, daß er es ist. Und sie faltet ihre Hände fest und sieht ihn entzückt an — —

Die Musik ist aus. Josefine erhebt sich. Als sie draußen sind — die Allerletzten, zupft Rösli ihre Mutter, die gar nicht hört: „Mama, weißt du, wer da war?"

Die Mutter hört nicht; ungeduldig zupft die Kleine: „Hast du ihn auch gesehen, den lieben Herrgott?"

„Ja", sagt die Frau zusammenschreckend und wundert sich über ihr Kind und wundert sich doch

nicht. Es ist ihr so süß-schaurig, daß die Kleine immer mit ihr ist in diesen Entzückungen.

Sie halten sich fest an den Händen . . .

* * *

Helene Begas nahm Josefines Arm und sah ihr mit freundschaftlicher Besorgnis in die Augen: „Du bist krank Josy, du brauchst Ferien! Und so zerstreut und ungleich. Neulich, als ich dich mit Rösli die steile Wiese hinunterlaufen sah, hab ich mich gefreut. Donnerwetter, dacht ich, die hat Spannkraft! Da kann sich unsereins verstecken. Aber jetzt gefällst du mir ganz und gar nicht.“

Josefine besah ihre Nägel; ihr Gesichtsausdruck wurde gezwungen. „Das ist diese psychiatrische Klinik, die mich so aufregt. Heut war's der Assistent, hat mich fast krank gemacht, der brutale Mensch! Diese Vergewaltigung des intimsten Lebens durch die Kliniken und durch uns Mediziner: es macht mich wild! Ich kann's nicht ertragen!“

Sie seufzte tief und sah die ruhige Helene gequält und ängstlich an. „Es war ein armes Ding, primäre Melancholie lautet die Diagnose. Sie ist fast hergestellt. Er bringt sie vors Auditorium. ‚Nun, erzählen Sie uns Ihre Geschichte.‘ Sie sitzt da, engbrüstig, scheu, rot vor Scham. ‚Aber ich

werde ja bald entlassen,' sagt sie leise. ‚Das wollen wir nicht wissen, erzählen sie von Ihrem Emil, wie der Sie überall verfolgt hat.' Und der Bursch lacht und blinzelt, und er fühlt sich so überlegen und so witzig — o! Das Mädchen — 'n armes Ding, 'n Zimmermädle, springt halb auf, sie hat schon nasse Augen: ‚J bin nit hier, um usg'lacht z' werde!' ‚Nein, wir lachen Sie nicht aus,' lacht der Doktor, ‚nun, was hat Ihnen der Emil alles angetan? Der Emil, der Uhrmacher, in den Sie verliebt waren!' Das Mädle schweigt und hängt den Kopf. Er hebt ihr das Kinn in die Höhe, grinst sie an: ‚Er hat dann auch recht verliebtes Zeug durch den Ofen an Sie hingeschwatzt, gelt!' ‚J bin jetzt g'sund! Was geht das die Schtudente an!' murmelt das arme Ding. Er wendet sich an das lachende Auditorium. ‚Sie hat ihn nämlich nur vom Sehen gekannt, und er hat sich überhaupt nie um sie gekümmert!' Wie die Kranke zusammenzuckte, wie sie den Kopf ganz auf die Brust sinken ließ — es war bemühend! es war brutal! Aber er läßt nicht los. ‚Und vor lauter Verliebtheit hat sie sich dann eingebildet, er spricht mit ihr durch den Kamin, oder war es durchs Dach?' ‚Durch den Ofen,' murrt die Patientin; die Dummen im Auditorium lachen laut. ‚Sagte er natürlich, er wollte Sie heiraten!' amüsiert sich unser edler Dozent. Das

Mädchen schüttelte den Kopf. ‚Na, was wollt er dann von Ihnen? Daß er Ihr Schatz wollt sein?‘ Helene, ich sag dir's, mir saust es im Kopf, ich wollte auffahren und schreien: ‚Das geht über Ihre Befugnis, Doktor!‘ Ach, man ist ja so feige!“

Das Fräulein drückte Josefines Hand. „Gut, daß du dich beherrscht hast. Wir armen Frauen, was sollen wir machen! Hast du gelesen, wie's den Hörerinnen an deutschen Universitäten ergeht? Man muß noch Gott danken jeden Tag. Aber das war wirklich ruppig.“

„Los, auch, was er weiter sagt! Er sagt: ‚Aber wie konnten Sie denn so etwas einem ordentlichen Menschen zutrauen?‘ So ein Heuchler, wie dieser Doktor ist! Als ob man's nicht wüßte, wie sie's alle treiben, und halten sich doch samt und sonders für ordentliche Menschen!“ Josy ballte die Hände.

„Und was das arm' Ding drauf erwiderte, klang so himmeltraurig, so — o!“

„Was sagte sie?“

„Sagte kläglich und ganz von Herzen: ‚Weil ich halt nur 'n armes Mädle bin.‘“

Helene fand das eher beruhigend. „Siehst du, Josefine, das ist ihnen natürlich, diese Denkweise; sie fühlen ja nicht wie wir, diese ungebildeten Leute! Wie kannst du dich ewig mit jedem Erstbesten identifizieren?“

„Was red'st auch!" Josefine entriß der Freundin ihre Hand, auf ihrer Stirn standen Zornfalten. „Denkst du so? Bist 'n Frauenzimmer und denkst auch nur mit dem Kopf wie die, wo unsere ganze Ordnung geschaffen haben? Weil's uns bequem ist, glauben wir so! Aber ich glaub's nit; die heut, das arm' Zimmermädele mit ihrer heißen Liebe zu dem Uhrmacher, der sie nit emal kennt —"

„Ja, aber das ist doch schon bißchen verrückt!" fiel die Mathematikerin besänftigend ein.

Josy flammte: „Verrückt? Warum? Sie hat ihn geliebt, den feinen, stillen, fleißigen Menschen, und hat's keinem gesagt, keinen damit belästigt. Und dann ist sie in Melancholie verfallen, weil er so hoch über ihr war und sie keine Möglichkeit sah, sich ihm zu nähern —"

„Aber nein!" unterbrach sie Helene erstaunt, „solche romantische Ideen hat eine Ärztin?"

„Nicht eine Ärztin, alle Ärzte wissen, daß Störungen im Triebleben von außen hervorgerufen werden können. Was ist überhaupt innen und außen? — Ein Monismus sind wir, wenigstens in dieser Beziehung, eine Einheit, und ich bin ganz rasend über dich, daß du mit diesem Doktor glaubst, arme Leute hätten kein Gefühl!" Sie brach plötzlich in Tränen aus. „Weißt, Helene, du — es freut mich nur, daß du nicht Medizin

studierst. Solche wie du hat's unter den Männern genug!"

„Danke! merci vielmal!" Mit verbissenem Gesicht drehte Helene sich um. „Du bist eigentlich so ganz Weib, so recht Weib, Josy, und weißt's selber nicht!"

„Weiß es nicht? Weiß es, bei Gott!" schrie Josy, die Arme weit ausbreitend, „dank auch Gott dafür!"

Helene lächelte wider Willen. „Gut also, du weißt es. Ob aber so ein rechtes Weib sich zum Studieren eignet, das ist wohl die Frage!"

Josefines Gesicht verdunkelte sich. „Vielleicht! Was mich angeht! Mein Leben ist zu schwer."

Die Freundin kam zurück. „Nimm Ferien," sagte sie entschieden. „Wenn du nachher auf der Nase liegst, was war dann die ganze Mühe nütz? Überhaupt, wie du dir alles zu Herzen nimmst! Ich kann das gar nicht verstehen. Es hat ja keinen Zweck. Plötzlich wunderst du dich über die Menschen, wenn sie sich zeigen, wie sie nun mal sind? Ich wundere mich über nichts mehr, ich freue mich den ganzen Tag, seit ich in der Schweiz bin! Mit Genuß nehm ich die Gelegenheit wahr, die mir hier geboten ist! Bei uns zu Haus ist ja noch tiefste Nacht und Finsternis! In unserem teuren Deutschland ist für uns der Tag überhaupt noch nicht

angebrochen! Ich sage dir, das ist 'n Hottentottenland, und unsere Studenten sind Hottentottenkerle, und unsere Mediziner sind Menschenfresser gegen uns Frauenzimmer, und kurz und gut — du solltest mal 'n paar Jahre bei uns sein! Morgen säßest du draußen, wärst hinausgeschmissen, ganz einfach. Und übermorgen wärst du im Loch! Nein du — bei uns — kritisieren — is nich! Noch gar Frauenzimmer, die ja schon ohnehin vogelfrei sind!"

Josefine lachte ungläubig auf. Viel hatte sie nicht gehört. „Schlimmer als in Rußland," sagte sie mechanisch.

Helene nickte heftig. „Ist es auch! Viel schlimmer! In Rußland drückt man ohne Unterschied des Geschlechts. Was zur Partei der Intelligenz gehört, ist verdächtig. Bei uns gibt es keine Partei der Intelligenz, es gibt nur politische Parteien, die Studenten haben keine Meinung oder sind gegen uns, und das höhere Streben der Frau ist nicht verdächtig, sondern verächtlich! Verstehst du? Großer Unterschied!"

„Ja, es dürfte endlich anders werden!" meinte Josefine.

„Dürfte wohl, aber wird nie! nie! sag ich dir. Bei uns ist es so: wer nicht selbst drückt, der verehrt doch wenigstens die Unterdrücker. Verehrungsmichel erster Sorte wir Deutschen, oder eben Despoten.

Und oft beides in einer Person! Reizende Mischung. Und alles so von Herzen, so bona fide, ohne die heimliche Selbstverspottung anderer Nationen. Na, ich sage nichts mehr."

Josefine sah mit einem langen Blick hinaus in die berstenden Knospen der Baumkronen. Ihr Gesicht rötete sich. „Zuweilen denke ich ganz im Ernst, daß wir berufen sind —"

„Wer wir?"

„Wir Frauen —"

„Aha!"

„Daß wir Frauen zu einer Art Revision des Männerstaats berufen sind," fuhr Josy nachdenklich und halb beschämt fort. „Daß die ganze Frauenbewegung diesen Sinn und Zweck hat. Revisorinnen im Dienste der Menschlichkeit, die halt doch, und wär's auch im Schneckengang, vorwärts geht! An all die Versteinerungen unseren schlicht menschlichen Maßstab anlegen, mit unserem vielgescholtenen Gefühl ihre kalten Verstandeswerke durchprüfen und sehen, was standhält, was nicht — was wirklich nützt, was ganz entschieden schadet — gegen ihre Pedanterie, Profitsucht, Brutalität und blinde Folgsamkeit den Schrei der Natur erheben — der mißhandelten, getretenen Menschlichkeit Rechte zu wahren — dort — dort dort — —"

Helene starrte sie an, Spott und Rührung kämpften auf ihren Zügen. „Sorg für dich selbst, Josy, Kind, großes, törichtes, liebes Herz!“ Sie seufzte mit feuchten Augen: „Denk an das Nächste, das Allernächste. Du arbeitest nicht wie sonst. Etwas beschäftigt dich, stört dich; ich fürchte, du wirst das Staatsexamen dieses Jahr nicht machen können.“

Josefine antwortete nicht; sie blickte noch immer wie im Traum auf die verklärte Apfelbaumkrone, deren Knospen wie Bronze funkelten.

Helene ging zu der Stummen und legte ihr die Hand auf die Schulter: „Mach jetzt Ferien.“

Kühl und abweisend blickte Josy auf. „Nun, was willst du? du sagst mir Unangenehmes, ohne Grund. Ich arbeite. Ich bin nicht müßig, außer diesen Augenblick.“ Sie sprang vom Stuhl auf, ihre Augen röteten sich, eine tiefe Qual sprach daraus. „Umsetzen. Transponieren,“ flüsterte sie, wie zu sich selbst; „es geht alles, es muß überwunden werden.“ Und dann, als sie Helenes forschendes Anschauen bemerkte, wurde sie heftig: „Nimm deine Augen fort! Wir sind hier doch nicht in der psychiatrischen Klinik! Noch hab ich meine fünf Sinne beie'nander.“

Traurig ließ die Mathematikerin sie an sich vorbei und hinausgehen.

* * *

Ja, sie identifizierte sich mit dem armen verschüchterten Zimmermädle, sie hielt sich nicht für „feinere Rasse“, wie Helene Begas es unbewußt immer tat.

Fast täglich sah sie Hovannessian jetzt, und wenn sie ihn nicht sah, so stand er doch vor ihren Augen. Oft in sonderbaren Verkleidungen.

Bald war er vor ihr als schlanke, schwarze Zypresse mit leise geneigtem Wipfel, mit erzgegossenem Stamm, an den sie sich wohlig lehnte, den sie mit beiden Armen umfaßte, an den sie ihr sehnsüchtiges Herz drückte. Bald hing er über ihrem Himmel mit breitoffenen Schwingen, ein König der Adler, hoch über den Gräbern und Schlünden der Erde.

Er funkelte als Stern, rätselhaft und süß und fremd; er war ein weißes Marmorbild auf einer hohen Säule, ein Bild der Menschlichkeit und der reichen Güte. Viel erzählte er ihr, und nachher erblickte sie ihn als Jäger im unbetretenen Wald, wie er für sich und die Genossen Feuer anzündet, das Wild abhäutet erlegt und am Spieße über den Kohlen dreht wie ein homerischer Held, oder als Fischer am Meer, Gast in der Fischerhütte des Einsamen, auf Seemärchen horchend, und Märchen ersinnend beim Licht des Kienspans, indessen draußen die Mondkugel über die brechenden Wellen rollt. Ein

andermal liegt er mit lachenden schwarzen Gesellen auf buntem Teppich im Garten unter dem Maulbeerbaum; Lieder singen sie auf die Lilie, die Nachtigall, die Rose, sie springen auf, um zu tanzen, den graziösen, plastisch schönen Einzeltanz, der eigentlich nur eine wechselnde Folge anmutig herrlicher Stellungen ist; einer spielt auf dem Tarr*), zuckend fährt das Knochenstäbchen, mit spitzigen Fingern gehalten, über die Drahtsaiten — in sanften Tönen summt die Suflöte, und unermüdlich klopft mit behenden Fingern der Tipelipitòspieler auf den mit Haut überspannten zusammengebundenen Steintöpfen den Takt . . .

Und plötzlich verwandelt sich der furchtlose Jäger, und er ist ein scheuer, großäugiger, barfüßiger Knabe, der mit beiden Händen eine weiße Taube an sich drückt, seine Taube, die er leidenschaftlich liebt, und die man ihm wegnehmen wird, um sie dem Vater gebraten vorzusetzen! Der hungrige Student in Moskau, der von Tee und Kartoffeln lebt und immer noch ein paar Kopeken besitzt für andere und für einen Theaterplatz, wenn ein erster Schauspieler kommt, und der am eifrigsten ist, ihm die Pferde auszuspannen in schäumendem Enthusiasmus; der fröhliche Geiger, der plötzlich

*) Kaukasisches Saiteninstrument.

die Geige opfert, weil es ihm in den Sinn kommt, daß es „Besseres" zu tun gibt, als zu „spielen"; — der brüderliche Mensch in einer Welt brutalsten Faustkampfes; — der Starke mit dem Kinderlächeln, für den es keine Beschwerden gibt, oder der sie nicht anerkennt, der Furchtlose, der sich nicht scheut, zu helfen, gleichviel, ob es dabei beschmutzte Hände geben kann — alles, alles ist er, und die Liebende lebt wie in einem Wunderlande.

Ein Kind ist sie, wenn der Rausch über sie kommt, ein Kind, wundersüchtig, wundergläubig. Wie weit ist sie von ihrem früheren Selbst! Hat sie nicht in ihrer unseligen Ehe, von dem unglücklichen Manne gelernt, daß alle Menschen, und sie selber auch, niedrig sind? viel zu verbergen haben? „Des Menschen Trachten ist böse von Kind auf!" So war es, bis sie ihn kannte, ihn, der nun alle Erfahrung, alle Weisheit zu Schanden macht.

Denn nun bringt jeder neue Tag eine neue Entzückung, eine neue beseligende Offenbarung! Auf der Stirn des Mannes, den sie liebt, leuchtet alles Gute, leuchtet der Kuß der großen, tiefen, starken Güte!

Und so frei und schlicht und selbstverständlich geht dieser Mensch, von dessen Stirn das Gute leuchtet! so wie eine Feier der Schönheit ist sein Leben! Sie fühlt — für ihn ist die Welt da, nur für ihn und seinesgleichen . . .

Und langsam aus dem entzückten Staunen wuchs für Josefine ein heißer Schmerz. Sie lernte, daß sich selber fühlen heiße, sich krank fühlen; ganz entwurzelt war sie, ohne irgend einen Zusammenhang nach rechts oder links.

Und sie quälte sich: ‚Gehört die Welt den Guten? ist das wahr?

Wohin dann sollen wir uns flüchten, wir, die wir schlimm sind und nur Schlimmes von allen erwarten?‘

Sie begann sich vor Hovannessian zu fürchten. „Was hab ich mit dir zu schaffen, du allzu helles Licht? Laß ab, wirf keinen Strahl in meine Dunkelheit!“

Schwarze, stürmische Wellen rollen dahin, treiben eine zerbröckelnde Eisscholle, treiben sie hinaus in Nacht und Untergang. Und auf der zerschellenden Scholle die unbestimmten Umrisse einer menschlichen Gestalt. Sie kennt diese Gestalt — diese Gestalt ist das Schicksal, das auf sie wartet in der Zukunft, diese und keine andere!

‚Geh! geh! geh! du Herrlicher, du Guter — nicht für mich, nicht für mich strahlt deine Stirn. Bleibe so für mich, schönste Säule der Menschlichkeit, aufgerichtet unter den Bäumen, die bis zum Grase niederblühen, aus dem die weißen Blüten wieder emporblühen zu den Bäumen! So wie ich

dich jetzt sehe, mit dem schlanken Fuß auf dem Spaten, mit den hellen Tropfen frohen Schweißes auf der Stirn, aus der du den Hut zurückgeschoben hast hinter die tanzenden, schwarzen Locken!'

Josefine blickte hinaus zu der heiteren Gruppe im Garten, trank ihre sehnsüchtigen Augen satt an der geliebten Gestalt.

„Abschied! ich nehme Abschied von dir."

Lautes Lachen klang unter den Fenstern; sie warfen sich mit abgefallenen Kirschblüten, Zwicky, Hovannessian, die Kinder, Laure Anaise . . . Rösi mit purpurroten Bäckchen ist ganz außer sich, wie fiebernd in dem warmen, düftebeladenen Wind, der die eben begrünten Sträucher biegt und die zitternden Schatten spielen läßt auf der vom dörrenden Ost und der starken Maisonne blaßgrau gefärbten, wartenden Erde.

Weiße Blüten und seliges Blau und goldiges Grün und Kinderlachen.

„Kommen Sie nicht?" ruft Hovannessian und stößt kräftig den Spaten in den sonnenharten Boden. „Kommen Sie auch! Schöne Arbeit!" Er strahlt. „Einen Weg machen wir!"

Nun kommt Rösi zu ihm gelaufen, er beugt sich zärtlich zu der Kleinen, seine schwarzen Bartlocken streifen ihr Haar. Liebkosend spricht er mit dem Kinde — wenn er mit Kindern spricht, immer

bekommt seine tiefe Stimme diesen liebkosenden Klang.

Die Kleine blickt freudig empor, und ihre Gebärde, dieses Aufhorchen voll Hingebung macht sie so schön.

‚Oh‘, denkt die Frau am Fenster, ‚wär ich so klein wie die! wär ich mein eigen Kind und stände bei ihm so und blickte in die Höhe zu ihm so — wie Rösi, wie mein glückliches Kind zu ihrem lieben Herrgott aufblickt, den sie im Kirchenfenster sieht! Noch einmal jung sein, noch einmal glauben — keine Vergangenheit, keine Zukunft, keine Schuld, keine Furcht, keine Pflicht, keine Klarheit!‘

Und wie gebannt durch ihre wilde Sehnsucht hebt Hovannessian nun die Augen zu der Frau oben, und sein frohes Gesicht wird ernst . . .

Plötzlich schoß ihm das Blut heiß in die Wangen.

Sie war fort.

* * *

In dieser Nacht träumte es Josefinen, daß ihr plötzlich ein Fremder gegenüberträte, dessen unerwartetes Erscheinen sie von einer Seite des Zimmers zur anderen scheuchte.

Der Fremde war in eleganter Kleidung, wie bereit, in eine Gesellschaft zu gehen. Sie bemerkte

deutlich die breite, weiße Hemdbrust unter dem lose überhängenden Kaisermantel, den spiegelnden Zylinder, die neuen roten Handschuhe.

Er sprach nichts, sondern stand da mit einem geheimnisvollen und blasierten Lächeln auf dem schlaffen Munde, das sie zu verhöhnen schien. Seine goldene Brille glitzerte, die Gläser glitzerten, so daß sie seine Augen nicht sehen konnte. Und dann begann er eine Gebärde des Händewaschens zu machen, die ihr so sehr, so unheimlich bekannt war: die rechte Handfläche wäscht den linken Handrücken — die Schultern runden sich — er scheint sich auf ein Wort vorzubereiten, auf ein Wort, vor dem sich die Träumende ängstigt, das sie nicht hören will.

Immer sonderbarer lächelt er; seine glitzernden Gläser sind auf sie gerichtet — er hebt den Arm und beschreibt einen Bogen voll gekünstelter Grazie, einen einladenden Bogen, mustert sie, ihre Gestalt von den Füßen aufwärts und lächelt spöttisch überlegen; etwas Cynisches ist auf seinen breiten, blassen Lippen zu lesen.

„Ich kenne Sie wirklich nicht‘, sagt die Träumende, ‚bitte, verlassen Sie dieses Zimmer.‘

Ihr Herz scheint nicht mehr zu schlagen, kalt und gleichgültig ist ihr, und tief, tief unten glimmt eine Angst — eine Angst!

Sie wacht auf: ‚das war Er!‘

‚Georges!

Ich habe gesagt: ich kenne Sie nicht.

Aber ich kannte ihn wohl.

Oh! Oh! Oh!‘

Von Schauder durchzuckt blieb sie starr liegen.

‚Das war Er.

Habe ich diesen geliebt? Diesen einmal geliebt? geliebt?

Nein! nein! nein!

Fort, du Entsetzlicher! Fort! Mensch, ich kenne dich nicht! Ich war nie dein! Nie! Nie!

Hörst du? Niemals!

Ich habe dich nie geküßt! Nie!

Hörst du? Niemals!

Fremd! Wildfremd! Fort!

Ein Nachttier! ein Phantom!

Wer hat dich ausgedacht? Du! Du!‘

Und sie richtete sich heftig auf, rang hart die Hände und stöhnte fast bewußtlos: „Oh, Herr des Himmels, töte ihn! töte ihn! töte ihn!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Da kam eine kleine weinerliche Stimme wie ein zerdrückter Vogellaut aus dem Dunkel: „Mama! Mama!“

Die Frau hielt den Atem an.

Rösi wachte.

„Mama, warum sagst du töten?“

Einen kurzen Augenblick schien es Josefine, als schwebe ein Stern durch die Nacht; als klinge etwas . . .

Aber nur einen Augenblick.

Dann zog sie stumm das Leintuch über den Kopf und wiederholte mit zusammengebissenen Zähnen und geballten Fäusten ihr furchtbares Gebet: „Allmächtiger Gott! Herr des Himmels! Töte ihn! töte ihn! töte ihn!"

* * *

„Ich habe etwas gebracht. Ich habe das Bild gebracht," sagte Hovannessian im Eintreten zu Josefine.

Sie blickte flüchtig auf, einen schnellen Blitz Auge in Auge gab es.

Beide hatten heute einen gespannten, fast unglücklichen Zug zwischen den Brauen.

„Welches Bild?"

„Repin, die Burlaki, Sie wissen."

Er legte das Bild — eine farbige Lithographie — vor Josefine auf den Schreibtisch und trat einige Schritte hinter ihren Stuhl zurück, wie um sie in der Betrachtung nicht zu stören.

Die Frau hatte nur einen Blick auf die fürchterliche Gruppe geworfen, dies Häuflein Elender, die

— ach, wie mühselig, wie schwer an der allzu großen Last schleppen, die ihnen aufgeladen worden. Mit einem Blick, mit dem ersten Blick erschloß sich ihrer aufgewühlten Empfindung die fast übermenschliche Gewalt dieses Gesanges der Qual.

Die Riesen der Arbeit voran, mit blaurot geschwollenen Gesichtern, den Kopf gesenkt, wie der Ochs im Joch die Stirn senkt, um mit ganzer Schulterkraft zu ziehen, zu ziehen, vorwärts zu schleppen, das hoch mit Gütern beladene Schiff stromaufwärts zu schleppen. Hinter den starken menschlichen Zugtieren die zähen, mageren, sehnigen; fleischlose Hälse mit vorgedrängtem, fast berstendem Kehlkopf, mit straff, zum Zerreißen gespannten Muskeln, die wie Knorren und Stricke auf den eckigen Knochen liegen. Inmitten der Ergebenen ein junger Empörer, aufgebäumt, Schmerz und Wut im hocherhobenen Kopfe, der sich zurückwirft und die Hand unter den entsetzlichen Riemen schiebt, der ihm über die nackte, saftstrotzende Brust geht und tief in das Fleisch schneidet — der entsetzliche Riemen, der alle drückt — der über ihre Brust zu dem Lastschiffe geht, an dem sie schleppen. Wieviel Flüche auf diesen Lippen! wieviel Stöhnen in ihrem unendlichen Gesang! Aber der letzte in der Reihe, der flucht nicht mehr, der singt nicht mehr! Stumpf und aller Menschenwürde beraubt,

mit hängenden Armen und auf die Brust gesunkenem Kopfe trottet er mit, ohne Bewußtsein, ohne Willen; sein Gesicht ist gegen den Boden gekehrt, das menschliche Zugtier ist auch zur Haltung des Tieres zurückgeführt worden — alles ist zu Ende.

Hovannessian hörte ein lautes, ununterdrückbares Schluchzen.

Dicht an den Tisch gepreßt, beide Hände vor dem Gesicht, saß die Frau über dem Bilde, und ihre Schultern zuckten im Weinen. Eine unbegrenzte Traurigkeit hatte sie befallen angesichts dieser Qualbeladenen, und sie hatte alles vergessen, sich selbst, Hovannessian, Georges, die Kinder, das Zimmer, in dem sie sich befand — alles. Die Luft um sie war voller Stöhnen, und ihr Herz schien zu bluten, als sei hineingestochen worden. Sie fuhr mit der Hand nach der Brust — da! da! da preßte der entsetzliche Riemen und schnitt in das weiche, zuckende Fleisch.

Wo war das Kreuzchen?

Da sollte doch ein Kreuzchen hängen an einer Schnur?

Sie tastete danach, als müsse sie auf ihrer Brust das Kreuzchen finden, das jenem Jüngling in der Mitte des Bildes, dem jungen Empörer im roten zerrissenen Kaftan, unter dem Riemen hervor auf der Brust hing. Ach nein, sie hatte nichts ver-

gessen! Sie wußte alles deutlicher als je. Sie wußte: das ist das Leben, meines auch! meines auch! Gerade die zwingende Symbolik des Bildes, diesem Bilde eigen wie allen Werken großer Kunst, gerade diese zwingende Symbolik hatte sie überwältigt, ins Herz getroffen.

Alle so! Alle so!

Sie selbst, Georges, die Kinder, die Kranken.

Nur — —

Nein, er nicht — der Mann mit dem strahlenden Lächeln war nicht unter dieser Gruppe! Hovannessian nicht!

Sie blickte ein wenig seitwärts, sie wollte diese großen Züge sehen, auf denen das Leiden keinen Raum hatte ...

Aber ein ganz Neues durchbebte sie, als ihre Augen ihn gefunden — halb abgekehrt stand er, sinnend, und große klare Tropfen rannen ihm aus den weit offenen Augen in den Bart ...

Sie fühlte eine geheimnisvolle Anwesenheit. Etwas Unsichtbares war hier im Zimmer zwischen ihnen, zwischen jenem weinenden Manne und ihr selbst, die ihre Tränen wie einen heißen Quell strömen fühlte.

Sie hielt den Atem an, und eine leichte Bewußtlosigkeit überkam sie: Funken und Sterne umtanzten sie, eine schwere dröhnende Musik betäubte

ihre Ohren. Sie flog weg, über dunkle, unabsehbare Tiefen, rasend schnell — —

Dann empfand sie eine leichte Berührung, ihre Haare sträubten sich, ein Schauder überlief ihre Kopfhaut, ihre Arme: sie war wach. Neben ihrem Stuhl, in den sie zurückgesunken war, stand Hovannessian, streichelte ihr Haar und murmelte, sich zu ihr niederbeugend: „Das ist jetzt nicht mehr! Das machen jetzt die kleinen Schleppdampfer!"

Sie lächelten sich an wie zwei Auferstandene, mit Tränen an den Wimpern, ungläubig und erstaunt, umgeben von einer Fülle überirdischer Glückseligkeiten ...

„Zum erstenmal sehe ich, daß Sie viel gelitten haben," flüsterte Josefine und forschte auf seinem ihr jetzt nahen Gesicht. „Es ist das, was Sie so ..."

Sie wollte sagen, was Sie so schön macht, aber sie konnte es nicht sagen, sie errötete.

Hovannessian hielt ihre Hand, seine Wimpern zitterten wie die Flügel eines dunklen Schmetterlings. „Ich habe in letzter Zeit sehr viel über die Frauen nachgedacht," sagte er mit fremd klingender Stimme.

„Was haben Sie gedacht?"

Er wurde sehr blaß, eine schüchterne Anmut breitete sich über seine männlichen Züge. Er schloß die Augen, preßte stumm ihre Finger.

Plötzlich trat ihm das Blut ins Gesicht — er beugte sich tief auf ihre Hand, schamhaft in übermächtigem Gefühl: „Verzeihen Sie! Verzeihen Sie! Ich habe nicht so von den Frauen gedacht! Nicht so hoch! Verzeihen Sie, Sie haben mich gelehrt! verwandelt! ganz verwandelt! Ich habe nicht gehofft, daß ich finde — — Ich habe nicht geglaubt — oh, verzeihen Sie! verzeihen Sie!"

Er stürzte auf die Knie, den Kopf an ihr Kleid gedrückt. Dann erhob er sich, hastig und verwirrt, und verließ wortlos das Zimmer.

* * *

Zwischen den Seelen, die sich anziehen, wächst eine zarte, seidenfeine, lichtscheue Vegetation, wie weiße Algenfäden, wie tastende Wurzelglieder, hinüber, herüber. Zitternd und leicht zerbrechlich, und doch straff die Röhrchen gefüllt mit dem besten Safte des Lebens. Leise, verborgen dem Tage, suchen einander die schwirrenden blinden Fädchen, die seiner Seele, die ihrer Seele entsprossen, und wenn die Stunde erfüllt ist, wenn sich die zarten Munde berühren, die tastenden Glieder aneinander gleiten — dann blüht eine Blume auf, groß und duftend und leuchtend in allen Farben des Himmels und der Erde, genährt von den süßesten und er-

habensten Träumen, vom feinsten Herzblute, und ihrem Kelch entsteigen Wolken von Duft, die Leben spenden und Tod, untrennbar, so ineinander gemischt, daß beides eins ist. Und beides ist gleich süß, erhaben und erwünscht, Leben und Tod.

Die Stunde war erfüllt, die Blume war erblüht. — —

Sterben! dachte die Alleingebliebene in ihrer Verzückung, sterben in dieser Minute! Du! du! du! Ich habe ja nicht gewußt, was für Menschen leben; ich habe ja nicht geahnt, daß es einen Menschen gibt, tausendmal größer, höher, teurer als die ganze Welt. Und du redest von mir, du! du! Was bin ich? Wie kannst du zu mir sprechen, wie du gesprochen hast? Ich lebe ja nur, seit ich dich kenne! Ich bin ja nichts ohne dich! Ich habe ja erst durch dich Sinne, Gefühl, eine Seele bekommen! Ich sehe erst jetzt die unbeschreibliche Schönheit der Erde, des Himmels, des Lebens!

Ach, sterben! jetzt! jäh! in der Seligkeit dieses Augenblicks. Es ist zu schön, es wird schnell zerbrechen. Er wird mich sehen, wie ich wirklich bin, dann wird es vorüber sein.

Nein, sterben, und wäre es unter Qualen, aber mit dem Kuß des Glückes auf den Lippen. Sterben durch deine Hand! Durch deinen Dolch. Mit dir zusammen sterben?

Eine plötzliche Angst überfällt Josefine, eine Angst vor sich selbst. „Ich bin irr! Auch ihn töten wie den anderen, den ich heute nacht in seinem Gefängnis erstickt habe? Was für mörderische Gedanken hege ich! Und mich — mich sollte er lieben?'

‚Aber der verführerische Gedanke läßt sich nicht bannen. Er legt sich wie ein erschlaffendes Bad um die müde Seele.

‚Könnte das sein! Mit ihm zusammen sterben … Ach — ich muß allein! Er muß leben! Was? diese Augen brechen sehen? diese Stirn erbleichen sehen im Todesschweiß? Und meinetwegen?

Ach, eine Hilfe! eine Hilfe aus dieser großen Not! Sie ringt die Hände.

Nur die Glücklichen dürfen sterben. Nicht Menschen wie ich!!'

Es klopft hart an die Tür.

Josefine springt auf, öffnet verstört.

Vom Frauenspital ist Botschaft da. Sie muß kommen. Sofort. Diese Geburt, die erste, die sie selbständig leiten soll, das erste Mal, daß ihr diese Aufgabe wird, und sie hat das vergessen? ‚So untauglich also! Solch eine nutzlose Träumerin! Und was für Träume! Heiliger Gott, laß nur nie einen Strahl deines Himmelslichts in dies dunkle Herz fallen. Schande! eine Schande!'

Josefine rafft eilig ihre Instrumente zusammen,

sie senkt den Kopf, ruft Helene zu, daß sie gehe, und läuft hinaus.

Das ganze Gewicht des Daseins schwebt über ihrem unbeschützten Nacken und will sich darauf niederstürzen.

Die Oberwärterin guckt sie befremdet an, die Praktikantin Josefine scheint ihr viel zu aufgeregt. Weiß diese Praktikantin auch, daß hier zwei Menschenleben von ihr abhängen?

Aber wie sie den Hut abgelegt hat und die Handschuhe wegtut, hat sie ja schon ein ganz anderes Gesicht. Die Erregung ist wie weggewischt, hier ist nur tiefer Ernst und ein Aufgehen in ihrer Aufgabe.

Am Bett der sich windenden, schreienden Frau gewinnt Josefine alle Ruhe wieder. Das arme Dienstmädchen, das in seinen Schmerzen um den Tod winselt — sie besänftigt es liebevoll, weist es zurecht, sagt ihm, daß es leben müsse, um ihr Kind zu geben. Und das seltsame blinde Gesetz des Lebens um jeden Preis ergreift sie beide, die Gebärende und die Ärztin. Wem gebe ich mein Kind? Dem Licht? dem Tage? der Finsternis? grausamer Verfolgung? Die Arme fragt es nicht, sie duldet, sie hält aus.

Und in demselben blinden Lebensdrang, der die Mutter beherrscht, tut mit Kraft und mit keinen

Augenblick erschlaffender Umsicht die Helferin, was sie zu machen hat. Den ganzen Abend bleibt sie, die ganze Nacht am Bette der Ringenden.

In dieser Nacht, in der sie gewünscht hatte, sich das Leben zu nehmen, in der sie sich das Leben genommen hätte, wäre sie ein freier Mensch gewesen, nicht eine Mutter und Helferin — in dieser selben Nacht verhalf sie einem Wesen zum Leben und erhielt das andere in seinen Nöten.

Als sie fröstelnd und hungrig durch die tauige Morgendämmerung beim ersten schüchternen Amselruf heimwärts ging, war das wundersame Erlebnis mit Hovannessian schon Vergangenheit geworden. Das schwere blutige Leiden eines Menschen lag dazwischen. Sie dachte an Bücher, die sie notwendig zu studieren hätte, an vielerlei Gelerntes und wieder Vergessenes.

„Hovannessian," sagte sie halblaut vor sich hin, und ein Lächeln löste ihre starren Züge, „mein lieber Freund, Sie denken viel zu hoch von mir!"

Sie sah zur Seite; es war ihr tröstlich zu denken, er gehe dort neben ihr.

„Viel zu hoch!" wiederholte sie sich, „wirklich, das Beste, was ich vermag, ist, daß ich mich der Forderung des Augenblicks fügen kann."

Eine Ruhe, wie sie ihr lange fern geblieben, senkte sich mit der Ermüdung der Muskeln auf

ihre Sinne. Als habe sie ein Ziel, ein langersehntes, jetzt unverhofft erreicht.

„Er schätzt an mir, daß ich arbeiten kann!" sagte sie, befriedigt lächelnd, „es ist das einzige, was er an mir schätzen kann, sonst bin ich ja nichts. Wir wollen uns das erhalten, nicht wahr, mein Freund? Oh, ich habe so lange nicht mit voller Kraft gearbeitet."

Ihre Blicke küßten den Morgenstern.

In ihrem Herzen war ein Heiligtum.

* * *

„Wie eifrig du dich zu Grunde richtest!" schalt Helene Begas die Freundin. „Diese ewige Exaltation. Auch wenn du nicht sprichst — immer siehst du aus, als wolltest du aufschreien! Und arbeiten bis in die Nacht obendrein! Ich lese jetzt Augustinus. Sehr lehrreich! Du hast wohl Heimsuchungen wie der?"

Josefine zischte ihr etwas ins Gesicht. Sie war glühendrot geworden.

Helene seufzte. „O, diese verkehrte Welt! Diese glühenden Heiligen alle! Der Hovannessian ist auch so einer. Ich bin immer in Versuchung, ein Zündhölzchen in seinen Dunstkreis zu halten — ich glaube, es würde brennen! Meinst nicht

auch?" Und als keine Antwort kam, fuhr sie ernster fort, auf das Repinsche Bild deutend, das jetzt in der Nähe des Schreibtisches mit Heftnägeln befestigt war. „Gestern hat Hovannessian mir das Bild erklärt," sagte Helene, „es ist ausgezeichnet gemacht, nicht wahr? Der Junge da, in dem zerrissenen roten Kittel mit dem Kreuz auf der Brust, den zeigte er mir ganz gerührt. ‚Der kämpft noch,' sagte er, ‚die anderen haben sich schon ergeben.' Und dann, ganz ruhig: ‚Bei diesem habe ich immer an ihre Freundin Josefine gedacht, da ist eine große Ähnlichkeit.' Und seine Augen brannten zwei Löcher in das Bild, sag ich dir, so hat er es angestaunt."

„Sprich nicht von ihm," murmelte Josefine, ihr Ton bat: ‚Sprich noch! sprich mehr von ihm!'

Aber Helene gehorchte den Worten: „Gottchen, ruhig Blut! Das bete ich immer für dich, liebste Josy — ich hab's ja zum Glück, bin als Amphibium geplant gewesen und rein aus Zufall 'n Mädchen geworden. Ich sage dir, so was Bequemes wie mein Temperament — —"

* * *

Ja, Josefine hatte Augenblicke heftigen Verlangens nach dem Manne, den sie liebte. Sie haßte und verachtete sich unbeschreiblich in diesen

Augenblicken, aber sie kehrten immer wieder. War er fern, dann blieb er ihr Held, ihr Adler, ihr edler Zypressenbaum, aber seine Nähe reizte und quälte sie zuweilen so, daß sie fortgehen mußte. Sie stand dann, nach Fassung und Ruhe suchend, in ihrem Schlafzimmer, rang die Hände, biß ihre Lippen, reckte verlangend die Arme nach der Tür. Und schämte sich! schämte sich!

Dann trieb der Drang sie wieder zurück zu ihm, und sie machte absichtlich kleine enge Schritte, hielt die Arme ängstlich dicht an sich gedrückt, wenn sie wieder ins Zimmer trat.

Einmal auf ihn zufliegen und ihn totküssen! Einmal!

Aber sie kam scheu und langsam und sah mit wilder Eifersucht Hermann oder Rösi in seinem Arm. Kaum beherrschte sie ihre Blicke.

Wenn Zwicky neben ihm stand, vertraulich die Hand auf Hovannessians Schulter, Helene und Bernstein scherzend mit ihm spielten, ihn um den Tisch herumjagten oder die Erwachsenen und die Kinder ihn dicht umdrängten, dann kam ihr eine wahnsinnige Lust, zu rufen: ‚Er ist mein! mein! Fort ihr alle! Wie könnt ihr wagen, ihn zu berühren?‘

Ihr ganzes Wesen war in Empörung in solchen Augenblicken; — gegen Laure Anaise, die

sich oft mit naiver Bewunderung in Hovannessians Nähe drängte, entstand dann ein spontaner Widerwille in der Seele der Frau, gegen den sie umsonst mit allen Gründen der Vernunft ankämpfte. Dann kam eine Wut über sich selbst, eine Zerknirschung, eine Verachtung, die in tiefster Selbsterniedrigung sich genugtun wollte.

Sie wollte an Hovannessian schreiben, ihm ihre ganze wilde lodernde Leidenschaft enthüllen und ihm sagen: ‚So sehr hast du dich in mir geirrt! so schlecht bin ich!‘

Aber sie schrieb nicht, denn wenn sie allein war, verflog der unheilige Sturm, und ihre Seele kniete andachtsvoll vor ihrem Abgott. Sie war wieder rein, wieder glücklich, sie wollte ihn nicht für sich, der ganzen Welt sollte er leuchten, viele beglücken durch sein Dasein, so wie er sie beglückte. ‚Wenn sie dich kennen, dann werden sie nicht mehr trauern, nicht mehr allein sich fühlen; keine Niedrigkeit, keine Gemeinheit, keine Angst vor dem Abgrund wird sie mehr quälen, wenn sie dich kennen, meine Sonne!‘

In solchen Augenblicken schien ihre Liebe ihr ein Gottesdienst; sie vergoß Freudentränen vor einem Altar; die Gewißheit, daß das Leben gut sei, weil auf ihrem Altar dieses Bildnis stand, umtönte sie wie himmlischer Gesang.

Sie hob die Hände und betete wie ein Kind: „Mach mich gut! mach mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm! Amen.“

Zwischen frommer Ekstase und wildem Begehren hin und her gerissen, gehetzt und müde, griff sie dann nach der Arbeit, der immer wartenden, wie zu einer heilenden Arzenei.

Und in der Arbeit schien es ihr, als lebe sie erst jetzt wirklich. Das andere war ein Tanzen und Taumeln auf stürmischer Flut; hier war sie selbst, hier stand sie ruhig am Steuer und drehte das Rad und spähte sorglich nach den Sternen und den Klippen.

Sie wuchs in dieser Zeit an Einsicht und Stoffbeherrschung; ihr Blick vertiefte sich mehr und mehr, und ein Gefühl der Überlegenheit über ihre eigenen Leidenschaften wehte manchmal kühl herauf.

Ich liebe ihn, weil ich ihn lieben will, dachte sie dann; wenn ich nicht will, dann kann ich diese Lampe auslöschen. Es wird dann Nacht sein, aber man kann auch im Finstern leben.

So vergingen zwei Monate, und dann kam ein Abend. Jener Abend.

* * *

Josefine war noch spät in der chirurgischen Abteilung geblieben.

Die ihr liebe Krankenschwester Wanda war abwesend; ein kleiner Halbtagsausflug nach Rapperswyl war ihr gewährt worden unter der Bedingung, daß sie Ersatz stellen könne. Josefine war für sie dageblieben.

Es war schwül; den ganzen Tag hatten die Fliegen ihre Kranken gequält, und die offenen Fenster hatten nicht vermocht, frischere Luft in der überfüllten Abteilung zu schaffen.

Dieser Spitaldunst, zusammengesetzt aus den scharfen, durchdringenden Gerüchen des Jodoforms, des Chloroforms und des Karbols und aus den Ausdünstungen der Kranken und ihrer Wunden, war der Medizinerin noch immer eine schwer zu ertragende Last.

Schrecklich waren vor allem die eiterhüftigen jungen Mädchen; in ihrer Nähe roch es nach Tod und Verwesung, und doch forderten gerade diese Hilflosen, zu langem Siechtum Verurteilten so sehr die Teilnahme heraus. Neben ihrem Schmerzenslager sitzen, ihre eiskalte, feuchte oder fieberglühende Hand streicheln, einen sanften Dankesblick in ihre tiefliegenden Augen rufen — es war Josefine unmöglich, auf diese Freude zu verzichten, obgleich die leichte Bettkleidung der Kranken vom Schweiß der Schwäche durchtränkt war, und obgleich ihr beklemmter Atem aus einem Grabe zu kommen schien.

Widriger war ihr das Gezänk zweier blutjunger Mädchen gewesen, die sich gegenseitig mit kläglichen und doch von Bosheit geschliffenen Stimmen wegen ihrer Verstümmelungen verhöhnten. Beide waren Lupuskranke.

„Sie hat nur ein Aug, und sie glaubt noch, daß sie sich putzen muß! Für den Doktor bist schön g'nug. Meinst, er schaut so eine an? Mit dem Kotelett im G'sicht? haha!"

„Aber du!" schrie die andere fast weinend, „du mit dem künschtlichen Knödel da! ischt däs e Näs? Halte — là, wöllscht en Schpiegel eppe? I ben noch dusigmal schöner für di!"

Die erste, die mit einem roten Bande getändelt hatte, das sie sich um den glatten, weißen Mädchenhals schlang, befühlte oberflächlich den seltsamen Nasenklumpen, den ihr der Arzt aus der Stirn geformt hatte. Vorsichtig liefen die Fingerspitzen über die gespannte Haut.

„Net so übel wie du!" grollte sie hämisch, „und i krieg allbot en Mann, aber du — jo frili, du bischt zum Beduere! so e Blindschleich — wer die emal nimmt!"

Die Halbblinde schlug ein gellendes Gelächter an, das in Schluchzen endete. „Du! du! en Mann? aber i — i bin schon besser, gelt Schweschter? I wär net übel! Ein Aug sieht noch g'nueg! Schweschter,

saget Se, die welche von uns zwei ischt schöner? die wel' kriegt 'n Mann?"

„Schämt's euch! beruhigt euch! kriegt alle beide keinen Mann! 's geht auch so!" sagte Schwester Wanda, die erfrischt und rotbäckig von ihrem Spaziergang zurückgekehrt war und einen großen Feldblumenstrauß in die Abteilung mitbrachte. „Zankt ihr schon wieder?"

Josefine war dann gegangen. Sie konnte das Gekeife nicht loswerden. Mit zusammengezogener Stirn horchte sie noch auf die jammervollen und häßlichen Worte, während sie unter den wehenden Bäumen des Spitalgartens dahinging.

Es wetterleuchtete über dem See; der Himmel war mit flatternden Wolken bedeckt, zwischen denen der fast noch volle Mond hinrollte, bald verschwindend, bald aus dem zackigen, schwarzen Vorhang auftauchend und einen blauen Guß von Licht auf den Weg sendend.

Als sie fast das Tor des Gitters erreicht hatte, in dem ein Seitenpförtchen für sie offen stand, kamen leichte, leise Schritte über den Kies, und eine Stimme sagte: „Guten Abend."

Josefine wich unwillkürlich zurück. Sie hatte sich unausgesetzt mit ihm beschäftigt, hatte bei dem Zank der Kranken gedacht: Wie entsetzt würde Hovannessian sein, wenn er dies hörte! Sie hatte

sich eben gewöhnt, alles an ihm zu messen, was ihr begegnete.

Und nun war er plötzlich vor ihr, schien hier auf sie gewartet zu haben.

„Wollen Sie spazieren, oder sind Sie müde?" sagte er leise, indem er an ihre Seite trat.

Befangen, wortlos, taten sie nebeneinander einige Schritte.

„Es ist aber schwül," sagte Josefine gepreßt, „es kommt etwas."

„O nein, noch nicht. Ich möchte, wenn Sie erlauben — einige Worte mit Ihnen —" Seine bebende Stimme sagte alles.

Das Schweigen, mit dem sie an Josefines Hause vorüber und die noch unbebaute ansteigende Straße hinangingen, war betäubend.

Sie standen einen Augenblick und blickten auf das lichtdurchstickte Stadtbild unter ihnen, auf das jetzt alle Sterne und der Mond leuchtend herunter-sahen. Der Wind strich mit einem plötzlichen tiefen, dumpfen Orgelton über die Berghalde hinter ihnen.

Hovannessian hielt ihre Hand, drückte sie an die Lippen und atmete tief. „Mir ist so schwer . . . Ich kann nicht mehr zu Ihnen kommen . . . So gespannt, so unruhig . . ."

„Ja," flüsterte Josefine mechanisch, „ja, es ist wohl —"

„Ich weiß — Sie lieben — einen — anderen —; ich — ich weiß — Sie — o, ich bin Ihr Freund — ich möchte — Sie lieben — ihn — Ihren Mann —" Er zeigte flüchtig nach oben. „Ach, könnt ich Sie nehmen und aus allem heraustragen, und wir fliegen — fliegen auf einen schönen Stern! Muß ich — muß ich fortbleiben? Soll ich — Josefine?"

Sie hob ihre angstvollen Augen auf, flehend, außer sich. Nein! nein! flehten ihre Augen. „Ja," hauchten ihre zitternden Lippen.

Er stöhnte auf, der Fleheblick brachte ihn um alle Besinnung.

Josefine fühlte plötzlich etwas Starkes, Mächtiges, Heißes, das sie ganz umschlang, ganz einhüllte.

Sie zerschmolz in einer nie empfundenen Glut.

Eine Flamme zuckte auf ihren dürstenden, verbrannten Lippen.

Sie bäumte sich zurück, stemmte die Hände gegen seine breite, hochklopfende Brust . . .

„Willst du nicht mein sein? willst du nicht?" rauschte es an ihrem Ohr wie ein Wildbach. Und der wilde Bach ihres Blutes schrie „ja". Aber ihr selbst unerklärlich, unbewußt riefen die Lippen: „Nein! nein!"

„Nein!" Er lockerte seinen Arm um ihre Schulter, er seufzte laut.

„Nein?“

„Nein!“ wiederholte die Frau, „nein! nein!“

Sein Arm sank herab. Er nahm ihre Hand, klemmte ihre Finger zwischen seine Zähne. „Ich soll nicht wiederkommen?“

„Nein!“

„Und du wirst mich vergessen, Josefine?“

Ein gebrochener Laut kam aus ihrem Munde, sie bebte am ganzen Körper. „Sterben,“ flüsterte sie rauh, „nur sterben!“

Ein plötzlicher Schauder überlief seine große, prächtige Gestalt. „Das ist zu schwach für dich! — du — wirst leben,“ sagte er leise, nachdrücklich.

Die Hand vor den Augen stand er eine Weile stumm. Josefine rührte sich nicht. Die Luft war voller Seufzer.

Ihr war, als sei er schon fern, fern, als sei sie schon gestorben.

„Nach mir — was ich tun werde, fragst du nicht,“ sagte er bitter.

Hastig trat sie auf ihn zu: „Was wirst du tun?“

Da zog er sie noch einmal in die Arme und begann zu flüstern, in seiner Sprache, mit erstickter Stimme, mit nassen Augen, einen Segen, ein Gebet, einen Dank. Und dann: „Lebe! lehre mich zu ertragen! du wirst vieles tun! Ich werde von

dir hören. Vielleicht hörst du von mir. Wir haben Aufgaben dort — du weißt . . . in Rußland!" Sein Ton verlor die dringende Wärme, seine Augen blickten groß und über sie hinaus. „Zwischen dir und mir liegt ein Dolch," sagte er mit gerunzelten Brauen. Seine Arme gaben sie frei. „Du hast es so gewollt."

Das Wetterleuchten um sie herum ruhte keinen Augenblick, es war ein rotes und grünliches Lohen, die ersten Donner rollten über den See. Hell schien der Mond.

‚Erschlagt mich, ihr Blitze', wimmerte Josefines gequälte Seele, ‚dies ist mehr, als ich tragen kann.'

Sie wendete sich um, entfernte sich: „Einziger Freund!" stammelte sie mit gesenktem Kopfe, „lebe wohl — glücklich du! — vergiß — ich — ich — danke — dir —"

Sie verschwand im Schatten der Bäume. Ihre Worte verklangen klagend im Rauschen der Äste.

Hovannessian ließ sie gehen . . . Er wartete, daß sie zurückkehren, daß sie wenigstens den Kopf nach ihm zurückwenden würde.

Aber sie tat es nicht. Mit wankenden Schritten, in gebeugter Haltung, aber durch eine unerklärliche Kraft beseelt ging sie vorwärts, blind geradeaus.

Wenn ein Berg dort vor ihr wäre, sie würde hindurchgehen, dachte der Mann.

Er folgte ihr in einiger Entfernung, sah, wie sie in den Lichtkreis ihres Hauses trat, wie sie sich zu kurzer Rast an die Pfosten des kleinen, hölzernen Vorbaues lehnte. Mit hintenüber gesunkenem Kopf stand sie, den Hut in der schlaff herabhängenden Hand.

Er fühlte, daß er sie allein lassen müsse, aus Schonung, aus Zartgefühl, aus einer Liebe, die er sich selbst nicht zugetraut, und die ihm plötzlich gekommen war, irgendwoher, vom Himmel herunter oder aus dem Herzen der Frau, die ihn geboren.

‚Gefunden und verloren‘, dachte er. ‚Warum drängt alles vorwärts! Warum konnte es nicht bleiben, wie es war!‘

Sie war im Hause verschwunden.

„Gott schütze dich! Gott sei mit dir!“ murmelte der Mann unter den Bäumen, mechanisch —

Er glaubte an keinen Gott, er glaubte an keinen Schutz, der sich erflehen ließ, aber in dieser heiligen Stunde fand er auf seinen Lippen die Worte seiner Mutter, die er liebte, die Worte einfältiger, demütiger, ergebener Zärtlichkeit.

Auf dem Bänkchen in der Anlage, wo er ihr Haus sehen konnte, verbrachte er die Nacht.

Zwei Tage später hatte er die Stadt verlassen.

* * *

Und Josefine lebte weiter in dem verödeten Zimmer, in dem verödeten Hause, in der verödeten Stadt.

Die Welt war eine Wüste geworden.

Lebte weiter, ein Leben ohne Sinn und Inhalt, ohne Sonne und Stern, verstümmelt und verarmt.

Lebte so, lange, lange Monate, vier qualvolle Monate.

Nicht untätig, aber in einer seellosen, bewußtlosen Tätigkeit, aufnehmend und wieder vergessend, und von neuem aufnehmend und von neuem vergessend.

Die Arbeit, ihre Ehre und ihre Hoffnung, war wieder nur das Opium geworden, das ihre Schmerzen betäubte, abstumpfte, einschläferte.

Sie spann sich in ein dichtes Netz; was draußen vorging, war so gleichgültig geworden. Eine seltsame Unempfindlichkeit gegen Böses und Gutes stellte sich ein. Ihr Verkehr mit den Kindern selbst, mit den Hausgenossen und Freunden wurde äußerlich und unfruchtbar.

‚Aus der Einsamkeit kommen wir, in Einsamkeit leben wir, in die Einsamkeit kehren wir zurück,‘ fühlte sie, und groß und fremd blickte sie die anderen Menschen an, die von Gemeinsamkeit, Zusammenwirken, Solidarität sprachen.

Sie war allein.

Viertes Buch.

Vor dem Bahnhofsgebäude, auf dem geräumigen Platz um den schönen Brunnen und unter den Säulengängen stand eine Kopf an Kopf gedrängte Menge.

Die Silberlinden des Platzes und der ausmündenden Straßen waren schon gelb und dünn belaubt, aber eine heißrote Oktobersonne schien durch weißlichen Staub und Dunst und machte die grüne, weißschäumende Limmat, deren lebendige Wasser, rasch und wirbelnd nach der Aufstauung, zu den Mühlen unterhalb der Brücken niederrauschen, zu einem erfrischenden, Erquickung hauchenden Anblick.

Frauen ohne Kopfbedeckung, mit Körbchen am Arm, braune Großväterchen mit qualmenden Pfeifen, Kinder in bunten Sommerkleidern und Mädchen mit Kinderwägelchen bildeten Gruppen unter den Arkaden, nah den Ausgängen. Eifrig äugten sie nach den vom Portier ausgehängten Schildern, welche die ankommenden Züge verkünden sollten;

Lachen und Scherzworte belebten zuweilen die Gruppen, unter denen es kein Stoßen und Drängen gab, wohl aber eine gemeinsame angenehme Aufregung, die Erwartung von etwas Fröhlichem und Willkommenem.

Lauter und dichter drängte sich die Menge auf dem Platz, unter den gelichteten Bäumen; bis zum Eingang der Löwenstraße standen sie, schlossen den kleinen Zeitungskiosk an der Brücke ein und gestatteten selbst dem elektrischen Tram und den gelben Postwagen nur eine langsame, beengte Durchfahrt. Hier herrschten die Männerkleider vor, aber nicht die gewohnte dunkle Tracht des Städters, sondern weiße und weißblaue Turnerkleidung, aus der schlanke gebräunte Arme und Nacken hervorsahen. Fahnen und Banner wurden von Zeit zu Zeit bewegt, zuweilen spielte ein nahe dem Brunnen aufgestelltes Musikkorps. Die Sonne blinkte in dem springenden und stürzenden Wasser und auf den blanken Messingröhren der Trompeten; Jodler stiegen wie Vogelrufe empor, und ein kleiner Trupp italienischer Arbeiter, zusammengedrängt in einer Ecke, sang ein taktmäßig mit den Spazierstöcken auf den Straßensteinen betontes Schelmenlied. Der Zug pfiff, eine Kirchenuhr schlug, dann schlug auch die Uhr des Bahnhofs mit hellem, schwirrendem Schlag: fünf Uhr.

Das ersehnte Schild wurde herausgehängt, Mütter und Väter strebten, sich in die Nähe der Doppeltüren zu drängen, die Kinderwägelchen bildeten Spalier, die Portiers öffneten, und die Kinder der Ferienkolonien, alle mit Sträußen in den Händen, mit weinlaubbekränzten Hüten, mit Efeuzweigen um den Hals, mit Eichenkränzen, die auf der Spitze eines Stockes schaukelten, alle lustig, erhitzt, bestaubt und betäubt von der Fahrt und dem Lärm, kamen laufend und springend die einen, verträumt und langsam die anderen aus der dämmerigen Halle in das blendende Sonnenuntergangsrot heraus. Es wurde geküßt, umarmt, geschrien, gesucht, kleine Reisetaschen und Köfferchen geschwenkt, ein fröhliches, lautes Gewimmel entstand zu den Füßen der großen Sandsteinpfeiler, unter den Bogen. Die roten Heidekrautsträuße, die bekränzten Strohhüte, die bunten Herbstblätterranken, in die einige der kleinsten Reisenden vom Mützchen bis zum Saum des kurzen Kleides eingehüllt waren, schwärmten zwischen die Großväterpfeifchen, die ausgestreckten Mutterarme, die den Weg versperrenden Kinderwägelchen hinein, flimmerten abwärts über die breiten Stufen und verloren sich in der Menge.

Ehe die Eltern noch ihre Kinder, die Kinder ihre Mütter gefunden, kam der zweite festlich erwartete Zug an; eine andere Pforte öffnete sich,

donnernd fuhren die Wagen in die Halle, siegreiche Turner mit radgroßen Lorbeerkränzen, mit bekrönten Bannern erschienen auf der Treppe, Hurrageschrei, Bravorufen, Händeklatschen erscholl ihnen entgegen, die Fahnen der auf dem Platze Wartenden begrüßten die Fahnen der Ankommenden, die Musikanten schmetterten los, hüben und drüben, hinter den Turnern tauchten braune bärenstarke Gestalten auf in dunklen ärmellosen Sammetwämsern, Sennen aus dem Bernerland, aus dem Freiburgischen, von denen zwei je eine junge Tanne, die sie mit ihren eisernen Fäusten aus dem Berggestein gerissen zu haben schienen, über den Häuptern der Heraustretenden schwenkten.

Die Luft erbrauste von Jubel. Jemand intonierte das Schweizerlied, und Gottfried Kellers feurig-inniges:

„Oh mein Schweizerland! oh mein Heimatland!
Wie so innig, feurig lieb ich dich!"

dröhnte aus Hunderten von jungen Kehlen über den menschenvollen Platz.

Alles war laute Freude, Stolz, gute Laune — man stand und sang, schrie, lachte, ohne sich zu drängen, ohne Eile fortzukommen, ohne belästigende, die Menge in Verwirrung bringende Polizei.

Eines jener improvisierten Feste, an denen das Schweizerleben so reich ist, ein Besuch der Berg-

bewohner bei den Städtern, kräftig gefeiert durch körperliche Spiele und heitere Wettkämpfe in allerlei Fertigkeiten, begann mit diesem jubelnden Empfang auf dem Bahnhofplatze, dessen beflaggte Häuser den fröhlichen Ankömmlingen den Gruß der ganzen schönen Limmatstadt entgegenwinkten.

Der lange Wagenzug hatte eine Menge Besucher gebracht, die alle durch ein Band vereint schienen. Die wenigen Privatleute, die zwischen die geschmückten gebräunten Gesellen vom Hochgebirge geraten waren, drückten sich langsam und wie beschämt vorwärts, wofern sie nicht Schaulust oder Teilnahme zum Stehenbleiben und Mitwarten veranlaßte. Einige begrüßten sich laut mit irgend einem starken Sennen oder einem berühmten Schwinger, stolz auf die Bekanntschaft und hoffend, daß von dem Glanze jener Berühmtheit etwas auf sie selber hinstrahlen werde. — —

Einer nur, ein kranker gelber Mann, schleppte sich teilnahmlos und mühsam durch die gestauten Massen. In einem eleganten Anzuge, der ihm zu weit war und jene uns so sehr auffallende Mode von ehegestern zeigte; mit einer kleinen juchtenledernen Reisetasche, die ihn ganz auf die linke Seite hinunterzog. Der unter den Schlapphüten unangenehm hervorstechende Zylinder gab ihm etwas Exotisches; tief saß er ihm über den matten Augen.

„Billete vorweisen gefälligst!" schrie der Beamte an der Schranke zum Gott weiß wievieltenmal und streckte auffordernd die Hände aus.

Der kränkliche Reisende beachtete nichts, hörte nichts. Den Kopf zwischen den Schultern, die Rechte auf die Brust gedrückt, wollte er ächzend vorübergehen. Als der Beamte ihn lauter anrief und den Arm vor die Nachdrängenden hielt, stieß er einen Schrei aus und begann plötzlich zu laufen.

„Halte là!" schrie der Beamte. „Billet!"

Eine resolute Frau packte ihn am Ärmel.

„Ach! ach!" machte der Ergriffene kläglich, als ob die Schulter ihn vom Zupacken schmerze; die Hand, mit der er endlich das verlangte Billet hervorzog, war blaß und gedunsen und zitterte so sehr, daß ihm das Kärtchen entfiel.

Der Beamte schimpfte, ein paar Flüche wurden hörbar.

Endlich war alles in Ordnung, aber der kranke Mann kam nicht weit: von einer plötzlichen Ohnmacht befallen, mußte er in den Wartesaal geführt werden, damit er sich erhole.

Der Portier übergab ihn einem Kellner, der den Feingekleideten auf englisch um seine Befehle befragte.

Der Reisende antwortete in deutscher Sprache mit geschlossenen Augen: „Kognak, Gepäckträger, Droschke!" Nach dem Kognak erholte er sich sicht=

lich, und als er dem Gepäckträger, der die kleine Tasche übernommen hatte, durch die Korridore folgte bis zur Rückseite des Bahnhofes, wo es möglich war, einen Wagen zu erlangen, war sein Schritt nicht ganz so schleppend wie vorhin.

Zwei hübsche Mädchen mit großen Hüten und enggeschnürten Taillen strichen dicht an dem Reisenden vorüber. Er hob den Kopf und sah ihnen nach, sein Gesicht belebte sich. „ßt! Träger!“ machte er halblaut, „wie heißen die?“

Verständnislos blickte ihn das verschmitzte Gesicht unter dem blanken Mützenschild an: die plötzliche Veränderung des schlaffen Kranken war wie Hexerei. „Sie kommet wiet her, gelte Sie?“ sagte der Träger herablassend.

Der Reisende stieg ein.

Der Droschkenkutscher knallte.

„Drißig Rappe, Herr!“ sagte der Träger, sich aufstellend. „Drißig Rappe, Sie!“ schrie er zornig, als er keine Antwort bekam, und er folgte dem sich bewegenden Wagen.

„Drißig! Sie!“ rief der Kutscher.

„Pardon! vergessen!“

Der Träger erhielt fünfzig Centimes, aber er mußte sie zwischen den Straßensteinen aufsammeln, der zerstreute Reisende hatte sie hinausgeworfen.

* *
*

„Um elf in der Nacht halt oder um zwölf!“

Der Fremde ächzte und schüttelte den Kopf. Argwöhnisch schaute er sie an. „Wo ist sie denn so lange?“

„Ja, in der Klinik halt! Wenn mer emal Assistentin ischt, net wahr?“

„Ach!“ er schlug sich vor die Stirn, lachte auf seine nervöse, entstellende Weise und fragte grämlich: „Wer ist denn sonst daheim?“

Das Mädchen wunderte sich. „Der Herr Bernstein ist mit dem Fräulein Helene im Kolleg, aber der Herr Loginowitsch ist vielleicht daheim, i will go frage!“

Sie ging schnell und ohne anzuklopfen in eine Tür hinein; als sie zurückkehrte, kam ein etwa elfjähriges, hellgekleidetes Mädchen mit langen, braunen, um Stirn und Nacken herabhängenden Haaren mit heraus. Die Kleine drängte ihre zarte, schmächtige Gestalt an die des schwarzhaarigen Mädchens, dessen kräftige Schönheit neben dem durchsichtigen Kindergesicht mit den großen, weit aufgeschlagenen und dennoch wie schlafenden Augen fast derb erschien.

„Die Mama ist in der Klinik,“ sagte eine leise, süße Stimme, und die durchsichtigen Bäckchen erröteten.

Auch das kranke Gesicht des Besuchers hatte

sich gerötet; die Augen waren wie mit Blut gefüllt, der Mund zuckte unaufhörlich. Er hatte die Arme erhoben und sagte, gewaltsam seine Stimme dämpfend und ohne den Blick abzuwenden: „Aber du bist zu Haus!“

Damit trat er über die Schwelle, die Tasche schleifte er nach ...

„Ich?“ schrie die Kleine schrill auf und flüchtete vor dem Eindringling bis in die offenstehende Küchentür. „Laure Anaise! komm! komm!“ Sie stampfte mit den Füßen und fing an zu weinen.

* * *

In einem mutlosen und störrischen Ton sagte der Besucher, daß er warten wolle. Und wie angezogen von der schwarzen Inschrift auf dem achteckigen Porzellanschild ging er auf jene Tür zu.

Laure Anaise folgte ihm und öffnete: ein Windstoß kam durch das unsichtbare, offene Fenster jenes schmalen Raumes und trieb die Flamme der Flurlampe in einer roten Spitze empor.

„Stüsi,“ murmelte das Mädchen, „es geht zu lang! Warten? ja — es kann elfi, zwölfi werden, bis daß sie kommt! Lieber morgen.“

Der Fremde saß auf einem Stuhl neben dem Schreibtisch und antwortete nicht.

Das Mädchen stolperte über seine Juchtentasche. „Jesis Gott!" schrie sie auf, bedrückt und aufgeregt. Mit einem langen Schritt trat sie über das Hindernis hinweg und berührte den Eindringling an der Schulter. „Sie!" keuchte sie, „hören Sie net? kommen Sie morgen wieder!"

„Eine Lampe!" erwiderte er, ohne den Kopf zu erheben, aber die Schultern zog er zusammen, als sei er gebrannt. „Eine Lampe und ein Glas Wasser!" Sein Ächzen klang dem Mädchen schauerlich.

Sie wich an die Tür zurück, lief zu Herrn Loginowitsch, pochte und stürzte zu ihm hinein.

„Da ist einer! O, kommet Sie g'schwind! Er ischt so wie von Holz, ganz wie Holz — ins Zimmer gangen — ganz wie — Holz!"

Loginowitsch, die Feder hinterm Ohr, sprang auf, seine runden Brillengläser funkelten verwundert. „Ich verstehe nicht wie immer," sagte er und lachte, daß sich sein kleines, verzwicktes Gesichtchen in noch engere Falten zog. „Was wollen Sie?" Plötzlich horchte er auf: „Tschisch! weint etwas?"

Sie liefen hinaus — über den Flur schallte ersticktes Weinen und Geschrei.

Dort an der Tür des Warteraumes wehrte sich Rösi in den Armen des Fremden, der sie an sich preßte und wie sinnlos auf Haar und Gesicht

küßte. Sein Hut lag auf dem Boden, sein haar- und bartloser, gelber Kopf glich einem Totenschädel.

Nun ließ er ihn wie gesättigt hintenüberfallen und sich das Kind aus den Armen reißen.

Es zuckte und schrie wimmernd in Laure Anaises Kleiderfalten hinein.

Das große Mädchen zog sie mit sich fort. Es war wie eine Flucht. Noch hinter der zugezogenen Küchentür klang ungeschwächtes Weinen.

Loginowitsch setzte sich in Positur. Er war purpurrot und schimpfte auf Russisch, dann auf Deutsch: „Fort! fort! hinaus! was willst du machen? willst du Kind töten?"

Der Eindringling war ganz teilnahmlos geworden. Erschöpft lehnte er an der Wand. Die dunklen Lider bedeckten die Augen ganz. Er schien plötzlich zu schlafen.

Der junge Russe schrie aus der anderen Ecke: „Nein, das geht nicht! das geht nicht." Seine Stimme wurde immer leiser, ganz zutraulich zuletzt. Er ging auf den Fremden zu und sagte zweifelnd: „Krank vielleicht? Was wollen Sie? Sie ist nicht für die Männer, aber für die Frauen und Kinder. Können Sie zum Arzt gehen."

In dem fleischlosen Gesicht zuckte es; mühsam und schläfrig tat der Eindringling die dunklen Augen auf. Seine Blicke waren erloschen, stumpf

und gläsern. „Wer wohnt hier?“ murmelte er, aber er schien sich selber zu fragen, keine Antwort zu erwarten.

Loginowitsch lächelte mit achselzuckendem Mitleid. „Viele Leute wohnen hier. Wen müssen Sie sehen?“

„Draußen an der Tür steht ein Name,“ machte der Fremde lauernd.

Der Russe winkte abwehrend. „Der Name macht gar nicht. Es gibt nicht mehr.“

Zwei gelbe Funken fuhren aus den müden Augen des Fremden. „So, so! gibt nicht mehr? Wer sagt das? Aber der Name steht an der Tür. Ein Widerspruch eo ipso, nicht wahr! Ah! ah! Ist er tot?“ Er zwinkerte mit den Lidern und grinste wie im Vorgenuß einer angenehmen Botschaft. „Es würde mich interessieren, zu hören, was Sie von ihm wissen! Haben Sie ihn tot gesehen, Herr — wie war der Name?“

„Loginowitsch,“ murmelte der Russe. „Was wollen Sie? Ich verstehe nicht. Tot oder abwesend — ich weiß nicht von diesem. Es interessiert mich nicht.“

„Abwesend?“ forschte der Zudringliche, „Sie sagten abwesend, Herr Loginowitsch? Abwesend wo? Es interessiert mich! Wo? Um Gottes willen, wo?“

Vor seinem scharf und drohend gespannten Gesicht wich der Russe zurück.

„Wir wissen nicht. Es kümmert mich nicht. Können Sie Frau fragen. Nun gut, gehen Sie!“

Und er öffnete einladend die Haustür mit dem Messingschild.

„Wohin?“ rief der Besucher in langgedehntem seufzenden Ton. Dann reckte er sich und zog die neuen, gelben Glacés ab. „Ich werde warten. Ich habe lange gewartet. Oder halt, man kann sie rufen! Sagen Sie, Herr Loginowitsch, ein Verwandter! Einen Nachfolger hat er nicht? Sind Sie vielleicht der Nachfolger? Nein? Nein! Sie ist in der Klinik, sagen Sie, Herr Loginowitsch? In welcher Klinik? Ich kannte die Kliniken auch. War viel dort, ja, ja. Haben Sie ihn tot gesehen? Nein? Und kein Nachfolger? Erstaunlich! Ich dachte bestimmt, ich hätte so gehört. Können Sie mir ein Glas Wasser geben? Ich bin sehr erschöpft. Das Sprechen strengt mich an. Aber ein Genuß! ein wahrer Genuß. Ich danke dem Zufall eine angenehme Bekanntschaft!“ Ächzend hielt er inne und wischte sich die Tropfen von der Stirn. „Geben Sie mir einen Stuhl, ich falle um. Ich schwöre Ihnen, es war mir angenehm, Sie zu treffen. Ich dachte anfangs, Sie seien der Nachfolger. Aber nein, Sie sind vielleicht etwas jung. Ich kann sitzen, wo Sie wollen. Im Wartezimmer steht ein Schreibtisch jetzt und die Regale alle.

Man sieht so etwas gleich. Leben hier recht vergnügt, hm? Ja, ja, nun bitte ich aber dringend, daß Sie gehen, Herr Loginowitsch! So schnell Sie können! Es wird die Frauenklinik sein, selbstverständlich! Sagen Sie: ein Verwandter! Sagen Sie: ein Vater, der sein Kind küßte. Ja, Herr Loginowitsch, das haben Sie gesehen! das! Einen Vater, der sein Kind küßt! Sie haben doch nichts anderes vermutet? Erlauben Sie, daß ich mich legitimiere!"

Mit einer hastigen Gebärde zog er ein Kartenetui hervor und entnahm dem Täschchen eine angegilbte Karte, die er schwebend zwischen den langen, knochigen, weißen Fingern hielt.

Der Russe musterte ihn mit aufgerissenen Augen; er überlegte, welchem klinischen Fall der vor ihm Sitzende wohl entsprechen möchte.

„Erfahren Sie, wer ich bin, Herr Loginowitsch," sagte der Gast in dumpfem Theaterton. „An der Schwelle seines alten Glückes" — er schluchzte laut auf — „an der Schwelle seines alten Glückes sitzt der Mann, welcher das Unglück hatte, zeitgenössische Vorurteile zu verletzen, und dem man dafür das Herz brach!" Er stöhnte und begann heftig und unverhüllt zu weinen. Sein verzerrtes Gesicht, sein Blick voll Anklage und Vorwurf, der nach oben gereckte Zeigefinger der erhobenen Hand, die

tönenden Worte — alles erschien zugleich unecht und echt, spontan und studiert, wahr und unwahr, berechnet und natürlich und verlogen.

„Sind Sie ein Artist?“ entfuhr es dem erstaunten Loginowitsch.

* * *

Der Russe war gegangen, um Josefine von der Klinik zu holen.

Laure Anaise ließ sich nicht sehen, Rösli wich nicht von ihrer Seite.

Da knarrten Schritte über den Kies, Schritte auf den Steinstufen der Vortreppe.

Der Wartende richtete sich auf. Er hatte an dem Tischchen im Flur gesessen und eine Karaffe Wasser leer getrunken.

Ihn fröstelte, und die herankommenden Schritte vergrößerten sein Unbehagen. Er zitterte und suchte mit den Augen nach einem Unterschlupf. Doch blieb er sitzen.

Josefine kam allein.

Sie öffnete mit dem Drücker und betrat den Flur mit ihrem gewohnten, etwas harten Schritt. In ihrem schwarzen Blusenkleide sah die Gestalt jugendlich und aufrecht aus.

Das schmale Gesicht leuchtete hell unter dem kleinen dunklen Hute; sie trug ein Bücherpaket und

ein Kistchen Trauben, die sie aus der Stadt heraufgeholt hatte.

Morgen war Röslis Geburtstag.

Loginowitsch hatte sie nicht getroffen.

Als sie den gelben, kahlen Menschen an dem dreibeinigen Tischchen sitzen sah, blieb sie stehen, preßte die Gegenstände, die sie trug, fester an sich.

Ein leiser Laut, wie von einem sterbenden Vogel, kam aus ihrer Kehle . . .

Auge in Auge verharrten sie, eine Sekunde lang.

„Ist es —“ begann sie zweifelnd, und die Bücher fielen zu Boden.

Der Sitzende kroch ganz in sich zusammen: „Séfine,“ murmelte er, „kann ich hier bleiben?“

Die Stimme durchzuckte sie, es wurde dunkel vor ihren Augen. Ein Abgrund dampfte herauf. Sie konnte sich nicht vorwärts bewegen. Sie hörte eine Stimme sagen: „Bist du schon frei gekommen?“ Es mußte wohl ihre Stimme sein. „Warum bist du noch vor der Tür?“ sagte sie scheu; ihre tödliche Angst wurde zu einem blassen Lächeln. „Willst du nicht hineingehen?“

Er rührte sich nicht, sondern starrte seiner Frau in jeder Bewegung nach, die sie machte. „Séfine,“ seufzte er, „gib mir zu essen! Ich habe gewartet, um mit dir zu essen, den ganzen Tag. Hast du

guten Wein? Sieh mal, wie ich aussehe! Sieh meine Hände! Sie haben mir ein Vierteljahr geschenkt, die Schufte. Dachten wohl, ich sollte lieber bei dir krepieren! Seit Jahren leide ich an Dyspepsie. Gibt es was rechts zu essen? Wo kann ich mich hinlegen? Ich bin wie ein Toter. Die Überraschung ist mißglückt, du bist nicht überrascht, Séfine, nicht angenehm wenigstens! Nun sag mir, was ist das für ein Laffe, der hier den Hauswart macht? Wollte mich hinausschmeißen, der Bub! Und das saubere Mädle, wer ist die? Alles fremd! alles fremd! Hu!"

Er stützte den Kopf, schüttelte sich und ächzte.

„Ich muß eine Kur durchmachen, regelrecht . . . Nun, du schlachtest wohl kein Kalb für mich, Séfine? Wegen meiner nit! Da hausen Polen und Polacken! Pah! Hast du keinen Wein? Wir müssen doch das Wiedersehen feiern, Frau? Hast du Geld? Sie haben mich auf die Straße gestellt mit fünfzig Franken. Das andere ist draufgegangen! Alles selbst verdient und wie noch! Pah!"

Er spie auf den Boden wie ein Fuhrknecht und lachte grimmig. Dann stand er mühsam auf, blickte Josy scheu von der Seite an. „Zu wem komm ich da? Sag's, Frau! Willst du mich nit? Hast keine Hand? keinen Gruß? Die Freude war zu groß, gelt Séfine? Nun, mir ist's eins! Nit

so viel frag ich nach euch! Tag und Nacht, jede Stunde, jede Minute hab ich gebetet, hab ich gebetet: Wiedersehen, ach, nur's Wiedersehen erleben, und dann — was danach kommt — Schweigen. Nun steht man da, nun sieht man sich und —"

Er machte ein paar taumelnde Schritte gegen die Tür zu, er ächzte wie ein Greis.

„Von Pharisäern verklagt, von Pharisäern verurteilt, von Pharisäern gerichtet, von dem — eigenen — eigenen — einzig — und — unerschütterlich — geliebten — verzweiflungsvoll — geliebten — eigenen — Weibe verstoßen —"

Er knickte zusammen und sank mit der Stirn gegen die Wand.

„Wohin! wohin!" schluchzte er, „keine Hand, keinen Gruß! Gott, erbarm dich meiner!"

Josefine trat endlich zu ihm. Ihre Hand zitterte, ihr Atem stockte, ihre Stimme war kalt, aber sanft. „Du sollst alles haben, Georges. Vater hat vor kurzem Wein geschickt. In einer halben Stunde ist ein Nachtessen bereit. Wirst auch gut schlafen nach der Anstrengung, wirst dich erholen. Die Worte alle sind nicht nötig — du weißt wohl, wer ich bin."

Er wandte sich um, seine nassen Augen enthüllend, sein Mund zuckte unaufhörlich.

„So wahr mir Gott helfe, ich werde jetzt in

der Tugend leben!“ sagte er kläglich, „ich habe Gnade gefunden, meine Seele ist erweckt. Die Morgenröte ist da! Wir werden glücklich sein, Séfine.“

Sein Gesicht wurde wie ein Tuch, die Nase scharf und spitz — er fiel in Ohnmacht und lag eine Stunde lang besinnungslos.

* * *

Laure Anaise half Josefine den Ohnmächtigen auf Hermanns Bett legen. Er war so leicht, daß beide erschraken, als sie ihn aufhoben. Die feinknochige, weichliche Gestalt knickte zusammen unter ihren Händen.

Das schöne Mädchen blickte widerwillig auf den Hingestreckten, schüttelte den Kopf und küßte Josefine traurig auf die Backe.

„Ja . . . aber,“ begann sie.

Josefine winkte ihr zu schweigen. „Sieh, wie krank er ist,“ sagte sie mit mahnender Stimme. Sprach sie zu jener? Mahnte sie sich selbst?

Ihr gefrorenes Blut begann aufzutauen, ihre Backen färbten sich, der kalte Glanz der Augen trübte sich: langsam pochte das Erbarmen.

„Halte seine Hände hoch! Das Kopfpolster fort und unter die Füße!“

Sie rieb den Todblassen, brachte Äther herbei, tat alles, was in solchem Falle als zweckmäßig erkannt worden. Anfangs war sie nur Arzt. Allmählich kehrte ihre Seele zu ihr zurück. Sie brachte es über sich, ihn anzusehen; sie vermochte es, seine feuchtkalte Stirn zu streicheln.

‚Schweige! schweige noch!‘ flehte ihre Seele; ‚hättest du geschwiegen — ich wäre nicht so gewesen.‘

Und mitten in ihren Bemühungen, ihn ins Bewußtsein zurückzurufen, wünschte sie, diese Bemühungen hinauszuschieben, um ihn beklagen und bemitleiden zu können, um ihn nicht hassen zu müssen.

‚Wenn er nicht spricht, so reden diese eingesunkenen Schläfen, diese blutlosen Ohren, diese wächsernen Lippen, dieser abgemagerte, in langer Haft verbrauchte Körper eine unwiderstehliche Sprache,‘ fühlte sie, und sie konnte dieser Sprache horchen und wissen, daß sie ein Mensch war.

Wenn er sprach — — ‚Wer ist dies?‘ hatte sie die ganze Zeit gedacht. ‚Was geht mich dieser an? Was hab ich mit dir zu schaffen, Fremder du?‘

Und ein Widerwille, ein Ekel, den sie nicht bemeistern konnte, hatte sie gepackt. ‚Wenn er tot zu meinen Füßen läge — ich würde es nicht fühlen,‘ hatte sie gedacht, ganz betäubt von Entsetzen.

Und eine Sekunde später hatte er dort ge-

legen zu ihren Füßen, nicht tot, aber todähnlich, und ihre Menschlichkeit war wiedergefunden.

Während sie sich um ihn bemühte, wurde er unter ihren Händen allmählich wieder der Leidende, der Vergewaltigte; — mit einem ernsten mütterlichen Lächeln begrüßte sie sein erstes Augenaufschlagen, duldete seine bebenden Hände auf den ihren, empfing sein fassungsloses Schluchzen an ihrer Brust.

Und auch über den Unglücklichen kam eine sonderbare Regung. Er schwieg und weinte nur.

Schwieg, als wolle er sich ihr ins Herz hinein schweigen.

Weinte, als wolle er sich ihr ins Herz hinein weinen.

Was Josefine noch einen Augenblick vorher für unmöglich gehalten — es war geschehen: in Schweigen und Tränen hatten sie etwas von Gemeinsamkeit zurückgewonnen, und in der Frau war der ganze starke Beschützertrieb erwacht, als sie nun auf den Kläglichen, Gebrandmarkten in ihrem Arm niedersah.

Ihr wurde warm, die Augen verklärten sich, eine Art Verzückung spiegelte sich auf ihren Zügen wie in jenem Augenblick, als sie ihrem Vater so neu, so fremdartig erschienen war. Der jammervolle Mann betrachtete sie mit offenem Munde,

scheu, angstvoll, in sich zusammensinkend. Er zog seinen Kopf aus ihrem Arm und stöhnte: „Never! never! never! never! never!“

Die Frau aber, noch ganz ihrem Beschützerimpulse hingegeben, verstand seinen Verzweiflungsruf nicht, sie lächelte dazu. Lächelte wie eine Mutter einem kranken Kinde lächelt, ernst, sanft und überlegen.

„Du wirst gesund werden,“ sagte sie tröstend, flüchtig seine feuchte, eckige Stirn küssend und ruhig die Hände wegdrängend, die sich nach ihr ausstreckten.

„Wenn du nur erst arbeiten kannst,“ fügte sie hinzu. „Schlaf's bitzeli, bald gibt's zu essen.“ Sie verließ ihn trotz seines Widerspruchs.

* * *

Hermann schlich herauf, durchnäßt und schmutzig. Er wollte sich an der Mutter vorüber in sein Kämmerchen drücken.

„Wieder auf dem See?“ sagte sie flüsternd, „sie werden dich einmal tot bringen, Bub. Hast schon drin gelegen, scheint mir.“ Sie befühlte sein nasses Gewand.

Störrisch riß er sich los. „Ich war ja nit dort,“ sagte er.

„Nit auf 'm See, Hermann?"

„Noi!"

„Wo warst du?"

Er gähnte, warf sein strähniges blondes Haar zurück und sagte: „Ach doch!"

„Lügst du?" sagte die Mutter und blickte ihm ins Gesicht.

„Meinethalb," erwiderte er trotzig.

„Du hast Wein getrunken, dein Atem schmeckt danach!" rief die Frau, seinen dünnen Arm ergreifend. „Weißt doch, daß es nit gut für dich ist."

„Vollkommen genau weiß ich's," murrte der Dreizehnjährige, „hast mir's ja oft und oft gepredigt."

„Aber warum folgst du nit, Hermann? Weißt auch, daß du nit gut bist?"

„Kann sein," erwiderte der Bub.

„Das ist keine Antwort," machte Josefine, „rede wie sich's schickt, wüster Bub."

Er schielte sie von unten an. „Mutter, du bist so klug, alle sagen, daß du klug bist; — weißt denn nit, daß man nit gut sein kann?"

„Wieso nit kann? Warum nit?"

„Weil's zu schwer ist! Einfach."

Josefine fühlte einen scharfen Stich. „Ja, es ist schwer," sagte sie plötzlich leise. „Aber," sie stand da mit gesenkter Stirn, „man muß versuchen, Hermann! immer versuchen."

„Ich verstehe's nicht, alle Tag. Es ist mir schon langweilig worden."

Josefine ergriff jetzt seine kleine, schlaffe, schmutzige Hand und zog den Buben in ihr Zimmer. Es war jener ehemalige Vorratsraum, voll von Büchern jetzt, mit einem kleinen Schreibtisch und einer Waschvorrichtung.

„Ich sage dir etwas, Hermannli," sprach leise, „es ist ein Kranker im Haus."

Ihr Flüstern, ihre Dringlichkeit erschreckten den Buben; er wollte sich losreißen, aber sie drehte sogar den Schlüssel im Schloß und stellte sich mit dem Rücken gegen die Tür. Es war so finster, daß sie sich nicht sahen.

„Hermannli, der Papa ist gekommen, er ist aber krank, und man muß ihn nicht stören, hörst du?"

Der Bub tat einen Sprung in der Dunkelheit, tastete nach der Mutter. „Der Papa?"

„Wohl! ich sag's. Es ist ihm aber nit gut gangen, Hermannli; man fragt ihn um nichts, quält ihn nit. Weißt es jetzt?"

„Was Weißt?" fragte nach einer Weile der Junge in eigentümlich zweifelndem, fast höhnischem Ton. „Oder woher?"

‚Was hat er gehört?' dachte die Frau, ‚mit welchen Worten hat man sein schwaches Herz schon vergiftet?' Sie fühlte eine feindselige Kraft, die

den reichbegabten, aber innerlich haltlosen Knaben von ihr entfernte. In ihm war etwas, das sich gegen ihren Einfluß stemmte, sie schnell reizte, oftmals erbitterte.

„Man verlangt von dir Gehorsam und Verstand,“ sagte sie schärfer, als sie wollte, „du bist alt genug, um zu wissen, daß viele Dinge in der Welt vorgehen, über die man schweigt. Dein Vater hat viel Schlimmes erlebt, er muß gepflegt werden und gute Kinder finden, die zu ihm halten und nicht zu jenen fremden Menschen, die mit ihm hart verfahren sind.“

Hermann schien schweigend nachzudenken. Plötzlich murmelte er vorwurfsvoll: „Aber du hast emal geschworen, der Pappe sei in Afrika, und derweil heißt's in der Klasse —“

„Genug,“ unterbrach ihn die Mutter, „schäm dich zu wiederholen, was die frechen Lausbuben reden. Tu selber recht, Hermannli, sell ischt d' Hauptsach. Wir haben kein Recht zu beurteilen oder zu verurteilen,“ fügte sie seufzend hinzu, „wir nicht.“

„Aber — der Pappe ist mir ja der liebste auf der ganzen Welt!“ sagte Hermann verwundert. „Und vielleicht — ist er gut im Griechischen, Mamme? Im anderen Schuljahr fangen wir Griechisch an — das wär öppis.“

* * *

Acht Tage lang hielt Josefine den Kranken im Bette fest. Anfangs widerstrebte er, schalt und weinte, apostrophierte die Wände, beklagte seine Heimkehr, sein Schicksal, sein Dasein, — allmählich ward er ruhiger.

Josefine war viel bei ihm, immer in der Rolle des Arztes oder der Krankenschwester, geduldig, sanft und fremd. Hermann kam oft in ihrer Begleitung, allein ließ sie ihn nicht zum Mann. Rösli war tagelang nicht einmal zu einem Morgengruß zu bewegen. Sie schrie vor Angst vor dem Menschen, der sie so wild geküßt hatte, und in dem sie ihren Papa nicht erkennen wollte. Sie hatte keinen Papa in der Erinnerung, sie wollte keinen Papa haben, sie klammerte sich an ihre Mama, um sie zurückzuhalten, wenn sie in Hermanns Kämmerchen ging, wo der Kranke noch lag, — einmal schrie sie laut nach Onkel Hovannessian um Hilfe. Es war das einzige Mal, wo ihre Aufregung von Josefine geteilt wurde . . .

Im übrigen war Josefine nie, seit Jahren nicht, so hoffnungslos ruhig gewesen, wie sie jetzt war.

Mein Schicksal ist besiegelt, dachte sie, ich bin nicht geboren, um glücklich zu sein. Aber unter die Füße will ich nicht fallen, oben will ich bleiben, solange ich atme.

Der Schrei ihres Kindes nach dem Einzigen,

Verschollenen erschütterte sie für einen Tag. Dann zog die ebnende Welle auch über diese Erinnerung hinweg. Ich habe Unmenschliches gelitten, als ich ihn verlor, nun bin ich schwertfest, — alles, was kommt, ist im Grunde gleichgültig, dachte sie achselzuckend.

Dann fühlte sie aber doch eine Neigung in sich, ihr Leben zu gestalten, zu bilden wie mit Künstlerhand, ihr Leben und das ihrer Umgebung. Man muß versuchen, alles gut einzurichten, dachte sie, für Georges eine Beschäftigung suchen, das ist das Wichtigste. Die Arbeit wird ihn heilen, wie sie mich geheilt hat. Wer von den Hausgenossen Vernunft annimmt, soll bleiben; wer den hohen Aussichtsturm der Moral besteigt, der kann abziehen. Ich werde offen mit ihnen sprechen.

Und sie ging zuerst zu Helene Begas.

Helene schwankte zwischen Kopfschütteln und Bewunderung.

„Du bist verrückt, liebe Josy," sagte sie mit feuchten Augen, „du rennst dir den Schädel ein Soviel i ch sehe, gibt es hier nur eins: Scheidung. Wegziehen kann ich nicht, denn du dauerst mich in deiner Verranntheit, und du wirst bald einen Menschen nötig haben."

„Noch eine Frage: Wie wirst du mit Georges verkehren, Helene? Man muß da etwas zartfühlend sein, Leni," sagte Josefine trocken.

Helene kam ein wenig aus der Fassung. Sie errötete, halb voll Zorn, halb, weil sie sich ihrer Vernünftigkeit schämte, auf die Josefine so wenig hielt.

„An Bernstein hast du beinah einen Verbündeten," sagte die Mathematikerin, „wir haben uns schon gezankt über ihn und dich."

„Zankt euch ja immer," lächelte Josefine; „also Bernsteins bin ich sicher."

Bernstein verzog das Gesicht, als Josefine ihn bat, möglichst viel seiner Muße dem unglücklichen Georges zu widmen.

„Ech! meine Muße! Wo habe ich eine Muße? Wäre es sehr interessant für mich, mit diesem Mann zu sprechen! Aber ich habe keine Zeit! Man muß ein wenig mit ihm weinen, glaube ich, aber ich habe keine Zeit! Es ist eine traurige Tatsache, nicht wahr? Niemand hat Zeit für die Kranken und Unglücklichen! Lassen Sie mich in Ruh, bitte sehr, bitte ergebenst, bitte hochachtungsvoll! ech!"

Ein paarmal, in der Folge, fand Josefine, wenn sie nach Hause kam, ihren Freund Bernstein neben Georges' Bett. Aber schnell, mit verlegenem Gesicht, zog er sich zurück, sobald sie eintrat.

„Glaube ich, daß dieser Mann ist sehr krank," sagte er düster zu Helene Begas, „nervenkrank, schrecklich, oder so etwas. Er hört nicht, was man

spricht, ihn interessiert nichts. Ich frage, womit wollen Sie sich beschäftigen? wollen Sie vielleicht die russische Sprache lernen? Er schreit auf seine Frau, daß sie ist schlecht, daß sie geht in Klinik, daß sie liebt ihn gar nicht, daß er will lieber in Loch sitzen — schrecklich! Und wenn seine Frau kommt, er sagt alle dumme Sachen, ich weiß nicht, wie sie kann anhören solche dumme Sachen, wie er spricht. Man hat ihn vergiftet, mit den Stecknadeln absichtlich gestochen. — Laure Anaise will ihn mit Tee verbrennen, die Kinder draußen heulen wie Hunde, das bedeutet, daß er stirbt, — seine Frau will auch, daß er stirbt, und er will nicht, und solche Dummheiten. Er haßt sehr Loginowitsch, ich weiß nicht, warum; ich sage: ‚Loginowitsch ist ein ganz ordentlicher Mensch.‘ Er schreit: ‚Nein, er ist schlecht.‘ Und immer von dieser Tugend spricht er, schrecklich! Ich sage: ‚Wo haben Sie diese Tugend gelernt?‘ Er sagt: ‚Wo ich alles gelernt habe! Man muß die Tugend lieben,‘ sagt er, und seine Augen sind weiß vor Wut. Ich sage: ‚Ich glaube, man muß etwas Positives machen, man muß sich mit etwas beschäftigen! vielleicht haben Sie Lust, die russische Sprache zu erlernen?‘ Er faltet die Hände, so, und sagt: ‚Du liebst mich nicht? gut, du wirst sehen, wirst sehen, sehen!‘ Manchmal es ist inter=

essant, manchmal ganz langweilig. Und ich habe keine Zeit, Sie wissen."

Dann ging Bernstein nicht mehr zu Georges, und Georges schien ihn nicht zu vermissen . . .

Loginowitsch zog aus, schon um Platz zu machen, weil doch nun einer mehr in der Familie war. Mit Befremden fühlte er, daß Josefine ihn kühl entließ: die Abneigung des Kranken gegen ihn war auf dessen Frau übergegangen, so schien es. Sie entfernte sich von jedem, der, wissentlich oder unwissentlich, Georges beleidigte.

Und inzwischen gab es unter allen Menschen, mit denen der Unglückliche in Berührung kam, nur einen einzigen, der ihn unaufhörlich quälte, reizte, erbitterte, zur Verzweiflung brachte, und dieser eine war Josefine selbst.

Sie wußte halb darum, wollte es aber nicht wissen. Sie vermied alles Nachdenken über diesen Punkt als etwas Widriges, Niederziehendes, Entwürdigendes. Mit derselben kühlen Ruhe, mit der sie an jenem ersten Wiedersehensabend die sehnsüchtigen Arme des Heimgekehrten von ihren Schultern entfernt hatte, scheuchte sie alle Gedanken über Georges' auf sie gerichteten Gefühle oder Wünsche. Und etwas Unpersönliches, Abstraktes wuchs in ihrem Verhalten gegen alle, gegen den Vater selbst.

Plattner hatte bald nach des Schwiegersohns

Rückkehr einen Brief gesandt, einen angstvollen Brief, in dem die bewegte Vaterliebe wie zartes grünes Feinlaub zwischen den eckigen Steinbrocken der nüchternen Worte hervorbrach.

Josefine antwortete so:

‚Es geht über Erwarten gut, mein lieber Vater. Georges hat seit seinem Hiersein drei Pfund zugenommen, die Herztätigkeit ist intensiver und gleichmäßiger geworden, der Husten quält weniger. Die Lunge ist gesund, da ist keine Sorge. Daß die Stimmung des Patienten noch daniederliegt, ist erklärlich. Aber diese Depression zu entfernen, muß jetzt das Hauptbestreben sein. Georges sollte eine leichte körperliche Beschäftigung haben, die ihm etwas Frische gibt. Bücher liest er nicht; es ist, als ob er das Lesen verlernt hätte; er grübelt nur, und das ist in seinem Zustande schädlich. Bitte, schicke deine Drehbank, die kleinere, die du nicht benutzest. Meine wackeren Hausgenossen, wie du sie nennst — und mit Recht nennst! — sind leider sehr zusammengeschmolzen. Zwicky ist fort nach Wien, die Kinder entbehren ihn sehr. Es ist möglich, daß ich auch Helene verliere; wenn sie ausstudiert hat, kehrt sie jedenfalls nach Deutschland zurück.

Meine Schlußprüfungen schiebe ich nicht hinaus, fürchte nichts, lieber Vater. Die Ereignisse

dieser letzten Wochen drängen mich zu möglichst schnellem Studienabschluß. Ich werde nicht als Assistentin dienen, wie du vermutest, sondern sofort mein Wartezimmer für Patientinnen öffnen. Die Arbeit ist mir alles.

Deine dankbare Tochter
Josy.

Nachschrift. Deine Nachricht über Ulis treffliche Entwickelung sei herzlich verdankt. Mein Kleinod ist am sichersten bei dir; ich kann ihn jetzt nicht sehen; es ist zu viel, was auf mir liegt. In seinen Kinderzügen trägt er dein Gesicht, mein Vater, das ist meine Freude. D. O.‘

Plattner las diesen Brief mit zusammengezogener Stirn und langem Kopfschütteln. Er kopfschüttelte über das, was zwischen den Zeilen stand. Fragen tauchten auf, die nicht beantwortet wurden, — auch nicht durch das, was zwischen den Zeilen stand. Zartgefühl verbot diese Fragen. Der alte Plattner errötete bis in seinen grauen Bart . . .

Einen Augenblick dachte er daran, die Drehbank selbst nach Zürich zu bringen, Josefine zu sehen. Er gab den Plan sofort wieder auf. Zwischen ihr und mir steht die Fratze, dachte er bitter, keinen Fuß setz ich wieder über die Schwelle.

Dann begab er sich an die verstaubt im Winkel stehende Drehbank und putzte einen halben Tag lang daran. Zornig rieb er jeden Rostflecken, jedes Stäubchen weg. Sein Ärger wuchs mit dem Schweiß, den er bei der Arbeit vergoß. „Für wen? heiliger Gott, für wen,“ murrte er. „So ein Starrkopf von einem Weib! drillt mich, drillt ihren alten Vater wie einen Zwirn! Und man gehorcht, wahrlich, man gehorcht.“

Die Drehbank wurde eingepackt. Der Transport war sehr teuer und umständlich. Der alte Plattner wetterte noch auf dem Rückwege.

* * *

Der Heimgekehrte saß den größten Teil des Tages und starrte die Decke an.

Auf seinem Kopfe wuchs junges Haar, weißes und rötliches durcheinander, in seinem Kopfe wuchsen neue Vorstellungen vom Weibe im allgemeinen und von der Frau, der er wieder habhaft werden wollte, und die sich ihm ohne Mühe und Aufsehen, aber still und beharrlich entzog.

Die ganze Welt war auf den Kopf gestellt, seit man ihn eingekerkert hatte. Nicht in sein Haus war er zurückgekehrt, sondern in das seiner Frau; „der graue Ackerstein“ war seiner Frau untertan, und allein ihr Wille war es, der darin regierte.

Die Dienstboten, zu denen er Laure Anaise mit Unrecht hinzuzählte, waren von Josefine angestellt, hielten eng zu ihr, waren nur ihr Rechenschaft schuldig. Die Hausgenossen hatte sie hereingezogen und zu ihren Freunden gemacht. Die Kinder waren ihre Kinder, ihr folgten sie, ihr gehorchten sie, vor ihr hatten sie Respekt, ihr suchten sie zu gefallen, ihr vertrauten sie. Besucher kamen, aber sie kamen nur zu ihr, an der Tür ward nur nach ihrem Namen gefragt, an ihre Tür klopften sie; nur für sie brachte der Postbote Briefe, Drucksachen, ganze Stöße oft, — ihn suchte weder Mensch noch Briefe. Seine Bücher, deckenhohe Regale voll wissenschaftlicher, meist spezialwissenschaftlicher Bücher, waren in ihren Besitz übergegangen; sie studierte sie, exzerpierte sie, schlug darin nach, hatte Haufen davon auf ihrem Schreibtisch, der sein Schreibtisch in der Studentenzeit gewesen war. Er brauchte keine Bücher jetzt, er brauchte keinen Schreibtisch. Die Bücher waren ihm stumm, sagten ihm ihre Geheimnisse nicht mehr, blickten ihn hochmütig und verächtlich an mit ihren Goldtiteln und stolzen Namen. Aber ihr waren sie beredt, zu ihr sprachen sie verständnishoffend, — Verständnis findend.

In seinem ehemaligen Wartezimmer saß Josy an seinem kleinen Studentenschreibtisch, und den großen Schreibtisch, den er besessen, benutzte nun

Bernstein. Er begann Bernstein zu hassen wegen des Schreibtisches. Er konnte seine Stimme nicht mehr hören. Wenn Josy mit dem Russen etwas Sachliches, Wissenschaftliches sprach, so zitterte er vor Neid und Mißgunst. Mit ihm sprach sie nur Alltägliches, absichtlich, um ihn zu demütigen, so schien es ihm. Alles geschah hier, um ihn zu demütigen. Das Messingschild an der Tür mit seinem Namen darauf hing dort, um ihn zu verspotten; „die Etikette ist geblieben, das seltene Präparat aber ist fort." Sein altes Wartezimmer hieß nur deshalb noch Wartezimmer, weil Josy bald approbierter Arzt sein würde. Josy würde Arzt sein, in seinem ehemaligen Warteraum würden Josys Patientinnen sitzen und auf sie warten, während er in irgend einem Hinterzimmer an der Drehbank bastelte. Verwünschtes Leben! Als ein Lebendigtoter saß der Unglückliche da, als ein nackter Beerbter, der, aus dem Grabe zurückgekehrt, seinen Platz ausgefüllt, seine Kisten und Kasten ausgeleert findet. Der Mann, der von der Natur dazu bestimmte Platzergreifer, Inbesitznehmer war verdrängt und ohnmächtig gemacht durch das Weib, durch die von der Natur dazu bestimmte Untergebene, Untergeordnete, durch den Menschen zweiter Sorte, und aus den Händen dieses auf den Thron gelangten Sklaven sollte der rechtmäßige, entthronte

Herrscher sogar das Leben, das Brot, das ihn ernährte, empfangen!

Dumpfe Verwunderung, verbissene Wut mischte sich in die qualvolle Ohnmacht des Verschmähten. Er entwarf Pläne zur Überlistung der gefährlich starken und unangreifbar gut stehenden Gegnerin; er meinte, sie sei nur deshalb so stark und selbständig geworden, weil sie sich der Unterjochung durch die Liebe entzogen habe. Er nahm den Begriff der Liebe so niedrig wie möglich und redete sich ein, wenn er sie unter diese Liebe zwänge, dann würde sie so schwach werden wie er selbst. Er lechzte danach, sie schwach zu sehen. Das natürliche Gleichgewicht der Geschlechter schien ihm gestört durch diese starke Frau, die er als zartes, nachgiebiges, liebevolles Mädchen kennen gelernt, die er zu heftiger, aber kurzer Leidenschaft entflammt, die er demütig und ergeben das Frauenlos an seiner Seite tragen gesehen, die er durch sein Verbrechen mit bürgerlicher Schande bedeckt, die er bei seiner Verurteilung als weinendes, zerbrochenes, unglückliches Weib zurückgelassen, und die sich während dieser Jahre langsamen Absterbens für ihn so unerwartet verwandelt, so neu und eigenartig entwickelt hatte. In den ersten Zeiten, als er sie für gefühllos hielt, tröstete er sich damit, daß auch sie in gewissem Sinne abgestorben sei, aber dann

kamen bald Augenblicke, wo ihre Augen glänzten im Feuer des innigsten Anteils, wo es wie prophetische Begeisterung in ihrer Rede klang. Mit Haß und Verwunderung bemerkte er diese neue und ihm ganz fremde Jugendfarbe in ihren Zügen, in ihrem ganzen Wesen, sobald die großen Fragen der Menschheit gestreift wurden. Sie hatte also Gefühl zu geben, ihr Herz schlug stark und heiß, stärker und heißer als in jener Zeit, da sie sein gewesen, — aber ihm, dem Verdrängten, Beerbten, Verhöhnten, Verratenen, Kleingemachten galt kein Schlag mehr dieses starken heißen Herzens. Ohne einen Schatten des Vorwurfs für ihn, aber auch ohne Erbarmen, ohne Bedauern, mit männlicher Rücksichtslosigkeit hatte sie ihn in das Nichts hinabgestoßen, und ihre Güte und Nachsicht war Beleidigung, war Verdammung.

Schrie er ihr wilde Vorwürfe entgegen, so behandelte sie ihn als Kranken, bat ihn, sich nicht aufzuregen, eine beruhigende Arznei zu nehmen, seine Gedanken auf andere Dinge zu lenken. Weinte er vor Ohnmacht und Hilflosigkeit, so sprach sie von Hysterie, brachte Schlafmittel, verwies ihn auf seine Drehbank, bestellte ein interessantes Reisewerk in der Buchhandlung, da er medizinische Bücher nicht anrühren mochte, seit ihm die Ausübung der Medizinkunst verboten war.

Einmal fand er einen angefangenen Brief: „Lieber Vater, es geht uns sehr gut; Georges beginnt mit Eifer an der Drehbank zu schaffen. Er hat schon ein paar Serviettenringe gemacht.“ Nach Lesung dieser Zeilen bekam Georges einen Wutanfall, in dem er die Drehbank zu zertrümmern versuchte. Sie war von Eisen und widerstand ihm. Die paar Schräubchen, die er mühsam zerbrochen, ließ Josefine am nächsten Tage wieder ergänzen; er hatte ihr erzählt, daß ein Knorren im Holz die Beschädigung angerichtet habe.

* * *

Helene Begas war eine heimliche Raucherin, wie es heimliche Trinkerinnen gibt. Da sie das Rauchen für ein Laster hielt, zugleich aber sich einbildete, daß die ganze Welt oder wenigstens ganz Zürich auf die Studentinnen sähe, um ihre schlechten Gewohnheiten in der Zeitung bekannt zu machen, so pflegte sie allerlei Vorkehrungen zu treffen, ehe sie sich das leidenschaftlich geliebte Kraut anzündete. Die Fenster wurden geöffnet, die grünen Jalousien fest geschlossen, die Vorhänge zugezogen, das Schlüsselloch verstopft. Dann ließ sie ihre vollen Haare herunter, warf den Rock ab und legte sich in Pumphöschen aufs Sofa, die Zigarette im

Munde, das Schächtelchen neben sich. In solchen Stunden kam sie sich welterobernd, revolutionär, gefährlich vor und dachte mit Entzücken an die entsetzten Mienen ihrer gut bürgerlichen Familie, falls diese sie jetzt erblicken würde. In ihrer Naivetät glaubte sie, daß niemand, auch Josefine nicht, von ihrer Leidenschaft wisse, obgleich der scharfe Duft in ihren Kleidern hing und ihr Zimmer ganz imprägniert hatte.

Es war etwa vier Wochen nach Georges' Heimkehr, tief in der Nacht. Josy war vor einigen Minuten aus der Frauenklinik gekommen, hatte die Flurlampe gelöscht und sich sofort in das große Eckzimmer begeben, in dem sie mit Rösli und Laure Anaise schlief. Sehr still war es. Die rauchende Studentin hatte Laure Anaises Atemzüge durch die dünne Wand gehört, dann Josefines Schritte dort nebenan, sie hörte sie die Uhr aufziehen, ihre Hände waschen.

Unermüdlich, diese Josefine, dachte Helene und drückte sich tiefer in die Sofakissen. Es war so schön warm, sie hatte zum erstenmal Feuer heute abend, und ihre Zehen dehnten sich so wohlig in den kleinen braunen Lackschuhen auf der Sofalehne.

Plötzlich fuhr sie zusammen: irgend ein ungewohnter Ton, etwas wie ein erstickter Schrei war erklungen. Schrie Rösli im Schlaf? Nein, es

wurde ja gar nicht geschrien, es war ja wie ein Scharren auf dem Boden, ein lautes Seufzen, ein schwerer Gegenstand erbebte, fiel, dann eine flüsternde Stimme: „Nun? was? was war das?"

Dann Laufen auf bloßen Füßen, etwas wie ein Rütteln, Stampfen ohne Schuhe, wieder Seufzer, Gemurmel, endlich nahende Schritte, ein Griff an Helenes Tür ...

Schläge ...

Helene Begas warf ihre Zigarette von sich, suchte den Türschlüssel auf der Tischdecke, steckte ihn ins Schloß, blies die Lampe aus und fragte mit beklommener Stimme: „Wer?"

„Leni!" flüsterte es draußen.

Die Studentin öffnete, und Josefine fiel ihr in die Arme, drängte sie ins Zimmer zurück und drehte selbst den Schlüssel um. Sie war außer Atem, ergriff Lenis Hand und hielt sie wie mit Zangen fest. Die Studentin sah angstvoll an ihr hin. Josy hatte das Kleid abgelegt, mit der Linken drückte sie einen kleinen dunklen Gegenstand an die entblößte Brust.

Helene fuhr ihr mit der Hand übers Gesicht, es war wie mit kaltem Schweiß bedeckt, die Haare klebten an der Stirn.

„Behalt mich hier," sagte sie, „ich kann nicht dorthin." Ihre rauhe Stimme brach einen Augen-

blick, ein unwillkürliches Schluchzen bewegte ihre Brust.

„Nein, aber das — —“ begann Helene.

„Zünde an, Leni. Ach, so ein Weib zu sein! Nun, wo sind deine Hölzli?“

Josefine zündete selber die Lampe an, ihr Gesicht war bleich und feucht, aber voll Entschlossenheit. Sie wandte sich zum Ofen: „Du hast noch Feuer? Ist gescheit.“ Sie nahm den kleinen Gegenstand von der Brust, lächelte sonderbar, ingrimmig und entschieden, hob das Säckchen empor und blickte es an, indes sie zum Ofen niederkauerte. Im Feuerschein glühte das rote Seidensäckchen mit den krausen Zeichen darauf.

Josefine zog das rote Schnürchen auf und griff in das Säckchen; eine Handvoll brauner knitteriger Blätter kam zum Vorschein. Sie drückte ihren Mund hinein, sog den Atem der verdorrten Rosenblätter in sich und warf dann eins nach dem andern in das ersterbende Feuer ...

Zuletzt zog sie zwei dünne Briefbogen hervor mit einer feinen, zarten Schrift. Sie warf sie in die Flammen, ohne zu zögern. Dann küßte sie das Säckchen, als sei dies das kostbarste von allem, sie biß hinein, und ihr starres Gesicht war plötzlich tränenüberströmt, die Stirn tief gerunzelt.

„Was liegt daran?“ sagte sie dann und warf

auch das rote Säckchen in den Ofen. Es verkohlte langsam, schwelte so hin, die goldenen Buchstaben, lauter Glücksverheißungen, wurden schwarz und rußig. Als es verbrannt war, war auch das Feuer schwarz und leblos, nur ein paar rötliche Funken irrten noch in dem Zunder. Josy drückte sie mit der Kohlenschaufel zusammen.

Dann stand sie auf und setzte sich auf einen Stuhl. Sie hatte Helene Begas ganz vergessen.

* * *

Helene aber saß in der Sofaecke und beobachtete sie, sprachlos vor Trauer und Mitleid. Leise legte sie der Freundin ein Tuch um die nackten, bebenden Schultern. Josefine schien es nicht zu fühlen. Wie aus tiefen Überlegungen heraus sagte sie emporgewendet: „Kannst du den Répin nehmen? Es wäre schade — —"

Sie vollendete nicht, sondern stand auf. „Dann bring ich das Bild sogleich."

„Nein, morgen! ich fürchte — —" Helene wollte die Tür zuhalten.

„Was fürchtest du?" Josy lächelte spöttisch. „Meinst, ich fürcht ihn?"

Ihr Blick war so, daß die Mathematikerin einen Furchtschauer empfand.

„Ich dachte, er schlüge dich, Josy," sagte sie stockend.

Josefine lachte drohend: „Er — mich? O weh!" Sie besah ihre Hände.

Helene sprang zurück: „Josy!"

Als Josefine düster schwieg, näherte sie sich ihr und faßte schwesterlich ihren Arm.

„Ich denke übrigens," sagte die Studentin flüsternd, „vielleicht — wenn du ihn doch wieder auf- und angenommen hast — aber ich verstehe wohl nichts von Gefühlen —"

„Nein, du hast recht! verstehst nichts davon ——"

Josefine musterte sie.

„Ich meine aber doch, so, theoretisch gesprochen, was für einen Wert oder was für eine Wichtigkeit legst du hier einer Sache bei, die schließlich doch weit untergeordnetere Bedeutung hat als eure bürgerliche Gemeinschaft?"

„Glaubst du?" fragte Josefine mit eindringlicher Betonung und mit dem erschreckenden Lachen. „Untergeordnete Bedeutung? glaubst du?"

„Ja, ich meine, Josefine, bist du nicht grausam?"

Die Frau zuckte die Achseln. „Weiß nicht. Interessiert mich nicht."

„Ja, aber, sieh, du bist doch sonst so gut, so verständig auch, so klar —"

Josefine senkte den Kopf, als ob eine Sturz-

welle von Vorwürfen sich über sie ergösse. Der geneigte Nacken mit dem schweren Haar gab ihr einen rührenden, demütigen Reiz in Helenes Augen.

„Du kannst ihm schließlich nicht verdenken, daß er dich liebt," sagte sie an Josefines Ohr, „wir lieben dich ja alle! Wie hat Hovannessian dich geliebt!"

Über Josefines Nacken rann ein Schauer. Seufzend richtete sie sich auf. „Was sprichst du? schäm dich auch." Dann schob sie Helene zurück. „Meinst, ich könnte — aus irgend einem Grunde in der Welt — einem zu eigen sein, den ich nicht will?" fragte sie, rot vor Scham, „meinst du das? Und wenn der Himmel einfällt — wenn ich ihn damit aufhalten soll — —" Sie schleuderte etwas von sich mit der linken Hand, wiederholte dann diese Bewegung noch heftiger und wie im äußersten Abscheu mit beiden Händen.

„Das ist das einzige, was unmöglich ist," stammelte sie, „und wenn es die Hölle hier wird — ist mir gleich! Ich fürchte nichts! Er wird schon lernen. Wir müssen unter Menschen gehen, Leni, er muß wieder Selbstgefühl kriegen ..."

„Und du glaubst, das sei ein Ersatz für —"

„Was verlangst du von mir?" rief die Frau gereizt, „bin ich ein Mollusk, ein Tier? Lieben, wen ich mag, gehören, wem ich mag — das ist mein Menschenrecht."

„Als verheiratete Frau hast du kein Recht — —“

„So? so? das denkst du? so feig denkst du, Mädle, so gering von dir und uns?“ schrie Josefine.

Helene war etwas beleidigt. Sie zog sich hinter den Tisch zurück. „Wenn ich mich einmal versagt habe, wenn ich gebunden bin — dann bin ich eben gebunden,“ sagte sie verwundert. „Zugleich gebunden und frei — das versteh ich nicht.“

„Ja, wer alles verstünde!“

„Bist eben doch inkonsequent, Josefine.“

„Mag sein.“

„Aber das ist nicht gut.“

„Wer ist immer gut? Man tut, wie man muß.“

„Und wenn er wieder — Exzesse — macht?“

„Ja!“

„Und wenn er wieder Exzesse macht, sag ich?“

„Und ich sage ja!“

„Was dann?“

„Weiß nicht.“

„Josy!“

„Ja?“

„Du bist hart.“

„Das Leben ist mit mir hart.“

„Vielleicht, wenn er sich wieder zurückfände, zu dir —“

„Nie! niemals.“

„Niemals? das ist ein unhaltbares Wort

zwischen Menschen, Josy, das sollte man nie aussprechen."

„Und ich sag's noch einmal!"

„Nun — dann — gib ihn frei, Josy, laß ihn eine andere finden! Als Medizinerin — —"

Josefine hielt sich die Ohren zu, Helene war unerbittlich.

„Siehst du nun, wie schwer das ist? Siehst du nun, was du auf dich genommen hast? Viel zu unbedacht hast du gehandelt, hast dir Übermenschliches zugetraut! Aber jetzt, nicht wahr, jetzt fürchtest du dich doch, daß du dich beschmutzen könntest? jetzt wärst du selber froh, wenn du getan hättest, wie alle Leute dir rieten? Josy, wirklich, ich habe dies kommen sehen! Sobald ich deine Geschichte erfuhr, und dann, als ich ihn mit Augen sah —"

Josefines hartnäckiges Schweigen ermunterte die Mathematikerin immer mehr. Mit einer Art Triumph sprach und sprach sie — ihre Genugtuung, recht zu behalten, war so groß, daß sie ihr Mitgefühl für die Freundin erstickte.

„Du willst mit Menschen verfahren wie mit Schachfiguren, Josy, so einfach verfügen: stehe hier, aber keinen Schritt darfst du selbständig tun! Das lassen die Menschen sich aber nicht gefallen! Die haben auch ihren Willen, ihre Individualität, ihr Ich. Paßt es ihnen zufällig, so werden sie wohl

stehen bleiben; paßt es ihnen nicht, so kümmern sie sich wenig um deinen Willen. Solche künstliche Schranken aufrichten — das ist sehr leicht, aber die anderen zwingen, diese Schranken zu achten, das ist ganz was anderes!"

Hilflos, müde, mit verfallenem Gesicht hockte Josefine im Sessel. Nicht nur die Worte, auch die Gedanken versagten ihr.

„Ich brauche etwas Schlaf — früh aufgewesen —" murmelte sie, die Augen schließend; ihr Kopf mit der eckigen Wangenlinie und den abwärts gezogenen Mundwinkeln sank zurück. Sie schlief nach wenigen Minuten. Fräulein Begas schob ihr ein Kissen hinter den Kopf — mit einem kindlichen Lächeln, das sie ganz verjüngte, dankte Josefine, ohne die Lider zu öffnen.

* * *

In dem stummen, unterirdischen Kampfe, der da im „Grauen Ackerstein" zwischen niederzwingenden und emporreißenden Gewalten geführt ward, gab es Waffenstillstand.

Wie der Tiger, der den Sprung verfehlt hat, so war Georges in seine Stube zurückgeschlichen, gedemütigt, unterjocht, mit lahmen Gliedern.

Er arbeitete an der Drehbank die nächsten

Tage. Kam jemand zu ihm, so erhielt er von dem Emsigen kaum einen blöden, leeren Blick, ein mattes Gemurre; er aß sehr stark, schlief viel, führte eine Art Pflanzenleben.

Seine Frau war ganz durch Vorbereitungen zum Staatsexamen in Anspruch genommen. Dazwischen kamen Sorgen wegen der Dissertation.

Josefine hatte eine große Anzahl Mikrophotogramme für ihre Abhandlung bereit, deren Wiedergabe im Druck unerwartete Schwierigkeiten verursachte.

Sie kam mit einem mißlungenen Cliché zu Georges, um seine Meinung zu hören. Ganz unbefangen kam sie, frisch und eifrig; wie Mann zum Manne sprach sie zu ihm.

Es war das erste Mal, daß sie sich nach jener furchtbaren Nachtszene allein miteinander befanden. Bei den Mahlzeiten waren stets die Pensionäre und die Kinder wie ebenso viele abstumpfende Widerlager zwischen ihnen.

Scheu und feindselig hatte sich Georges in die Ecke zurückgezogen, als Josefine mit ihrem entschlossenen, unbekümmerten Schritt hereinkam.

„Sieh," sagte sie, ihm das Blatt hinhaltend, „da lueg auch, was sie mir hingesudelt haben! Kein Detail erkennbar! eine graue Sauce! bin fast untröstlich, wenn man mir die Sach so verderbt."

Lange verstand er nicht, was sie wollte, guckte mit zitternder Unterlippe das Blatt an, seufzte auf.

„Das Negativ war nicht so, versteht sich,“ fuhr die Frau fort, „vielleicht en wenig dichter als die besten, aber so ist's halt unbrauchbar, gelt?“

Georges hielt das Blatt vor die Augen, zuckte die Achseln und legte es hin. „Undeutlich. Wertlos,“ sagte er knurrend.

Josefine lebte auf: „C'est ça! Undeutlich und wertlos! Was macht man?“

„Eine neue Kopie halt.“

„Er hat's bereits fünfmal versucht, es wird nüt.“

„Ja, da ist's Negativ schuld.“

Die Frau nickte. „Fürcht es auch. Aber dann —“

„Neue Aufnahme,“ sagte der Mann teilnahmlos. „Neue Aufnahme machen,“ er hüstelte hinter der Hand.

„Glaubst es? aber woher die Zeit nehmen?“ rief Josefine bestürzt. „Und noch sechs, sieben andere von der Schnittserie sind so verwischt. Heißt also sieben, acht neue Aufnahmen machen.“ Sie schüttelte den Kopf. „Undenkbar.“

Auf einmal zuckte ein Gedanke hell über ihr Gesicht. „Mach du sie, Georges.“

Er prallte zurück vor ihrem aufleuchtenden Auge, vor ihrer lebhaft gestikulierenden Hand, vor

dem werbenden Willen, der, ihr selber unbewußt, wie eine Flamme aus ihr hervorbrach. Kein Wort erwiderte er.

Aber freudig und zuversichtlich kam sie näher. „Ich bringe dir alles, trage die ganze Geschichte zusammen! Die Präparate sind ja sämtlich vorhanden, deutlich numeriert. Du verstehst das so ausgezeichnet, hast's ja mich gelehrt, Georges."

„Geh zu deinen Polacken!" grollte er und drehte ihr den Rücken.

Die Frau folgte ihm in den Winkel. „Tu nicht so wüst, du! Gelt, Georges, du hilfst mir aus? aber ob's da heroben still genug ist? Der Tram fährt, daß der Boden schüttert und das Haus bebt —"

„Nachts fährt kein Tram," sagte der Mann, widerwillig interessiert.

Josy nickte wieder. „Ja, auch ich hab die Aufnahmen nachts gemacht. Drunten im Laboratorium freilich. Aber es ginge auch hier." Sie musterte die Drehbank.

„Die steht fest," sagte er „und horizontal."

„Eben das." Sie strich über die Fläche. „Du wirst sie tausendmal besser machen, als meine sind," lockte Josefine.

„Tausendmal!" höhnte er, eine widerwillig lächelnde Grimasse machend.

„Man kann dann schreiben, daß die Abbildungen von dir sind, Georges."

„Oh — Handlanger für dich —" murrte er, argwöhnisch und gequält, „dazu taug ich noch, gelt?"

„Und es liegt dir doch auch daran, daß mein Buch — mein erstes Buch — sich möglichst gut präsentiert," fuhr Josefine unschuldig fort.

Ihre Naivetät machte ihn verdutzt.

„Nun ja," sagte er, „wenn du's so annimmst —"

Sie lief fort, um das Mikroskop und die Präparatserie zu holen; wenn Georges wieder Interesse an wissenschaftlichen Arbeiten bekam, dann sah die Zukunft für ihn nicht so trostleer aus.

* * *

Sowie sie hinausgegangen war, geriet Georges in eine fiebernde Wut. Mit Hast verriegelte er die Tür, lehnte sich mit dem Rücken dagegen, die Hände geballt, die Zähne aufeinander gebissen. So horchte er auf ihren schnellen Schritt, auf ihr Klopfen. Es dauerte fast eine Viertelstunde, bis sie kam. Er verging vor Ungeduld, Widerwillen und Verlangen. Frostschauer zogen sich von seinem kahlen Kopfe, auf dem jedes neue Härchen auf und nieder bebte, abwärts über seine matte Haut. Er entblößte seinen hageren Arm und sah das Zu-

sammenziehen der Haut zu kleinen Inseln, das Beben des Blutes in dem dunkel und wie obenauf liegenden Adergeflecht.

„Ah, misérable,“ stöhnte er, den Arm streckend und anziehend und mit dem Zeigefinger der Rechten das schwache Muskelspiel verfolgend, — „malheureux que je suis!“

Das Fenster war mit von außen anklebenden gelben Blättern fast bedeckt, ein gelbes Dämmerlicht kam herein und machte alle Farben fahl und krank; der nüchterne Raum, die schwarze Drehbank — es war ihm, als sei er hier angekettet, mit Eisen an diese Drehbank geschmiedet, als sei er in einem viel entsetzlicheren Gefängnis jetzt als zuvor.

War es das, wonach er sich fünf fürchterliche Jahre lang gesehnt hatte? War es das?

„Öffne, bitte!“ rief Josefine draußen, „ich habe keine Hand frei.“

Er stellte sich taub, schlich auf den Zehen ans Fenster, streckte den Kopf durch die offene Luftscheibe, ließ sie drei-, viermal rufen.

Sie hatte inzwischen ihre Hand frei gemacht und klapperte an dem Drücker.

„Verschlossen? warum?“ hörte er sie sagen.

Dann kam er mit großem Gepolter und riegelte auf.

Sie musterte ihn erstaunt. „Schliefst wohl?“

Er rieb sich die Augen, dehnte sich, gähnte, schwieg.

„Gut, ich will dich nicht lange stören. Schlafe weiter. Hier ist alles. Du findest dich schon zurecht.“

Er sprach noch immer nicht und hielt sie eben dadurch zurück.

„Mein Instrument kann nicht schuld sein,“ sagte sie, sich zu dem blanken Mahagonikasten beugend; „das ist noch immer tadellos. Sieh selbst.“

Als er sein eigenes Mikroskop wieder erblickte — eines der letzten sehr vervollkommneten Instrumente, das er wenige Monate vor seiner Verhaftung angeschafft hatte —, brach seine Fassung. Er weinte mit zusammengebissenen Zähnen. Er hatte dieses große prächtige Instrument geliebt, wie ein Künstler sein Werkzeug liebt.

Josefine begriff sofort und wurde sehr verlegen. Mit zugeschnürter Kehle begann sie, so als ob ihr dieser Gedanke spontan komme, von seiner Zukunft zu sprechen: „Wissenschaftliche Arbeit — schriftliche meine ich — das ist eigentlich dein Feld, Georges, dort wirst du etwas leisten, und niemand kann dir wissenschaftliche Arbeit verbieten! Das gibt's nicht, so weit reicht ihre Macht denn doch nicht. Man wird vielleicht auch etwas zusammen

herausgeben, du und ich gemeinsam, — wie denkst du?"

„Ziemlich stark abgenutzt," sagte er mühsam und strich über eine abgestoßene splitternde Ecke des Mahagonikastens. „Schade!"

Eine Uhr schlug. Die Frau schnellte auf: „Also heute nacht? willst du? Schlafe aber im voraus, sonst wirst du verkürzt, und du brauchst viel Ruhe! Sieben Aufnahmen, und jede circa eine halbe Stunde — da wirst du fast die ganze Nacht dran rücken müssen! Ich laufe jetzt! Ade! Dank dir zum voraus!"

Sie ging, und er riegelte sich wieder ein. Nicht einmal die Hand gegeben! Dann warf er sich aufs Bett und grübelte. Er sah sie, blau im Gesichte und veratmend auf dem Boden liegen, auf dem Boden dieses Zimmers, lang hingestreckt neben der Drehbank. Und er, er kniete auf ihr, zerriß ihre Kleider, zerfleischte sie, wühlte in ihrem wehrlosen unterjochten Leibe, berauscht vom Geruch des frischen Blutes. Und dieser Geruch des frischen Blutes, ihm bekannt von mancher Operation, wo er ihn immer wie einen seltenen Wohlgeruch empfunden hatte, — diesen Geruch glaubte er plötzlich um sich in der Luft zu spüren, aufreizend und peinigend und lastend schwer. In Konvulsionen der Lust und des Grausens wand er sich auf seinem

Bette. Gehaßte und geflohene Bilder aus der Vergangenheit wurden zu lebendigen Szenen, die sich mit furchtbarer Anschaulichkeit, mit Geschrei und Gewimmer hier vor ihm, zwischen dem Bette und der Drehbank von neuem abspielten. Er sah verzerrte Köpfe auftauchen, verkrampfte Glieder zuckten — aus dunkeln Kleidern — weiß und rosig hervor. Plötzlich füllte sich die ganze Luft mit blutigen Teilen menschlicher Leiber, und alles das wollte über ihn stürzen, wollte ihn zudecken, ihn begraben. Er entwischte durch ein Fenster und wurde von einer Bergspitze heruntergeschmettert . . . dann lag eine kalte Leiche auf ihm und preßte ihn, Mund auf Mund, Brust auf Brust, Glied auf Glied, in die weiche feuchte kühle Erde hinein.

* * *

Mit verklebten Augen, mit verklebter Zunge taumelte er auf . . . Es hatte gepocht . . .

Durch die geschlossenen Lider hindurch fühlte er, daß es Tag war.

So matt, so weich — wie zerschmolzen fühlte er sich. Aber der Blutgeruch, das Gewimmer vor seinen Ohren war nicht mehr da.

Er sah sich um wie ein Nachttier, das ein Versteck sucht.

Warum pochten sie an seine Tür? Hatte er wieder etwas begangen?

„Ich bin unschuldig! wahrhaftig: ich bin unschuldig!“ stammelte er und verkroch sich unter die Decke. Aber gleichwohl sah er, daß die Tür aufging, und daß jemand hereinkam.

Er verkroch sich noch tiefer, und nun sah er noch besser, sah zwischen seinen Zehen hindurch nach den vielen Menschen, die hereinkamen.

Sie kamen, kamen, aber das Zimmer wurde nicht voll. Ein paar schwarze Herren drehten sich in der Mitte herum, die anderen gingen in die Wände hinein, ohne jede Schwierigkeit.

„Hier ist das Gebiet der Hallucinationen,“ sagte er, und dann hielt er eine Rede über die Hallucinationen. Jemand lachte aus der Ecke, die Versammlung wurde aufgelöst. Er schlug auf den Tisch, erhitzte sich, schrie: „Realität? Hier haben Sie die schönste Realität, meine hochverehrten Anwesenden! Kein Arzt leugnet Sie oder sie, — denn das ist im Grunde ganz das nämliche, Sie oder sie, meinen Sie nicht? Willkürliche Striche kann jeder machen, aber was gewinnen Sie damit? Ich rede aus Erfahrung, aus blutiger und, ich darf wohl sagen, unangenehmer Erfahrung. Ob jemand durch die Tür hereinkommt, oder ob er aus der Wand hervorkriecht oder so von der Decke herunter=

springt, was für ein Unterschied ist zwischen diesen Jemanden, wenn sie sich unverschämt, cynisch, aufdringlich an einen Menschen heranmachen, — sagen Sie selbst! Die Krone der Unverschämtheit ist ja gerade dieser von der Decke Heruntergesprungene, denn wie Sie alle wissen, kann der Geist nur da wieder hinaus, wo er hereinkam. Durch die Decke! ich bitte Sie! Sie werfen ihn in die Höhe, — er fällt Ihnen auf den Kopf, Sie schäumen vor Wut, laden ihn in einen Revolver, schießen ihn gegen die Decke — der Gips berstet, der Plafond kommt auf Sie herunter, voran natürlich der kleine Jemand, den Sie los werden wollen. Nein, nein, es gibt nur ein Mittel: spielen Sie mit ihm, schlau, kindlich, machen Sie ihn kirre, zutraulich und sorglos. Und dann — und dann — ja — ja — In diesem hübschen Augenblick ein scharfes Messerchen bereit halten! Blutet's, so war's eine Realität, unzweifelhaft! — es blutet nämlich immer, ich habe ja meine Erfahrungen, meine — hm! hm! Kuriert — kuriert, und doch nicht kuriert! Man ist halt Psychopath, meine Herren!" — —

Jemand kam an sein Bett, griff nach seiner Hand, an seinen Puls.

„Was kann das sein?"

Es wurde ihm schwer, die Zähne auseinanderzubringen. Endlich gelang es ihm, und er röchelte:

„Ein Anfall! Seit Jahren ausgeblieben. Gib Morphium.“

Josefine gab ihm Morphium. Er belebte sich wunderbar schnell, sprach ganz vernünftig, aß und trank und schlief ein.

Die Frau besah die Instrumente auf dem Tische. Sie waren unangerührt; kopfschüttelnd packte sie alles auf und trug es fort. Ihr Buch erschien ohne jene mißratenen Clichés, die übrigen fünfzehn Tafeln waren vollständig gelungen.

Georges fragte nie wieder danach, und sie zeigte ihm das Buch nicht, als es herauskam.

Er sah es dann, als sie in der Klinik war, blätterte darin mit anfangs gleichgültigen, dann aufglimmenden Augen. Als Hermann zufällig darüber zukam, warf er den Band schnell unter das Bücherregal.

Auch das Mikroskop betrachtete er nie wieder.

Josefine hatte die sechs schweren Examenwochen hinter sich; die letzte Stufe war erstiegen — sie konnte nun ihre Praxis ausüben, überall wo sie wollte in ihrem Vaterlande. Eine Art Befreitsein empfand sie, nicht mehr. Zuweilen verwandelte sich dies Gefühl des Losgebundenseins in eine wehe Verlassenheit. Bedauern ergriff sie, daß die Studienzeit hinter ihr liege; rückwärts gesehen erschien sie ihr als die einzige Zeit, wo sie wirklich gelebt. Die größten Schmerzen und die größten

Freuden lagen in diese Zeit eingeschlossen wie Perlen in köstlicher Fassung, und wenn sie sich selber erblickte, wie sie vor diesen fünf und ein halb Jahren gewesen, dann staunte sie über ihre damalige, fast ungestüme Frische. ‚Wie konnte ich das alles auf mich nehmen, damals, unter dem Druck des großen Unglücks! Daß ich nicht erlegen bin, daß ich nicht einmal ernstlich erkrankte, daß ich es durchgemacht habe, und daß ich nun ein ganz selbständiger Mensch bin — wie merkwürdig ist das alles!‘

Und mit wehmütigem Neid sah sie die eben immatrikulierten Studentinnen ins Kolleg gehen. ‚Oh, schöne, schöne Zeit! Nehmt sie wahr! Blickt nicht so geschäftig, nicht so sorgenvoll! Ihr denkt, daß ihr sehr wichtige Personen seid; daß ihr schon viel viel Großes und Schweres arbeitet! Aber ihr arbeitet noch nicht, ihr nehmt nur auf wie das weiche Frühlingsland den warmen Regen. Wann ihr fertig seid, dann — beginnt eure Arbeit. Erst dann. Meine Arbeit beginnt jetzt, und was — was werde ich tun?

Werde da in meinem Sprechzimmer sitzen, froh, wenn mein Warteraum von hilfesuchenden Kranken überläuft? Werde sie hereinbitten, einzeln, feierlich? werde den Gott aus den Wolken spielen, Lebenshoffnung aus meiner hohlen Hand herabsprengen auf emporgerichtete sterbende Elende?

Werde dem an der Armut Leidenden die „kräftige Kost“ des Wohlhabenden verschreiben und nicht die höhnische Träne beachten, mit der er aus meiner Tür hinausgeht? Werde „Ruhe“ verordnen der zwölf Stunden täglich über dem Stickstuhl hängenden Stickerin, für die Ruhe gleich Arbeitslosigkeit und Arbeitslosigkeit gleich Verhungern ist? Werde Wunden flicken, wie man Löcher in den Schuhen flickt, gleichgültig, geschäftsmäßig, in der ruhigen Überzeugung, daß ich die wahren Wunden mit keiner Sonde erreichen, mit keinem Pflaster heilen kann? Werde — oh das allerschlimmste! werde mich einreihen in die Heere der Zufriedenen, der mit dem Bestehenden Einverstandenen, der „mit den gegebenen Tatsachen Rechnenden“? Nein, nur das nicht! nur das nicht! nur das nicht!

Was aber werde ich tun?‘

Und es schien ihr, daß sie von Himmelsflügen heimgekehrt sei, um auf die platte Erde zu fallen und dort Ameisenarbeit zu verrichten, eine von Millionen anderen Ameisen!

Ameisenarbeit! nun denn auch das, wenn es so sein mußte! Aber wenigstens keine schädliche, der Ameisenheit schädliche Arbeit verrichten!

‚Nützlich sein, selbst am Leben bleiben mit meiner Familie, der ich Brot schaffen will und muß, und der Ameisenheit nützlich sein — das ist

fast unmöglich! Aber dann wenigstens nicht schädlich sein. Für mich und die Meinen sorgen und doch nicht schädlich sein! So viel wenigstens!

Ach, und wäre es denn nicht doch auch möglich, ein wenig zu nützen? Hab ich so viel gelernt, so klar gesehen, so tief gefühlt, was schlimm, verderblich, zerstörend ist, und sollte ich kein, aber kein Mittel haben, gegen dieses Schlimme, Verderbliche, alle Kräfte Zerstörende mitzukämpfen?

Was kann ich tun? Ich Ohnmächtige, Einzelne? Der Einzelne kann nichts, nichts ausrichten, und wer sollte mir wohl helfen? Es denkt ja niemand so, wie ich denke.'

Plötzlich tauchte vor ihr wie ein Stern ein schönes Gesicht auf; eine schöne Stirn sah sie über tiefen Augen, und hinter der schönen Stirn wohnten schöne Gedanken. Gedanken den ihren gleich und deshalb schön für sie. Den ihren gleich? nein, tausendmal höher, glänzender, schwungvoller.

‚Damals ging ich auch so ratlos und verzweifelt,' dachte sie, ‚so einsam, allein auf der Erde. Und da kamst du gegangen, und was ich gewollt und ersehnt — in dir fand ich mich selber wieder, nur unendlich viel stärker, besser, reicher! So weit, weit her kamst du, aus einer anderen Welt, aus anderen Lebensformen, und mit dir verstand ich mich, als hätte eine Milch uns genährt. Einer bist du, einer

bin ich — unter all den Millionen — wo sind unsere Freunde? Gewiß — sie sind da! sie warten auf uns! sie stehen hinter der Tür! Ihre Hände sind ausgestreckt, die unsrigen zu fassen! Sie halten kaum den Ruf nach uns auf ihren Lippen zurück! Es wird ihnen schwer, ihre Ungeduld zu zügeln, so wie wir kaum die unsere zügeln können . . .

Soll ich nicht rufen?‘

Und unwillkürlich fast, kaum wissend, was sie tat, begann Josefine den unbekannten Freunden zu rufen.

Sie wollte diese Hände fassen, die sich ihr wartend entgegenstreckten. Sie wollte diesen Augen begegnen, die aus Not und Drangsal des Tages wie aus der Wüste der Einsamkeit die ihren suchten.

Sie wandte sich zurück an jene Fernsten, die sie nur ahnte, nicht einmal glaubte: sie schrieb.

Aber ihrer impulsiven Natur war dieser Weg zu weit, zu lang, und sie fühlte, daß nur die Hoffnungsvollen ihn beschreiten können — jene, die zu warten wissen, denen die Sehnsucht nach dem Echo der Gefundenen nicht sofort erfüllt werden muß, und die ohne dieses Echo sterben. Nein, unmittelbarer als mit der Feder, mit ihrer eigenen Stimme wollte sie die unbekannten Freunde erreichen, zusammenrufen, mit ihren eigenen leiblichen

Ohren den klagenden oder begeisterten, nicht durch sie, aber mit ihr begeisterten Widerhall hören.

‚Und dann, wenn wir viele geworden sind — wer weiß! vielleicht können wir doch gemeinsam etwas tun, etwas — etwas tun!‘ dachte sie, und es schien ihr, als weiche die zehrende Unruhe von ihr, die sie keinen Augenblick mehr verließ ... ‚Etwas tun ... ach!‘

* *
*

Helene Begas brachte eine deutsche Zeitschrift mit; sie war ganz aufgeregt, zwischen Ärger und Vergnügen.

Beim Mittagessen, nach der Suppe, schlug sie auf und las:

„‚Gelehrte Weiber und geprellte Ehemänner!‘ Nun — klingt nett, nicht wahr? vielverheißend! Und wahrhaftig, ich sage euch, — der Titel ist so anlockend — massenhaft wird die Nummer gekauft! Wenigstens zwanzig Studenten standen am Kiosk: ‚Mir auch ‚Gelehrte Weiber‘, bitte mir ‚Geprellte Ehemänner‘‘ — so ging es in einem fort! Nach dem Inhalt fragte kein Mensch, es war nur der Titel. Huh, war ich wütend! Diese Burschen da! Dies Gegrinse und Gewieher! Ich glaube, was von schlechten Elementen in Zürich studiert, drängte sich zu dem Kiosk, ich war das einzige

Frauenzimmer. Wie Butter an der Sonne fühlt ich mich."

„Was ist's denn? was Witziges und Nettes?" fragte Josefine, lächelnd über Lenis Eifer.

„Witzig keine Spur," schrie die Mathematikerin, „immer das Gewöhnliche! Wenn sie noch Geist hätten! Aber das ist wirklich die Strafe des Himmels — sobald einer sich verleiten läßt, dies Thema anzupacken — gleich verläßt ihn, was er etwa an Geist besitzt, und nur Bosheit bleibt und Plattheit!"

„Warum sind Sie so aufgeregt?" Bernstein öffnete seine Augen, so weit er konnte, „scheint es mir, daß dieser Herr Verfasser nicht sehr gefährlich sein kann."

„Bosheit und Plattheit nicht gefährlich?" Helene schlug die Hände zusammen. „In welcher Welt leben Sie, Bernstein? Unermeßlicher Schaden geschieht durch solche boshafte platte Darstellungen! Alle Esel wiehern Beifall, fühlen sich gehoben und gestärkt in ihrer Eselhaftigkeit!"

„Halten Sie den Verfasser auch für einen Esel?" erkundigte sich Georges, mit seinem Löffel spielend.

„Wer ist der Verfasser?" fragte gleichzeitig Bernstein.

„Ich weiß nicht; er unterzeichnet Strindberg jun. Na, das ist nun eine Unverschämtheit mehr, Strindberg hat doch Geist, aber dieser Junior ist nur

platt! wie eine Scholle, sag ich Ihnen. Hören Sie mal 'ne Probe.“ Helene las vor:

„Ein bewußter Schwindel ist dieses sogenannte Streben nach Gleichberechtigung der Geschlechter. Die Weiber wünschen durchaus keine Gleichberechtigung, sobald es sich um unbequeme oder schlecht bezahlte Arbeit handelt. Sie wünschen nur die bequemste, angenehmste und am besten honorierte Arbeit an sich zu reißen. Diese Arbeit ist ohne Zweifel die Arbeit des Gelehrten, und darum wollen die Weiber plötzlich alle gelehrt werden. Sie haben mit ihrer bekannten Schlauheit entdeckt, daß es sehr angenehm ist, Arzt zu sein, eine Vorzugsstellung zu besitzen und gute Honorare zu beziehen. Die Folge ihrer Entdeckung ist nun ein Zudrang zu dem medizinischen Beruf. Gleichberechtigung! schreien sie, aber sie meinen Herrschaft. Was soll der gleichberechtigte Ehemann der Medizinerin tun? Nun, die gelehrte bessere Hälfte wird ihm vielleicht erlauben, Wasser zu tragen und ihr die Hände zu waschen, wenn sie aus der Klinik kommt. Das heißt dann sehr hübsch Arbeitsteilung. Kein emanzipiertes Weib drängt sich jemals dazu, Kaminfeger zu werden oder Kloakenputzer: vor dem Ofenruß oder der Abfalldohle macht das Streben nach Gleichberechtigung sofort Halt! Hier fordert auch die emanzipierteste Emanzipierte keine Arbeits-

teilung, sondern höchstens eine Teilung des Lohns mit dem Manne. Mag er doch in das heiße schwarze Kaminloch hinaufklettern, mag er doch in die übelriechende, miasmatische Grube hinabsteigen — das Weib wird derweil gemächlich zu Hause bleiben, mit der Nachbarin schwatzen und lästern und in Süßigkeiten und unnötigem Putz das schwer erworbene Geld des Ehemanns verhausen. Ein junger Landwirt kurierte sein für Gleichberechtigung schwärmendes Eheweib auf ebenso leichte wie nachahmenswerte Weise. Er weckte sie des Morgens um halb vier aus den süßesten Emanzipationsträumen. Sie erschrak sehr, die Tochter aus besserem Hause. „Jesis Gott, was fällt dir ein, mich so früh aufzuwecken?‘ sprach sie. ‚Stand uf,‘ sprach er, ‚nimm die Kälber, führ sie auf den Berg, ich will jetzt eine Gleichberechtigung eintreten lassen.‘ ‚Ach, du mein Spaßvogel!‘ sprach das Weib. Da warf er sie zum Bett hinab und prügelte sie zur Tür hinaus. ‚Spaßvogel hin, Spaßvogel her! Hier wird nicht gespaßt, hier wird Gleichberechtigung durchgeführt.‘ Das Weib wollte nicht, wehrte sich und schrie: „Ich kann das nicht.‘ ‚Aber ich kann das? denkst du, Weib, denkst du? ich kann alle Tage um halb vier Uhr aufstehen oder um drei? Marsch, Gleichberechtigung, führe die Kälber auf den Berg!‘ Und der Mann prügelte sie in den

Stall hinein, wo die jungen Kälber dem Morgen entgegenbrüllten. Und er lachte sehr und sagte: ‚Man muß euch Weiber zur Gleichberechtigung zwingen, ihr versteht sie falsch!‘ So belehrte ein kluger Mann sein törichtes Weib, und von da an hatte er Ruhe vor ihr."

„Ech!" unterbrach Bernstein, „wozu lesen Sie! lassen Sie das!" Er betrachtete den Knaben Hermann, der begierig zuhörte und die Erzählung einzusaugen schien.

„Chaibeluschtig! Weiter," sagte der Bub und seufzte vor Genuß.

Georges warf den Löffel klirrend auf den Teller, ein fleckiges Rot spielte auf seinen blanken Backenknochen.

„Gesunde Auffassung, scheint mir," sagte er mit einem bösen Lächeln, „was haben Sie an dem Essay auszusetzen, Damen?"

„Essay! lieber gar!" Helene warf das Blatt hin und schüttelte sich vor Lachen. Hermann griff sofort nach der Zeitschrift; seine Mutter nahm sie ihm aus der Hand, so heftig, daß sie zerriß.

„Dummheiten, Bub, nichts für dich!" sagte sie mit finsterem Gesicht, „wenn du lesen willst — es gibt so viel Gutes." In Hermanns Augen stiegen Zorntränen auf.

„Ich will das lesen," sagte er, zu dem Vater

gewandt, in dessen Gesichtsausdruck er Billigung, ja Wohlgefallen suchte und fand.

Josy zerriß das Blatt mit der ihr eigentümlichen Heftigkeit in kleine Stücke, die sie in den Kohlenkasten warf.

„Fühlst du nicht, Bub, daß hier Häßliches ist?“ sagte sie verwundert und bekümmert, „roh und dumm ist die Erzählung! Mach deine Augen auf, Hermannli, wirst sehen, daß die Frauen überall mit ihren Händen schaffen, gleichviel ob die Arbeit angenehm ist oder nicht. Das Schreiberhirn stellt sich dumm, so, als ob es nur faule Weiber gäbe, und derweil sind schon alle Fabriken voll von arbeitenden Frauen. Und in den Familien —“

Sie vollendete nicht, denn Hermanns gleichgültige verbissene Miene brachte sie aus der Fassung. Er hatte die Hand auf seines Vaters Arm gelegt, — der innere Zusammenhang zwischen diesen beiden ging ihr blitzartig auf. Ein Gefühl, das fast Entsetzen war, drückte ihr auf dem Herzen. „Hermann!“ schrie sie auf, schrill', außer sich, „komm hierher! höre!“

Georges blickte groß auf, mit zurückgeworfenem Kopfe; er lehnte sich gegen den Knaben mit der Schulter, als ob er ihn verdecken, schützen wolle.

„Er ist wohl auch *mein* Sohn, oder — könnt ihr gar am End auch das schon ohne uns, ihr

Herrscherinnen von heute?“ Sein spöttisches Zischeln ging in Gelächter aus.

Josefine schloß wie betäubt die Augen, in ihrem Kopfe sauste und hämmerte das Blut — das — das — ging ja nicht, so ist es ja schlecht! Man wird sich also jetzt hier streiten, so — streiten, — und sich vergessen wird man, — Dinge sagen, o pfui! was für Dinge! Und das schadenfrohe Blinzeln in Hermanns matten Augen, das soll sie — sie ertragen?

Sie zwang sich zu einem lauten Lachen, das sie alle aufschauen machte. „Oh, Hermannli, wie bist du angeführt,“ rief sie, „der Vater scherzt, und du verstehst nichts! Komm, mach, schieb! hinaus! es schneit! der erste heurige Schnee! frühzeitig, gelt? Und die Geranien sind noch draußen. Der Schnee bringt sie um. Lauf, Hermannli, spring, die Geranien heraustun!“

Sie verließ mit den Kindern das Zimmer — ohne Hut ging's in das schmale Gärtchen, der nasse Schnee kühlte ihre heiße Stirn. Hinter ihr ging der Streit fort — mochte er fortgehen, Bernstein und Helene würden ihre Meinung schon allein verfechten.

Der Knabe mußte die Pflanzen aus dem Boden heben, der sich mit leichtem, weißem Anflug bedeckte; Rösi holte Scherben herbei, füllte sie halb

mit Erde, Josefine setzte die Geranien hinein. Sie blühten noch reich, rosa, leuchtend rot und purpurn, die Wurzeln hatten sich tief und weit verbreitet.

Der Knabe tat gehorsam, aber mürrisch seine Sache; als eine Viertelstunde vergangen war, überließ Josy die Kinder sich selbst. Sie hatte ja zu tun. In kurzem war dann Sprechstunde, und sie nahm alles streng gewissenhaft: kein Fall, den sie nicht nach der Konsultation reiflich bearbeitet hätte. Das Nachschlagen und Studieren kostete schon so viel Zeit, daß sie hier, im Herbstschnee, zwischen den Kindern', bereits mit ihren Gedanken bei der Arbeit war. Aber das wunde Gefühl, das sie hinausgetrieben, erwachte neu, als sie vor ihren Büchern saß.

‚Was kann ich wirken, ich, deren Einfluß nicht einmal bis zu meinem eigenen Kinde reicht?‘ Sie sah sich selbst im Spiegel beim hastigen Vorbeigehen und erschrak vor ihrem traurigen, versonnenen Grüblergesicht.

‚Zu wenig Liebe!‘ dachte sie, ‚ja, das ist's, was mir fehlt! Ich habe nicht Liebe genug! Einen liebe ich! Einem habe ich alles gegeben, für die anderen bleibt nichts.‘

Verzweiflung ergriff sie.

‚Nichts geblieben! Nichts. Mein Herz ist eine Wüste! Wenn ich den Buben liebte, dann liebte

er auch mich, dann horchte er auf meine Worte, nicht auf seine, dann hätte ich ihn nicht verloren.‘

Die Tür nach Helenes Zimmer stand offen, ein matter Tagesschein lag auf dem geflüchteten Bilde, auf dem Répinschen Bilde, hob die zurückgebäumte Gestalt des Jünglings im roten, zerfetzten Hemd aus allen anderen heraus.

Josefine heftete ihre Augen auf das Bild, sehnsüchtig, hilfesuchend bei den Hilflosen. Sie sehnte sich nach den glühenden Tränen, die sie beim ersten Erblicken des Bildes vergossen. Damals hatte sie gefühlt. Damals hatte sie gelebt. Ihr war so hohl, so ausgetrocknet jetzt.

‚Nie wieder werd ich so weinen,‘ dachte sie, ‚er hat alles mitgenommen, auch meine letzten Tränen.‘ Und sie staunte mit zitternder Seele, was ihr Leben hätte sein können . . .

Rösi guckte herein, rosig von der Luft. „Wir haben alles fertig gemacht! Komm und sieh, Mamme! es sind fünfzehn Töpfe, du mußt kommen.“

„Nein, nein, Liebling, später, ich habe nun zu tun.“

Das Kind schlich näher, lauter Bitte und Vorwurf. „So will ich bei dir sein, Mamme.“

„Du weißt doch, ich habe zu schaffen, Kind.“

„Bitte, Mamme!“

„Sieh, Rösi, das ist so: die kranken Leute

kommen, ich soll ihnen helfen. Aber ihr Leiden ist sehr verschiedenartig, und ich bin noch nicht sehr geübt. Also, weißt schreib ich mir vieles auf in dieses große Buch, weißt was die Kranken von ihrer Krankheit sagen, und nachher muß ich dann in meinen Büchern suchen und vervollständigen, was sie gesagt haben, um ein ganzes Krankheitsbild zu bekommen. Verstehst du das?"

Rösi nickte und seufzte. „Laß mich meine Aufgabe bei dir lernen, Mamme, ich will ganz still sein."

„Mein Rösi, sieh, das geht nicht. Wenn du bei mir bist, mein Schatzeli, dann seh ich immer nach dir hin, und dann vergeß ich, was ich nachschlagen will, verstehst? Und dann kommt bald die Sprechstunde."

Das Kind schmiegte sich fest an die Mutter, wollte nicht loslassen. „Ach nein, Mamme, nein! Du hast mich ja doch viel, viel lieber, Mamme, warum —"

„Lieber als wen?"

Josefine begann leicht mit der Linken in dem vor ihr liegenden Buche zu blättern.

Das Kind stürzte sich auf diese Hand wie ein wildes Tierchen, küßte und schlug sie, schob das Buch weit zurück; war ganz ungebärdig.

„Lieber als die ganze Welt!" schrie sie, böse und weinerlich.

Die Mutter zitterte, küßte lächelnd die feuchten, zurückgebogenen Wimpern über den weichen Bäckchen. „Ja, und nun?“

„Und warum bekümmerst du dich immer um die anderen, Mamme?“

„Um welche anderen?“

„Die du nicht so lieb hast, wie mich, Mamme! Sitz lieber so mit mir!“

Josefine stutzte, nachdenklich schwieg sie, fühlte Röslis heftigen Herzschlag. „Auch mit denen, die man am liebsten hat, sitzt man nicht den ganzen Tag Arm in Arm,“ sagte sie endlich lächelnd.

„Oh doch!“ warf das Kind ein, „drüben ist ein Brautpaar, die sitzen immer so!“ Das liebliche Gesichtchen errötete verschämt. Eine Frühreife lag um den schwellenden, leicht aufgeworfenen Mund mit der kleinen, runden, purpurroten Unterlippe.

Die Mutter betrachtete sie eine Sekunde lang überrascht.

„Ein Brautpaar?“ sagte sie mechanisch, „und das hast du —“. Die dunklen Kinderaugen mit ihrer bodenlosen, spiegelnden Tiefe verwirrten sie. „Gelt, das sind närrische Leut!“ sagte sie ernst und schob die Kleine leicht hinweg.

„Oh nein!“ summte Rösi kopfschüttelnd, errötete heftig und besah ihre Schuhspitze. „Ich werde auch eine.“

„Was wirst du?"

„Eine Braut!" Ihr Schelmenlächeln war so lieblich, daß Josefine sie an sich zog.

„Oh, du mein dummes Maitli," sagte sie und kniff Röslis weiches Ohrläppchen zusammen, „wir wollen schon sehen, was du wirst! Ein starkes, gutes Mädchen, Schatzeli, das ist einmal die Hauptsach. Geh! geh! bis aufs Wiedersehen."

Schon während der letzten Worte hatte Josefine wieder nach dem Buch gegriffen, und noch ehe das Kind zur Tür hinaus war, schien seine Gestalt und sein Gesicht halb undeutlich zu werden und aus ihrem Bewußtsein zu schwinden.

Sie vertiefte sich in ihr ärztliches Journal, immer von Furcht vor dem Gestörtwerden beklemmt; als es draußen lebhaft wurde, stand sie auf und verriegelte ihre Tür.

Aber dann, als sie sich wieder zu ihren Studien setzen wollte, kam ihr blitzartig ein anderer Einfall.

Sie nahm einen Briefbogen und schrieb mit ihrer großen, eckigen Handschrift:

„Lieber Georges!

Arbeite nicht gegen mich bei den Kindern!"

Den Bogen steckte sie hastig in ein großes Kuvert, schrieb darauf: „Herrn Dr. Georges Geyer", dazu die volle Adresse und klebte eine Marke darauf.

Dann legte sie das beiseite wie einen Sack, in

den man seine Sorgen verpackt hat, und den man nun versenkt in die Tiefe.

Wieder kamen die Bücher an die Reihe, aber nicht lange. Das Wartezimmer füllte sich, die Sprechstunde begann. — Josefine hatte Glück mit ihren Patientinnen: jede von ihr behandelte schickte ihr neue zu. Es gab Arbeit die Fülle.

* * *

Am nächsten Tage brachte die Post einen Brief für Josefine, den sie mit gepreßten Lippen in Empfang nahm. Sie kannte die Handschrift.

Der Brief war nicht viel länger als der ihre. Er lautete:

„Liebe Séfine!

Auf deine Zuschrift in Lapidarstil habe ich nur eine Antwort: dein Wunsch ist mir Befehl.

Gehorsamst

Georges Geyer,

Doktor der Medizin, approbierter Arzt außer Diensten.“

Als die Frau diese Zeilen gelesen, glaubte sie ein Hohngelächter um sich zu hören. Sie verbrannte den Brief und verwünschte ihre Torheit, ihn herausgefordert zu haben.

Dann betäubte sie sich durch Arbeit, bis sie von nichts mehr wußte, an nichts mehr dachte, als was der Tag und die Stunde von ihr als Ärztin forderten. Mitten in dieser Betäubtheit empfand sie zuweilen selbst eine Art Behagen, fast Schadenfreude. ‚Da sitzt er und möchte mich ärgern und quälen, aber alles gleitet an mir ab. Ich bin sicher vor allem. Diese Tagesaufgabe ist wie ein Wall um mich herum.‘

Es gab Böses genug außerdem.

Laure Anaise folgte ihr eines Abends in ihr Zimmer, fiel ihr schluchzend um den Hals und bat, sie wegzuschicken.

„Nein, nein! aber was denkst du auch,“ eiferte Josefine erschrocken, „sollen wir dich entbehren? sollen die Kinder ganz verlassen sein?“

„Laß mich fort, Josy — mußt es mir nicht zu schwer machen,“ weinte das Mädchen, „bleiben kann ich emal nimmer.“

„Und warum nicht?“

Laure Anaise ließ den Kopf hängen. „Er hat nichts zu schaffen, und — und —“

„Wen meinst du, Laure?“ stammelte Josefine erbleichend.

„Laß mich fort!“ wiederholte das schöne Kind mit sprühenden Augen, „du bist blind, aber mir ist's verleidet, seit daß er im Hause ist.“

Josefine ließ sie aus den Armen. „Ich weiß nicht, was du meinst," sagte sie kühl, „wenn du gehen willst. Laure Anaise, wenn es dir verleidet ist, so geh."

Das Mädchen begann zu weinen. „Ich kann ja nicht dafür, Josefine, frage nur das Fräulein Leni und den Bernstein, die werden dir's schon sagen."

„Also —," machte die Frau, „also — wann willst du fort?"

„Nun bist du noch taub*) worden, daß ich's Maul auftue!" rief das Mädchen, „und recht hab ich doch!"

Josefine betrachtete sie schweigend. „Wohl! wohl! sie werden alle gehen! Einer nach dem anderen! Alle meine Freunde, alle die mir lieb sind . . ."

„Gott im Himmel weiß —", fing Laure Anaise an.

Unmutig seufzend wandte Josefine sich ab, winkte mit der Hand. „Geh, wenn du gehen willst. Was hab ich dir zu bieten?"

Das schöne Mädchen strich sich die schwarzen, krausen Haare aus den Augen. „Descht unrecht, Josy", machte sie schluchzend, „weißt 's, wie gern ich blieb."

---

*) Zornig.

Josefine warf wieder die Arme um sie. „Laure! Laure! Kind! wie hab ich mich gefreut, als du zu mir kamst! geh nicht von mir! bleib, Laure, bleib bei mir!“

Laure weinte still, den Kopf auf Josys Schulter. „Du magst ihn nimmer, Josy,“ flüsterte sie mit ihrer rauhen Stimme, „Jesis Gott, ich mag ihn auch nit, aber er plagt mich und streicht mir nach.“

Wieder schob Josefine sie weg. „Du träumst, Kind — aber wenn du so widrige Dinge träumst, dann ist es besser, fortzugehen. Es ist das einzige.“ Sie wollte das Mädchen küssen, und Laure Anaisens Mund kam ihr entgegen, aber plötzlich schüttelte sich Josy und küßte nicht. „Du warst mir sehr lieb. Ich bin dir ewig dankbar,“ murmelte sie mit trockenen Lippen, kalt und tonlos. Und dann belebte sie sich und wurde freundlich-fremd. „Nimm deine notwendigsten Sachen, Kind, und fahre noch heute zu deiner Mutter. Ich schreibe ihr, daß du Erholung brauchst. Dein Gepäck send ich nach. Für eine gute Stellung werd ich dir Sorge tragen. Ja, ja — so ist alles geordnet, nicht wahr? Alles recht, gelt du?“

Laure Anaise sprach nicht mehr; nickte nur zu allem und weinte. Sie fühlte sich von einer starken Hand gefaßt, die sie hin und her schob, und sie hatte nun keinen eigenen Willen mehr.

Einmal nur, während sie ihre Habseligkeiten zusammenpackte mit Josefinens Hilfe, die sie nicht mehr aus den Augen ließ, schrie sie plötzlich auf, daß man sie fortschicke.

Josefine antwortete mit einem traurigen Lächeln: „Fortschicken nicht, nur schützen! Sage du wie ich, Laure Anaise, weiter bitt ich nichts.“ Ihre Stimme wurde warm und eindringlich, während sie noch einmal zu ihr trat: „Sprich nichts von — hörst du? Es ist so schwer ohnehin, Laure! Sei treu, Kind, du schonst mich, wenn du — ihn — schonst.“

Laure Anaise blickte sie wild an, verstand nichts. Aber sie beugte sich vor Josefine und versprach alles.

Sie verließ das Haus, bevor die Kinder aus der Schule kamen. Rösi war außer sich — alle anderen nahmen die Nachricht, daß Laure Anaise dringend der Erholung bedürfe, und daß sie deshalb zu ihrer Mutter gereist sei, mit vielsagendem Schweigen auf . . . .

Georges pfiff einen Gassenhauer.

* * *

Der alte, knorrige Birnbaum neben dem Hause „Zum grauen Ackerstein“ ächzte leise in stürmischen Winternächten. Wie auf einer Klippe stand das

bebende, umtobte Haus frei und jedem Wetter zugänglich.

„Nun erbarmt er mich wieder,“ seufzte Josefine, wenn sie Georges' rastloses Auf- und Ablaufen hörte.

Einmal, an einem Sonntagmorgen, ging sie zu ihm hinein.

Er saß in einem pelzgefütterten, alten Mantel, den er zuweilen ehemals auf Überlandfahrten getragen, am Fenster, auf einem niederen Hocker, die Knie heraufgezogen, den Kopf an die Fensterbrüstung gedrückt, den Mund offen, als schreie er verschmachtend.

‚So saß er als Gefangener,‘ dachte sie beim Eintreten, und ihr Herz wurde weich.

„Nun, Georges,“ sagte sie befangen und ungewöhnlich sanft, „hast du kalt? was machst du jetzt?“

Sein Blick war leer, schweifte von dem Fenster zu ihr und dann über die Wände.

„Ausgezeichnet,“ murmelte er schläfrig, „wie immer.“

„Du bist nicht zum Kaffee gekommen,“ begann sie, näher tretend.

Er verbeugte sich tief, ohne aufzustehen: „Danke, merci, madame. Meine verehrte Gebieterin ist immer huldreich. Ich liege hier wie ein zerrissener Lappen, und das Weib kommt, sich zu weiden.

Tut den alten Koffer auf, blickt hinein: ‚Lieg nur da, Lappen! lieg nur! Die Schaben wollen auch etwas!‘ Ja, ja.“ Er schüttelte den Mantel, es stäubte von Wollflecken und zerfressenen Haaren. „Wir sind mottenfräßig, ja, ja.“

Josefine setzte sich auf einen Stuhl. Das Zimmer mit dem vor Hitze surrenden Eisenöfchen, mit den unordentlich umhergestreuten Kleidern, mit der bestaubten Drehbank und dem verkommenen Bewohner, der hier vor Luftmangel zu sterben schien, angeklebt an die Scheibe wie eine der grauen Motten — all dieses erschien ihr plötzlich so schrecklich, so anklagend, so unnatürlich in ihrem Hause, da, zwischen ihr und den Kindern, daß sie sich wie träumend, und von einem Traumdruck beklemmt, die Augen rieb und flüsterte: „Ach, warum auch hier? Wir wollen unter Menschen gehen, hörst du? heute noch, Georges!“

Er legte die Hände schützend auf knisternde Papiere, schob das Tintenfaß gegen die Scheibe, daß sie erklirrte, und lächelte höhnisch.

„Du schreibst?“ sagte sie aufspringend, „hier auf dem Fensterbrett ist's ja so unbequem! Nein, das geht nicht länger! das soll gleich —“

Ein reuevolles Bedauern, das ihr fast den Atem raubte, machte ihr Gesicht jung und gütig. Sie sprang auf mit einer Gebärde, als wolle

sie gleich, in diesem Augenblick, alles zurechtrücken, einrenken, als suchte sie nur, wo zuerst anzufangen sei —

„Bist du nicht in deinem Hause, Georges? Bist du nicht Herr?" rief sie bittend, und sie fing an, von den Gründen zu reden, weshalb er hier jetzt so eingeschränkt sei, fing an, sich zu entschuldigen. „Diese plötzliche Rückkehr, Georges, ich konnte nichts vorbereiten, und dann ist es so geblieben . . . Ich bin so überhäuft, dazu ist jetzt —"

Sie brach erschrocken ab; der Name, der ihr fast auf den Lippen schwebte, sollte nicht gesprochen werden.

„Also du schreibst?" sagte sie nähertretend, „wir wollen dir einen Tisch hereingeben, hörst du —"

Er spie seitwärts auf den Boden, schien sie nicht zu beachten. Er machte sich beständig mit den Papieren zu tun, die er zum Teil unter den Mantel steckte.

Auf einmal blickte er sie schief an, lachte mit einem blechernen Ton und murmelte etwas von Komödie, die sie hier tragiere. „Herr bin ich? Wie ungewöhnlich witzig heute morgen! Ach, du! du! Ja, es kommt einmal eine Abrechnung," schrie er ihr zu, daß sie zusammenfuhr, „es kommt! es kommt der Tag!" Die Wut blinkte ihm in Tränen aus den Augenwinkeln, er konnte sich nicht mehr

zurückhalten. „Dies irae, dies illa!“ rief er mit pathetischer Gebärde, „ihr Weiber von heute — wahrhaftig, zu viel nehmt ihr euch heraus! Warte nur, bis die schreckliche Stimme aus der Tiefe der Gräber erklingt; wann deine gottlose Überhebung zerplatzt vor dem Hauch des Ewigen — Weib! Weib! was wirst du ihm antworten?“

Josefine sah seine wutzitternden Adern auf der Stirn, seine nassen Augen — sie fühlte, daß er schwer litt in diesem Zustande, und sie sehnte sich, etwas zu seiner Erleichterung zu tun. Aber sie wußte auch, daß es ihre Anwesenheit hier war, die ihn in diesen Zustand versetzt hatte, und so ging sie, ihn mit traurigen Blicken fixierend und unwillkürlich schwer aufseufzend, nach der Tür.

Augenblicklich sprang er ihr nach. „Nur über meine Leiche!“ keuchte er, die Zähne weisend wie ein wütender Hund, sinnlos, zu jeder Gewalttat bereit.

Aber die Frau empfand keine Furcht, nicht an sich dachte sie. „Laß die Tür,“ sagte sie bestimmt, „ich hole dir etwas, du bist — sehr — krank — Georges.“ Und während sie diese Worte, einzeln nacheinander, wie ebensoviele Dolchstiche in ihn hineinbohrte, legte sie ihre starke und geschmeidige Hand auf seine Schulter, die unter ihrem Druck entwich, zusammenknickte wie morsches Lattenwerk.

„Erbarme dich! erbarme dich!“ schrie er auf

und stürzte in die Knie, die Hände in ihr Kleid verkrampft, so daß es zerriß.

„Séfine, Weib, vor Gott dem Allmächtigen und nach menschlicher Satzung mein Weib — das heißt meine Untergeordnete, meine Dienerin, widerstrebe nicht!“ kreischte er vom Boden auf.

Sie befreite sich endlich, schlug seine Hände zur Seite wie die eines lästigen, sich anklammernden Kindes, wortlos, furchtlos, ohne auf seine Worte zu hören; zuweilen huschte ein ganz unwillkürliches Lächeln über ihr gespanntes Gesicht, weil sie so stark war.

Er rollte auf dem Boden rückwärts in einer Flut von Papieren, die sich aus dem zerfetzten Pelzmantel ergoß.

„Hätte ich nur dich nie gesehen,“ wimmerte er, „mein Unglück bist du! meine Schande! Solch ein Weib muß jeden Mann ruinieren! Ach, ach, mein Kopf! mein Herz! Nimm mich wieder auf, hörst du? Warum erbarmt's mich noch, daß ich sie nicht totschlage? Gib einem Manne, was ihm gehört! Sein Weib und die anderen Weiber! Ist ja nicht der Wert, darüber zu reden! Vom Teufel erdacht! vom Teufel gemacht! Uh! Meine Ohnmacht!“ Er begann den Boden zu schlagen.

„Halt!“ rief Josefine, nach einem aufwirbelnden Papierblatt haschend, „was ist doch das?“

Sie hatte die Überschrift gelesen, die ihr schon so bekannt war. Von den „Gelehrten Weibern und geprellten Ehemännern" war bereits die vierte Fortsetzung erschienen; man sprach schon in der Stadt darüber, andere Zeitungen brachten Erwiderungen, der pseudonyme Verfasser wurde heftig angegriffen, noch heftiger verteidigt. Hier sogar, im Hause „Zum grauen Ackerstein", hatte es lachende Debatten gegeben über diese Herzensbekenntnisse eines Verschmähten, dessen possenhaft frivoler Ton immer mehr in ein hallendes Pathos übergegangen war, und dessen wunderliche Zitate aus unbekannten Büchern auf einen klugen Schalken zu deuten schienen, der nichts als eine Mystifikation bezweckte und vielleicht am Schluß, nachdem er alle Gegner des Frauenstudiums hervorgelockt, mit Pritschenschlag und Nasendrehen hinter der Maske hervorspringen werde.

Und nun?

Nun hielt Josefine das Manuskript in der Hand, und der auf dem Boden kauernd sinnlose Worte ausstieß — Worte, die auch in jenen Artikeln vorkamen — Georges war der Verfasser!

Ihr war, als habe sie einen Stich in die Ferse erhalten — die Schlange, die sich vor ihr feige zischend krümmte, hatte doch zugebissen.

Georges der Verfasser!

Sie blickte auf das lange und breite Blatt in ihrer Hand, viel korrigiert, viel durchstrichen, bedeckt mit Georges' verschnörkelten, pomphaft geschwollenen Schriftzügen. Es stand ihm zu Gesicht, dieses Blatt, es paßte zu der verzerrten Larve, die, halb Angst und halb Triumph, zu ihr in die Höhe starrte.

Sie warf es heftig von sich, ihre Geduld, ihre Überlegung verließ sie.

Hier war Schande, und die Schande traf sie mit.

Sie schrie laut auf.

„Du! Du! hast du Grund? gerade du? Was für ein Mann! Ach, gemeingefährlich! ach ja! Solche Dinge schreibst du? du? Solche Dinge sagst du anderen, die dumm und roh sind! Oh, ich schäme mich! ich schäme mich für dich!"

Wie eine Flamme der Verachtung war ihr Gesicht, die Augen groß offen, die Nüstern gebläht . .

„Dazu mißbraucht er seinen Verstand! Schande!"

Und sie stürzte hinaus, ohne sich nach dem umzusehen, der mit angehaltenem Atem, bebend vor ihrer Verachtung und gestachelt von Schadenfreude in seinem mottenfräßigen Pelzmantel im Winkel lag, ein ewiger Gefangener seiner haßvergitterten, maulwurfblinden Seele.

* * *

In den Tagen tiefer Niedergeschlagenheit und quälenden Brütens über diese neue schlimme Entdeckung fand die bedrängte Frau nur eine Zuflucht — ihren Beruf.

Wie zuvor zum Studium, so flüchtete sie nun zu ihren Kranken. Was für ein Segen wurde für sie diese nervenerschütternde, opferfordernde, oft so aussichts- und fruchtlose Tätigkeit! Hier fand sie sich selbst wieder. Hier allein.

Zu Helene hatte sie nicht kommen mögen mit ihrer Bedrängung; sie fürchtete Helenes rein verstandesmäßiges Urteil.

Sie schämte sich vor ihr, schämte sich auch vor Bernstein. Es kam ihr in solchen Momenten zum Bewußtsein, daß er einem anderen Volke angehörte. Er würde lachen und sagen: „Sehen Sie, was diese Deutschen machen! (Den Unterschied zwischen Deutschen und Schweizern beachtete er niemals!) Wir in Rußland sehen so etwas nicht, nie in der Welt.“

So gerecht und menschlich gut er sonst dachte — über seine Vorurteile konnte auch er nicht hinaus.

Und wenn ihre flehenden Gedanken sich zu Hovannessian wendeten, dann, ja auch dann überkam sie Beschämung. Wäre er noch hier gewesen — auch ihm hätte sie ihre Wunden nicht entblößen können, das fühlte sie. Ihre Wunden, ihre eigenen

Wunden, denn was der unglückliche Georges auch verbrach — sie trennte sein Tun nicht von dem ihren.

Es schien ihr, als hätte der Mann, den sie anbetete, den sie so hoch über sich fühlte, sie mit verachten müssen für diese schmählichen Sudeleien gegen die Frauen. Dieser Georges, den sie einmal gewählt, den sie einmal geliebt — er zeugte gegen sie, so schien es ihr.

‚So schwach war ihre Seele, so wenig Einfluß verstand sie zu üben, so wenig Achtung zu erzwingen, so wenig Liebe zu säen und zu ernten!‘

Und sehnsüchtig und gierig trank sie den seltenen Dank ihrer Kranken, denen sie geholfen, freute sich jedes freundlichen Lächelns einer Patientin, drückte wieder und wieder die Hand, die ihre gedrückt.

‚Georges hat mich nie gekannt und wird mich niemals kennen,‘ dachte sie, ‚Hermann fürchtet mich und hintergeht mich, für mein Rösli selbst bin ich unverständlich — aber die Kranken, die ich behandele — die kennen mich!‘ Und es scheint ihr, daß diese fremden Mädchen und Frauen, die in ihre Sprechstunde kommen, sofort Vertrauen zu ihr gewinnen, daß sie ihr weder ihre Ängste noch ihre Verirrungen verbergen, daß sie ihre Tränen und ihre Hoffnungen vor ihr zeigen, und daß sie

hier, hier unter den Leidenden Verständnis findet für ihre Hingebung, für ihre Bereitschaft, für die Liebe, die ihr Lebenselement ist.

Und es mehren sich die Augenblicke, wo sie sogar die Überzeugung fühlt, etwas Gutes, Nützliches, bisher von keiner anderen Hand Geleistetes oder zu Leistendes zu vollbringen. Diese Mädchen und Frauen, die zu ihr, der Geschlechtsgenossin, kommen mit ihrem Vertrauen, früher und unbefangener als zu dem Geschlechtsfremden, vor dem die natürliche Schamhaftigkeit jede Unverdorbene zurückbeben läßt — die sie von Anfangsleiden heilt durch sorgsame und leichte Eingriffe und so vor drohendem Siechtum bewahrt, das der Vernachlässigung folgt, — die sie durch schwesterliche Ratschläge — Weib zum Weibe — stützt, leitet, anfeuert, erhebt, mit dem Gefühl ihrer Menschenwürde und ihrer hohen Verantwortung erfüllt — darf sie sich nicht sagen: ‚diesen habe ich Gutes erwiesen? Und vielleicht nicht ihnen allein, vielleicht auch ihren Kindern! Vielleicht wird hier etwas von mir bleiben, eine leichte und doch unverwischbare Spur meines Lebens, meines Einflusses, und nicht ganz, nicht ganz werde ich verschwinden, wenn ich verschwinde . . .‘

Und mit Inbrunst und bis zu völliger Erschöpfung gab sie sich ihrem ärztlichen Berufe hin, in dem sie ein neues Leben gefunden für das alte,

aufkeimend zwischen den Trümmern ihres persönlichen Glückes und stark und grün überwölbend, was Schutt und Staub geworden war ...

* * *

Aber nicht immer rauscht der grüne, dornige, herb duftige Baum über ihr — das Nagen und Bohren in ihrer Seele schweigt nicht immer.

Allen Ernstes: es ist eine Schande, daß unter ihrem, ihrem Dache Schmähschriften gegen die Frauen geschrieben und in die Welt geschickt werden. Darf sie das dulden?

Darf sie, deren leidenschaftlicher Wunsch, deren zielvolle Tätigkeit dahin geht, ihre Schwestern zu heben, darf sie — kann sie mit ansehen, daß aus unlauterer Quelle ein Schlammstrom quillt, bereit, alles zu besudeln, was bunt und blühend feste Quadern, zeitgefügte Mauern zersprengt hat und dem Licht entgegentastet mit verlangenden Organen?

Was tun?

Josefine schreibt an Georges: ‚Ich bitte dich dringend, diese für dich selbst erniedrigenden und mich beschimpfenden Artikel abzubrechen.‘

Sie schreibt das und zerreißt das Blatt.

Warum?

Nun, vor ihr steht sein hohnlachendes Gesicht und sie weiß: er wird versprechen und nicht halten.

Das Gegenteil wird er tun von dem, was er versprochen.

Sie schreibt an die Redaktion der Zeitung, die Georges' Aufsätze veröffentlichte: ‚Mein Herr! Diese Aufsätze werden nicht fortgesetzt. Der Verfasser ist ein geistig anormaler Mensch; er bedauert selbst, daß seine Schrift an die Öffentlichkeit gelangt ist.'

Sie liest, was sie geschrieben, und wieder zerreißt sie das Blatt.

Warum?

Ach, vor ihr windet sich der Unglückliche, von allen Bitterkeiten Trunkene, und ihr Fuß bebt, der ihn nun ganz vernichten will. Geistig anormal — die Menschen halten es für schimpflich, geistig anormal zu sein. Man darf sie schlecht, cynisch, frivol, hyperegoistisch heißen — nur nicht geisteskrank! Wer geisteskrank ist, der ist tot.

Muß sie ihn töten?

Sie schreibt an Georges: ‚Ich verbiete dir die Fortsetzung der „Gelehrten Weiber".'

Sie zerreißt den Zettel.

Nein, Kerkermeister kann sie nicht sein! Zensor sein ist ihr verhaßt. Und dieser Armselige!

Aber ein gemeingefährliches Unkraut wuchern lassen? Dumme Vorurteile in Handweite haben und sie nicht ausraufen? Ist das konsequent? Ist

das durch irgend welche Rücksicht zu verteidigen? Mit Liebe hegt man jedes gute Samenkorn, und hier, wo Gift gestreut wird aus vollen Händen, soll man nichts tun, die Unheilshände aufzuhalten?

Der Gedanke an Hermann, an seine ungezügelte Schadenfreude über die Schmähungen gegen die strebenden Frauen machte sie endlich fest.

‚Aufhalten! Es muß sein. Es darf nicht einer kommen und die Kinder lehren, ihre Mütter zu verachten!

Ich muß hart sein, ich bin es anderen Müttern, den Frauen bin ich es schuldig,‘ dachte sie.

Und plötzlich sah sie vor sich diesen Bogen mit Georges' Handschrift, dieses vielfach durchstrichene überkorrigierte Manuskript, und es wurde ihr leid und heiß um den Unseligen. Seine Arbeit war das, seine Gedanken, sein Ehrgeiz, sein Stolz, das einzige vielleicht, an dem er sich aufrecht gehalten in diesem entsetzlichen zellenartigen Stübchen mit der Drehbank, mit dem bestaubten Fenster, das einzige, an das er sich geklammert in diesen schrecklichen Monaten der Vereinsamung, in seiner Verstümmelung. Mit der Folgerichtigkeit eines Naturgesetzes war dieses Widrige aus ihm herausgewachsen, so wie im Zahn der Schlange das Gift wächst, wie in der Tollkirsche der tödliche Saft.

‚Weh, wenn keine Brücken zwischen den Seelen

sind,' dachte Josefine, ‚wenn alles Finsternis, Verwirrung, Haß und Verderben ist! Liebten wir uns, so gäbe es Brücken, aber wir sind fern von einander, durch ewige Klüfte geschieden.

Ich habe zu wenig Liebe!' klagte sie sich an.

Und sie, die starke Frau, die selbständige freie Denkerin, die von keinem Gotte Rettung hoffte, faltete ihre Hände und flehte: ‚Oh du, der du die Liebe bist, gib, daß ich lieben kann, wo ich nicht liebe, gib, daß ich morgen lieben kann, wo ich heute noch verachte und hasse, und laß mich Böses mit Gutem überwinden.'

Fünftes Buch.

Josefine an Helene.

Am Vorabend.

Liebe und vertraute Leni!

Dein dringlicher Brief ist schon drei Monate alt und noch immer unbeantwortet. Verzeih!

Du fragst, was sich bei uns ereignet habe seit den letzten vier Jahren — ja, sind es schon vier Jahre, daß du von hier fort bist? Mein Leben ist ein Wirbel, ich kann den Lauf der Tage nicht verfolgen, der Lauf der Jahre entgeht mir ganz. Wenn ich die Kinder ansehe, dann weiß ich's, daß die Zeit vergeht, sonst fühl ich nur „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr".

Liebste Leni, mein Uli war hier, eine ganze Woche! Du würdest ihn lieb haben, er entwickelt sich wunderbar, ganz meines Vaters Frische und Geradheit, wie er auch sein Gesicht hat. Mein Rösli hat ein Jahr lang gelegen, denk es! Sie ist zu schnell gewachsen, zu weich in den Knochen,

Schlingpflanze — es ist mir oft unbeschreiblich bang um sie. Das ist keine, die ihren Weg macht, es sei denn durch ein Talent. Sie schreibt Verse, hat Temperament und Phantasie, wie aus einem anderen Himmelslicht, steckt voll süßer sentimentaler Dummheiten! — Wie oft hast du mir vorgeworfen, mir gesagt: „Du hast keinen Wirklichkeitssinn." Nun, das war dahingestellt, aber dies Kind Rösi hat wahrlich keinen, Gott sei's geklagt!

Hermann studiert Theologie, es ist sein Wunsch und der seines Vaters . . .

Ach, Leni, diese Kinder, über denen ein Schicksal schwebt!

Georges . . . aber das interessiert dich wohl nicht . . .

Das ist's, was sich bei uns ereignet, so im allgemeinen gesprochen. Auf Näheres einzugehen, hat keinen Zweck.

Meine liebe Leni, wie freut mich dein Bericht. Du bist gesund, arbeitest, strebst für die Frauen, ich fühle mit dir und wünsche dir Gutes.

Siehst du wohl, du kannst dich nicht entschließen, dich mit Lothar zu vereinigen, aus dem Grunde, weil er verwachsen ist! Du sprichst von deiner Verpflichtung als Weib, Gesundes zu vererben, nicht Krankes. Aber Schatzeli, denkt's dir noch, wozu du mir geraten einmal? Mir kam es

wieder in den Sinn jetzt, und ich hab gelacht. Ein wenig stumpfsinnig warst du doch damals, liebe Leni, gibst du's jetzt zu? Übrigens, die Buckel sind nicht erblich, Schatzeli, dieser Skrupel fällt dahin. Liebst du Lothar — — aber was red ich — meine weise Leni liebt überhaupt keinen Mann, nicht wahr? B'hütis!

Leneli, ich hab etwas Gutes gefunden! Ich druckſele seit fünf Jahren an dem Wunsch, öffentlich zu sprechen. Endlich, endlich muß es probiert werden.

Morgen Abend in der „Eintracht" mach ich den ersten Versuch. Mir ist fast schwindelig bei dem Gedanken und so froh wie vor dem ersten Ball oder vor noch Ärgerem — meiner Hochzeit oder so.

Fragst nach meinem Programm? Oh, das ist sehr lang und sehr kurz! Kampf gegen verstaubte und versteinerte Autoritäten im Leben und in der Wissenschaft, weiter ist es nichts! Auf Schritt und Tritt sind wir ja umgeben von diesen unsterblichen Götzenbildern — unsterblich deshalb, weil sie von Stein und Dunst und Trägheit gewoben sind, und weil Dummheit und Grausamkeit ihre Priesterinnen heißen. Aber sie sollen doch fallen, stürzen müssen sie und zusammenkrachen, und gesegnet jede Hand, die Hand mit anlegt!

Du siehst, ich bin nicht blöde, ich bin nicht überbescheiden. Ich werde mir zunächst die Auto-

rität in der Familie aufs Korn nehmen, da, wo sie am wildesten und am verderblichsten wuchert!

Als Medizinerin seh ich nur zuviel. Wärst du hier, ich tät alles an dich hinschwatzen, und du würdest kritisieren und schimpfen wie gewöhnlich. Das wäre einmal nett.

Ob's wohl auch anderen so merkwürdig zu Mute ist vor ihrer ersten öffentlichen Rede? Hat niemand seine Sensationen über diesen Punkt niedergeschrieben? So viel kommt hier zusammen, weißt du! Innerliches, aber auch Äußerliches. Ich fand mein Haar zu lang und ließ es stutzen; ich wollte eine rote Krawatte anstecken, aber Rösi will, daß ich ein Sträußchen rote Nelken trage — ich, die seit zehn Jahren keine Blume getragen hat! Wird mir das Wort gehorchen? Wird es mir nicht in der Kehle stecken bleiben wie das Wasser in einer zu vollen Flasche? Wird meine Stimme ausreichen? Wird sich das Band der Sympathie weben zwischen mir und den Hörern, ohne das alles ein totes Gerede bleibt? Meine Hörer sind herrlich, das beste Auditorium, das denkbar ist. Ich kenne sie von manchem Abend her, diese Arbeiter und Arbeiterinnen, kenne ihre gespannten gläubigen Augen, ihre feurige und andächtige Bereitwilligkeit. Sie nehmen so auf, wie durstige Pflanzen dem Tau ihre Blätter hinbreiten.

Liebe Leni, ich habe aus meinen Sorgen zwei oder drei Bündel gemacht und sie in die Ecken geschleudert. Ich werde starken Tee trinken vor meinem Vortrage und in die Sonne gehen, damit ich warm werde, ganz warm und hell. Und dann werde ich mit warmer, heller Stimme meine Freunde rufen.

Werden sie mir antworten? Einige frühere Patientinnen kommen auch hin, sie freuen sich, wie sie sagen, die guten Dinger.

Wünsche mir Glück.

Deine Josy.

Helene an Josefine.

Liebste Freundin!

Dein Brief voll Jugendschwung hat mich nicht mehr in Berlin erreicht, sondern hier in dem freundlichen Münden, wo ich bei Lothars Mutter Sommerfrische halten will.

Ich muß dir nur gleich mitteilen, liebe Josy, daß ich Lothar mein Jawort gegeben habe. Im Prinzip bin ich ja längst mit ihm einverstanden, und wenn es auch keine vulkanische Leidenschaft ist, die uns verbindet, so haben wir uns doch sehr gern und denken, daß unser neues Verhältnis unserer alten Freundschaft keinen Abbruch tun wird.

Zur Hochzeit kommen wir nach Zürich, du

mußt dabei sein. Nachher mieten wir uns ein, am Dolder irgendwo; — ich denke es mir sehr hübsch, in Lothars Begleitung all unsere alten Plätze wieder aufzusuchen und besonders das Haus „Zum grauen Ackerstein“, wo ich so viel treue Freundschaft erfahren habe. Du verzeihst mir wohl, daß ich Lothar in deine Geschichte eingeweiht habe. Es konnte nicht gut vermieden werden. Seiner Teilnahme darfst du jedenfalls sicher sein. Im übrigen hält er dich für einen weiblichen Don Quixote, wie ich auch, liebste Josefine. Sonderbar, ich habe oft gelächelt, manchmal sogar gelacht, wie du weißt, über deinen Eifer, dir das Leben sauer zu machen, wo jeder andere vernünftige Mensch sich's möglichst süß machen will. Aber dann, wenn ich so über dich nachdenke, stehst du vor mir so hoch — und dem Lothar scheint es auch so zu sein. Geht es mir wie gewöhnlich, dann denke ich nicht an dich, Josy, du weißt, ich bin ganz offenherzig. Aber wenn es mir sehr schlecht oder, wie in diesem Augenblick, sehr gut geht, dann bekomme ich eine wahre Sehnsucht nach dir und bin ganz niedergeschlagen, daß ich nicht zu dir kann.

Siehst du, solch eine Liebeserklärung hab ich noch niemand gemacht — sie sieht mir fast nicht ähnlich — was meinst du?

Was hörst du von Bernstein?

Schreibt Zwicky dir nie?

Und Loginowitsch?

Meine ganze Jugend liegt dort, im „Grauen Ackerstein", im unvergeßlichen Zürich! Ich komme mit Lothar hin und will sie mir wiederholen! Man hetzt sich zu Tode in der Weltstadt und lebt doch nicht. Ich bete Berlin an und hasse es.

Liebe Josefine, stärke mich mit deiner Kraft! ich fühle mich oft so müde, so altbacken, so eingetrocknet. Und das ist nun Braut. Glücklicherweise ist Lothar noch viel müder, altbackener und eingetrockneter als ich. Aber ein feiner Philolog ist er und scharf in der Dialektik, da kann ich mich verstecken — huh! Wir gedenken ein Knabenpensionat zu gründen, für Ausländer, die gut zahlen. Ich übernehme die Mathematik. Mit Knaben werde ich sehr gut fertig. Wo — ist noch unbestimmt. Vielleicht in Zürich?

Wir freuen uns darauf, dich reden zu hören! Einzige Josy du, mit roten Nelken, feuerroten natürlich, in der feuerroten Volksversammlung! Im Grunde bekümmert es mich zwar sehr, daß du ganz in das äußerst Radikale gerätst, du bist doch aus so guter bürgerlicher Familie! Aber mit dir zu streiten lohnt nicht, du wirst nie etwas anderes tun, als was du willst. Bringe nur deinen Mann nicht mit in die „Eintracht", wenn wir kommen,

hörst du? Dann wird aus der Eintracht eine Zwietracht, denn wir zwei hassen uns nun mal, dein Mann und ich.

Schreibe doch, was er tut — von ihm möchte ich vor allem wissen.

Weißt du warum?

Grüße ihn und die Kinder. Rösi muß aber angehalten werden, du verliebte Mutter! Das sollte unsere Tochter sein. Sei herzlich umarmt von

deiner Helene Begas.

Gehorsamste Grüße sendet Ihnen, verehrte gnädige Frau, Ihr ergebener

Lothar Bröker,
Gymnasialoberlehrer.

Plattner an seine Tochter Josefine.

Mein gutes Kind!

Meine kurze Meldung an dich von vorgestern muß ich leider heute bestätigen. Léon ist ruiniert, und — um dir's gleich zu sagen, mein ganzes Kapital ist mit verloren! Es geschieht mir recht; die großen Zinsen haben mich hineingekriegt, so gut wie die anderen. Aber, ich gedachte, dir einmal etwas Ordentliches zu hinterlassen, drum hab ich nach der Leimrute geluget — und so geschieht mir eigentlich nicht recht, sondern unrecht.

Der Herr Bankdirektor hat nicht dirigiert, der Herr Aufsichtsrat hat nicht beaufsichtigt — von dem Albert steckt auch das Hauptvermögen in der Sach. Sauerei! Eine Wut hab ich! eine Wut!

Sorg dich nur nicht um mich oder um den Uli, Kind; so lang ich arbeitsfähig bin, langt's ja zu allem. Aber dir hatt ich's zugedacht — du solltest's einmal in die Hände bekommen, was dein Vater zusammengeschafft — es kränkt mich, nicht zum Sagen.

Gelt du, Josy, das Kapital für dein Studium war doch meine klügste Anlag! Bist jetzt selbständig, hast gute Praxis, kannst Mann und Kinder ernähren. Gott segne dich, mein gutes Kind!

Mich wundert's fast, wie du's schaffst. Lese auch von Vorträgen, die du den Arbeitern hältst. Schön und gut, aber bitt dich, übertreib's nicht, Josy. Der Mensch ist kein Pferd. Mir ist's grad jetzt — briegen möcht ich wie 'n altes Weib, daß du keinen Centime von mir kriegen wirst. Es wär denn, der Herrgott schenkte mir noch zehn Arbeitsjahre!

Aber meine Schwiegersöhne sind flott, gelt du? Man weiß nicht, welches daß der Liebere ist! Saukerle, alle miteinander! Das heißt, vom Albert weiß man nichts anderes, als daß er den ganzen Aufsichtsrat gestimmt hat zur Vertrauensseligkeit,

aber das ist Haufen genug! Und, nicht wahr, mit Rechtem ist doch auch der Albert nicht zu seinem Millionenbesitz gelangt. Vier Villen hat der Kauz: — eine in Flüelen, eine in Menaggio, eine in Lauterbrunnen, eine bei Zürich. Doch halt — hatte muß es heißen. Ob er heut noch 's Dach überm Kopf hat — wer kann's sagen.

Der Léon soll sich fortgemacht haben, denk auch! Doch heißt's, es sei ihm nichts anzuhaben. Jetzt — was so ein flüchtiges Bankdirektorshirn ausbrüten kann, der Léon wird's ausbrüten, und der Herr Aufsichtsrat wird ihm schon soufflieren, wo er stecken bleibt; gib Obacht! 's ist halt sehr verdächtig.

Dein gebeugter Vater.

Adele an ihre Schwester Josefine.

Privatim und in Eile.

Geliebte teure Fifi!

Eine arge Komplikation in Léons Geschäften ist eingetreten, und unübersehbare Wirren stehen noch bevor. Mein Mann braucht Sammlung an einem unbekannten Ort. Bei euch könnte ihn niemand finden, dort wird man ihn nicht suchen, weil es ja allgemein bekannt ist, daß kein Verkehr zwischen uns besteht. Es handelt sich um einige

Tage, dann muß sich alles aufklären. Schreibe mir sofort, ob du Léon verstecken kannst, ich würde mich dir in jeder Weise erkenntlich zeigen!

Adele.

Marie an ihre Schwester Josefine.

Einzig geliebteste Josefine!

Zu dir komme ich in meiner Angst, weil ich niemand so vertrauen kann wie dir, Teure, Schwester! Mit Albert ist etwas passiert, und er wird gesucht, aber er will sich nicht finden lassen, er sagt, es sei noch nicht gut, lieber später — — er möchte gern zu euch, es ist ja stadtbekannt, daß wir nie zusammenkommen, und bin ich schon oft deswegen gefragt worden. Aber Not bricht Eisen, und wir sind doch Schwestern, nicht wahr — oh, meine Josefine, wenn es nach mir gegangen wäre, diese Entfremdung wäre niemals eingetreten! Es handelt sich nur um einige Tage, Albert wird dann alles aufklären, er muß nur erst zu sich selber kommen und nicht die Meute hinter sich fühlen, sagt er. Er ist mit allem zufrieden, auch sollt ihr keinesfalls Umstände machen. Bitte, hilf uns, Teure, dies fleht in äußerster Angst

deine dich innig liebende Marie.

PS. Heute abend wird er im geschlossenen Wagen bei euch vorfahren, präzise elfdreiviertel

Uhr. Er kann auf dem Sofa schlafen. Er nimmt mit allem vorlieb! Nur kein Aufsehen und überhaupt die äußerste Diskretion! Bitte Antwort durch eines der Kinder überbringen, aber versiegelt.

Josefine an Adele.

Liebe Schwester!

Ich weiß nicht, ob es Léon bekannt ist, daß Albert dasselbe Gesuch an uns stellt wie dein Mann. Es wäre mir lieb, wenn ihr euch einen anderen Zufluchtsort aussuchtet. Gib Rösi, die dies überbringt, die Antwort mit. Falls die zwei Männer auf ihrem Plan bestehen, habe ich noch vieles anzuordnen.

Josefine.

Josefine an Marie.

Liebe arme Marie!

Ich weiß nicht, ob dein Albert hier mit Léon zusammentreffen, oder ob er sich auch vor ihm verstecken will.

Das heißt, daß Léon gleichfalls seinen Besuch bei uns anmeldet.

Wie steht es denn jetzt? Kann Albert nicht wo anders hingehen? Die Sache ist mir sehr unsympathisch. Das Mädchen soll deine Antwort gleich mit zurückbringen.

Deine Josy.

Adele an Josefine.

Teure Schwester!

Sei nicht hart! Es geht nicht anders! Die zwei Verfolgten haben sich zu beraten, und das kann ungestört nur bei euch geschehen. Sie werden zusammen um elfdreiviertel Uhr heute abend in geschlossener Droschke bei euch ankommen. Wir wissen, daß du über viele Dinge freier denkst als die engherzige Gesellschaft. Auch hast du keinen so strengen Moralbegriff, glaube ich; deine traurigen Erfahrungen, teure Schwester! Laß uns etwas davon zu gute kommen! weise uns nicht ab! Innig bittet

Deine Adele.

Marie an Josefine.

Einziggeliebte Josy!

Was soll Albert anfangen, wenn du nicht willst! Wir glaubten, du seiest nicht so hart wie die übrigen, auch sind wir doch Schwestern, und nach diesem wird es keine Mißverständnisse mehr zwischen uns geben, dafür werde ich sorgen. Das Zusammentreffen bei dir ist verabredet, geliebte Josy, es ist notwendig. Du hast gesagt, es gibt keine Verbrecher, es gibt nur Kranke, vielleicht ist dies die Zeitkrankheit, denn man hört ja jeden

Augenblick von solchen Zusammenbrüchen. Deine arme Marie ist unglücklich, und du willst sie abweisen? Nein, Josefine ist nicht schlecht, sie kann nicht nein sagen. Sie kommen heute abend elfdreiviertel Uhr. Bitte, bitte, bitte! Sie können auf dem Sofa schlafen, machen absolut keine Ansprüche! Ich rechne auf deine schwesterliche Liebe.

Deine unglückliche Mia.

Josefine an Adele.

Liebe Adele!

Mitfolgend den Hausschlüssel zum „Grauen Ackerstein“.

Wir, das heißt die ganze Familie, reisen heute abend acht Uhr nach Chur zum Vater. Léon und Albert müssen sich selbst bekochen und versorgen, denn das Mädchen geht vorsichtshalber mit nach Chur. Wir bleiben eine Woche fort, hoffentlich sind die Herren bis dahin einig!

Ich muß noch eine Vertreterin besorgen, daher Schluß. In bezug auf Habsuchtsvergehen sind meine Begriffe sehr streng, liebe Adele!

D. J.

Nachschrift. Befördere, bitte, diese Zeilen an Marie weiter, ich habe nicht Zeit, zweimal dasselbe zu schreiben. Ihr müßt nicht vergessen, daß ich

plötzlich aus meiner Praxis heraus muß, Kinder. Sage Mia, sie habe recht, aber es gebe für mich eine besonders abstoßende Krankheitsform, und das sei die Geldsucht. — Mög es euch gut gehen!

Josefine.

Josefine an den Arbeiterbund.

Sehr geehrter Herr!

Mein auf übermorgen festgesetzter Vortrag muß leider verschoben werden, da ich verreisen muß. Bitte um Feststellung eines Tages nach dem zwölften Juli.

In Hochachtung
Jos. Geyer.

Josefine an eine Patientin!

Sehr geehrte Frau!

Bitte, erschrecken Sie nicht, wenn morgen Fräulein Dr. Lauterer statt meiner bei Ihnen Besuch macht. Sie vertritt mich während einer achttägigen Abwesenheit von Zürich, und vertrauensvoll können Sie sich mit allem an sie wenden. Zu dem kleinen Eingriff, den ich bei Ihnen vornehmen muß, werde ich in der übernächsten Woche zurück sein. Nur guten Mut und Hoffnung!

Ihre Dr. Josefine Geyer.

Josefine an die Operationsschwester im Schwesternhaus zum Roten Kreuz.

Liebe Schwester Erna!

Die für morgen früh elf Uhr angesetzte Operation werde leider nicht ich ausführen — ich muß unerwartet verreisen. Fräulein Dr. Lauterer wird mich vertreten. Bereiten Sie die Patientin vor, und sagen Sie ihr, daß Fräulein Dr. Lauterer nicht nur so gut, sondern besser ist als ich. — Da ich acht Tage lang wegbleibe, werde ich eventuell auch die Patientin Allenstein abgeben müssen, was mir aber leid wäre, da sie sehr nervös ist. Ihr Fall verträgt Aufschub; will sie warten, so kann ich die Operation am zwölften Juli nachmittags drei Uhr vornehmen. — Um regelmäßigen täglichen Bericht nach untenstehender Adresse bittet

Ihre Sie herzlich grüßende
Dr. Jos. Geyer.
Chur, Landwirtschaftliche Schule,
Professor Plattner.

Josefine an die höhere Töchterschule im Großmünster.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Hierdurch bitte ich Sie um die Erlaubnis, meine Tochter Rösi schon jetzt, acht Tage vor Be-

ginn der Sommerferien, aus dem Unterricht nehmen zu dürfen. Eine unerwartete Reise der ganzen Familie nach Chur macht diese Maßregel notwendig.

In Hochachtung
Dr. Jos. Geyer.

Schreiben des Missionshauses Basel an Frau Dr. med. Josefine Geyer.

Sehr geehrte Frau!

Wir wenden uns an Sie mit unserer Antwort auf eine Anfrage, die vor ungefähr einem Monat an unsere Direktion gelangt ist, und zwar von einer Seite, die Ihnen die nächste ist. Ihr Gemahl, Georges Geyer, hat sich an uns gewandt in der Absicht, sich zum Missionar ausbilden und wider die Götzendiener senden zu lassen.

Wir wissen nicht, ob Ihnen diese Absicht bekannt ist, glauben aber aus gewissen Gründen daran zweifeln zu müssen. Es scheint uns, daß Sie dem Petenten würden abgeraten haben, aus Gründen, die Ihnen genugsam bekannt sind, und die wir hier nicht zu erörtern brauchen. Unser Herr Jesus Christus will reine Sendboten, wie kommt der Züchtling dazu, sich uns anzubieten? Wir ziehen es vor, dem Herrn Georges Geyer auf diesem Umwege die Antwort zu erteilen, die er verdient.

Bitte, dieselbe zu übermitteln und uns die Peinlichkeit persönlicher Berührung mit genanntem Herrn zu ersparen.

Der Herr erleuchte Sie und schenke Ihnen seinen Frieden. Amen.

Die Direktion.

* * *

Josefine in Zürich an Georges in Chur.

Lieber Georges!

Du kommst zwar morgen zurück, aber dies ist etwas, das ich lieber schriftlich als mündlich mit dir bespreche. Weißt du, wenn du mit mir schlechte Witze machst, das schadet ja nicht, aber Leute wie diese Missionare haben ein zu kitzeliges Fell, die solltest du in Ruhe lassen! Du hast dir den schlechten Witz erlaubt, bei ihnen anzufragen, ob sie dich zum Missionar ausbilden wollen, und sie haben natürlich nein gesagt.

Die Antwort kam an mich, war grob abweisend, ich schicke sie dir nicht. Aber wie konntest du auch solche Leute necken!

Gefällt dir die Tätigkeit auf der landwirtschaftlichen Versuchsstation? Wäre das nichts? Auf Wiedersehen! Mit Gruß

Josefine.

Georges Geyer in Chur an Josefine in Zürich.

Meine unvergleichliche Séfine!

Ich bin ein unglücklicher Mensch — das beste für mich wäre ein Mühlstein an meinen Hals gehängt und im Meere ersäuft.

Es war aber kein schlechter Witz von mir, es war mein heiliger Ernst, Missionar zu werden, und ich hoffe, meinen Plan doch noch durchzusetzen.

Ist es nicht unendlich viel leichter, den anderen zu predigen, wie sie sein sollen, als selber gut zu sein? Die Gabe des Wortes ist mir verliehen, wie du weißt, Séfine, ich besitze die Gabe der Beredsamkeit! Die Gabe des Guthandelns besitze ich nicht, also halte ich mich an das, was ich habe. Man muß Gott für alles danken! Wer war der heilige Augustinus, he? Ich identifiziere mich mit ihm, ich habe Visionen wie er, ich fühle den Drang, zu belehren, wie er! Die Baseler sind dumm, ein Genie wie meines zurückzuweisen! Sie werden es bereuen, wenn ich ohne ihre Hilfe zur Heiligkeit gelange. Denn dazu gelangen werde ich, eben weil ich die Gabe des Wortes besitze. Ich behaupte, daß ich durch den Besitz dieser Gabe und durch den Mangel an anderen Gaben zum Missionar geradezu prädestiniert bin. Mein ganzes früheres

Unglück hätte mich nicht betroffen, falls ich meinen Beruf gleich anfangs erkannt hätte. Ich hätte tun können, was ich getan — es hätte nicht geschadet, einem Missionar hätte es nicht geschadet. Sie tun mehr, und es schadet ihnen nicht. Ich fühle den Beruf in mir, zur Buße zu posaunen!

Diese Schwarzen und Braunen und Gelben, die ich dem Himmel gewinne, werden für mich Fürbitter sein. Kurzum, es ist ein Geschäft, und ein gutes Geschäft, und ich werde doch noch hineinkommen. Es ist leicht zu erlernen, ich besitze bereits die erforderlichen Kenntnisse. Predigst du nicht auch, unvergleichliche Séfine? Hast du für mich etwas anderes gehabt als schöne Worte? In deiner Frage, wie mir die bäuerliche Tätigkeit zusage, sehe ich sogar etwas Entwürdigendes. Du willst mich für ewig hinunterdrücken, Séfine. Aber ich, ich werde mich erheben und Missionar werden! Ich kenne die Sünde, ich kann also vor ihr warnen, ich freue mich darauf, unter Sündern zu sein! Aus gewissen Andeutungen deines Alten schließe ich, daß es geraten ist, auch Léon und Albert in mein Gebet einzuschließen. Charmante Familie! Wahrlich, wir brauchen unter uns einen, der zur Buße posaunt! Und dieser eine wird sein

dein gehorsamer Diener

Georges.

PS. Möglich, daß ich katholisch werde, wenn die Umstände es erfordern — mich bekreuzigen kann ich schon.

Rösi an ihre Mutter Josefine.

Meine einzige Mama!

Ich danke dir, daß du mich hierher nach Weggis gebracht hast, und daß ich bei Laure Anaise sein darf. Laure Anaise ist eine schöne Frau, und ihr Mann ist nicht so schön, weil er zu klein ist. Ich möchte auch solch einen Mann haben, er ist so lieb mit Laure Anaise, und der Bubi kreischt vor Freude, wenn er ihn sieht, aber etwas größer möchte ich ihn haben, den Meinen. Doch das hat noch lange Zeit, und oft denke ich, ich möchte gar nicht groß werden, lieber klein bleiben und eine Nixe werden im Vierwaldstättersee. Hätte ich nur blondes Haar, meine Mama, eine Nixe mit schwarzem Haar gibt es nicht, oder? Dann käme ich heraus auf den blauen Felsen, wenn der Mond scheint, und er scheint gerade jetzt, und es ist so wonnig, dir ohne Lampe im Mondschein zu schreiben. Gegenüber ist der blaue Felsen, und das soll mein Platz sein, es ist nicht so schön, wenn er leer ist.

Wenn ich eine Nixe wäre, könnte ich auch singen, und ich weiß ein Lied, meine Allersüße,

und das macht mich so traurig. In Laure Anaises Garten stehen viele Rosenbäumchen, und eins war so schön, und es ist plötzlich gestorben. Ich weiß nicht warum, und niemand weiß warum. Am Morgen sah ich, daß die halboffenen, großen, weißen Rosen ganz ruhig wie immer an dem Zweig hängen, aber die kleinen, jungen Knospen und die kleinsten bräunlichen Blätter sind so weich, ganz schlaff. Ich dachte zuerst an die Schlafblumen, die du uns früher gezeigt hast, an die Akazien, die nachts ihre Blättli zusammenfalten wie kleine Hände, die beten. Kann es nicht sein, daß ein Rosenbäumchen auch einmal schläfrig ist? Vielleicht hat es die ganze Nacht in den Mond gesehen, oder der Wind hat soviel zu erzählen gehabt, oder es macht auch müde, wenn die großen Hummeln so laut um seine Ohren summen. Ich wollte die Knösplein aufwecken, aber sie fielen auf die Seite, so matt. Ist es Schlaf? dachte ich, wurde ängstlich.

Am Abend hingen die großen, weißen Rosen wie schwere Glocken herab, und die kleinen Zweige hatten alle Kräfte verloren, und ich brachte ihm Wasser, aber er war schon zu schwach, er trank nicht mehr, das Wasser rann über den Boden fort und benetzte es nicht. Er will sterben, sagte ich zu Laure Anaise, und Laure Anaise und ihr Mann

und ich, wir mochten nicht essen, aber Bubi versteht es noch nicht. Am Morgen war er schon tot — so kalt und still, kein Blättchen fiel ab — nun rascheln sie wie Papier und sind klein und braun und die weißen Rosen wie gelbe Klüngel, und sie duften immer noch. Und die Rosenbäumchen stehen alle in einem Kranz, und sein Platz ist wie ein dunkles Grab.

Liebe Meine, bitte, bitte, schicke mir einen blaßblauen Schleier, aber ein großer soll es sein, so groß, daß ich ganz hineinschlüpfen kann. Dann brauche ich keine Kleider, die Hitze tötet mich. Sie hat auch das Rosenbäumlein getötet. In den blauen Schleier will ich mich einhüllen und auf dich warten, meine Allersüße. Kommst du und nimmst mich? Aber nimm mich nicht sogleich, es ist hier schön, man denkt, es ist die Sonne so groß, so flammend rot, aber es ist der Mond, der aufsteigt.

Deine müde Rösi.

Rösi an Josefine.

Meine allersüße Mama!

Weißt du, wo ich bin? Kannst du mich sehen? Oh, ich bin im Nußbaum, und die Zweige sind ganz dicht um mich, und die Sonne ist wie grünes

Gold, und ich bin nur ein Vogel im Baum. Ich denke an nichts den ganzen Tag, und du bist immer in meinem Herzen, und ich habe dich noch tausendmal lieber, und oben durch die kleinen Räume guckt der Himmel zu dir und mir herein.

Wenn ich deine schönen Briefe bekomme, klopft mein Herz, und ich will alles, alles tun, was du willst, Meine. Nur von dir will ich lernen, denn die Menschen sind nicht so gut, wie du sagst, Mama, sie sehen mich an mit Gesichtern und ängstigen mich mit Fragen nach dir und nach Papa.

Ich halte mir inwendig die Ohren zu. Alle Mädchen haben Liebesgeschichten, das finde ich so scheußlich. Ich sage immer den Vers, den du gemacht hast, und für den ich dir tausendmal danke:

> Nie sollst du mich verliebter Schwachheit zeihen!
> Dort will ich sein, wo Leid zu lindern ist!
> Und keine Träne soll mein Aug entweihen,
> Die weibisch um mich selber fließt.

Nein, keine Träne! keine weibische Träne! Ich will auch, ich will auch Leid lindern, wie du, du Allerbeste. Wir leiden viel vom Leide anderer, sagst du. Ja, es ist wahr, aber ich träume so Schönes, ich leide nicht viel, Mama! Im Traum wurde der blaue Schleier, den du mir geschickt hast, so lang wie eine Straße, und ich konnte darauf in den Himmel fliegen. Aber ich flog nicht, ich ging

so sanft, über die Berge glitt ich weg und über den See und sah eine goldene Halle mit weißen Göttern und sah den Gott Odin, der sang, und die Töne fielen herab als goldner Regen in den blauen See. Und ich war die Nixe und hielt meine Hände offen wie zwei weiße Muschelschalen im Mondschein, und die goldenen Regenkörner fielen hinein und streckten kleine weiße zitternde Wurzeln aus, und nach oben wuchs ein Wald von weißen Lilien, wuchs über meinem Kopf zusammen, und ich ging verloren, weiß nicht, wo ich geblieben bin. Suche mich wieder, meine süße Mama!

Rösi.

Hermann an seine Mutter Josefine.

Liebe Mutter!

Da du findest, daß ich so außerordentlich faul im Briefschreiben bin, will ich diesen Regentag benutzen, um dir endlich einmal zu antworten.

Es war sehr gut, daß ich nach Basel ging, in vieler Beziehung. Es gefällt mir hier außerordentlich, und ich werde wohl ein bis zwei Semester hier hängen bleiben. Die gefürchtete Tante Ludmilla entpuppt sich als eine zwar scheußlich anzusehende, aber sonst sehr brauchbare Dame, dank deren Bemühungen ich hier endlich in die besseren

Kreise komme. Dazu hilft mir nun auch mein Studium in hohem Grade, und würde ich es schon aus diesem Grunde jedenfalls beibehalten. Es ist geradezu eine Kalamität, dieser Mangel an tüchtigen Theologen, eine Kalamität unserer Zeit, und wenn ich auch durchaus kein Mucker bin, so glaube ich doch, daß unserer Wissenschaft ein großer Aufschwung bevorsteht, und daß man dumm ist, wenn man die Gelegenheit nicht benutzt. Allerdings werde ich nach Deutschland übersiedeln, dort ist mehr zu holen für unsereinen — als Schweizer Bauernpfarrer dem Rindvieh zu predigen, das paßt mir nicht. Ich weiß, daß du über all diese Fragen ganz anders denkst, aber dafür bin ich auch ein junger Mann und muß einen Platz zu finden suchen, nicht zu weit von der Sonne. Dazu ist bei uns leider keine Aussicht, bei uns sind nur die Pfarrer berühmt, die sich für Volksmänner ausgeben, und für *die* Ehre bin ich nicht zu haben. Ich habe mich, seit ich hier bin, also seit zwei Monaten, mehr und mehr zum Aristokraten entwickelt, es muß wohl so in meiner Natur liegen. Übrigens würde mir daheim Vaters Vergangenheit jede Carriere abschneiden, das sehe ich deutlich. Du hast uns in dieser Hinsicht stets wie blinde Hühner behandelt, liebe Mama, die Eltern denken ja immer, daß ihre Kinder nur immer das hören

und sehen, was die Eltern gerade für wünschenswert halten.

Auch Onkel Albert und Onkel Léon werden hier unaufhörlich durchgehechelt, aber die Schlauheit, mit der sie ihre Millionen in Sicherheit gebracht haben, ist so genial, daß auch die Anerkennung nicht fehlt. Die sind nun alle beide mit ihren Frauen auf der Weltreise, heißt es. So etwas kann verblüffen, wenn es auch im Grunde genommen nur ein Blendwerk der Hölle ist. Tante Ludmilla wußte alles, sie ist trotz ihrer neunzig Jahre und ihrer Leidenschaft für den Alkohol einfach bewunderungswürdig. Sie behauptete mit wütendem Gelächter, Onkels Zusammenkunft in unserem Hause, während wir nach Chur fuhren, habe dem Vater fünfmalhunderttausend eingebracht! Als ich ihr sagte, daß sie sich leider irre, und daß wir die Sache nur aus Verlegenheit möglich gemacht hätten, stieß sie mich mit ihrem hornigen Zeigefinger in die Brust, daß ich es wohl einen Tag lang spüren mußte, und schimpfte auf dich wie maniakalisch. Tante Ludmilla hat mich schon in einige Familien eingeführt, wo es natürlich an hübschen Töchtern nicht fehlt. Neulich ließ sie etwas fallen von ihrer Absicht, mich eventuell zu adoptieren. Dann bin ich ihr Pflegesohn, und alle unnützen Frager sind aufs Maul geschlagen. Wie

denkst du darüber, liebe Mama? Ich kann ja nicht anders hinaufkommen, es muß ja etwas für meine Zukunft getan werden! Ich will mich doch ausleben, ich bin doch kein Asket! Du mußt das doch begreifen, liebe Mutter, ich bin eben anders!

Dein gehorsamer Sohn Hermann.

* * *

Als Josefine Hermanns Brief gelesen hatte, beschloß sie, sofort nach Basel zu fahren.

Ihre heftige Entrüstung benahm ihr sogar während der Sprechstunde die gewohnte überlegene Konzentration. Sie mußte zuweilen ihre Frage an eine Patientin wiederholen, weil sie die Antwort nicht gehört hatte.

‚Ich fahre mit dem letzten Zuge, spreche nachts mit meinem Burschen und bin mit dem frühesten Morgenzuge zurück,‘ dachte sie.

Es war November, aber laulich, und heller Mondschein.

‚Die Fahrt muß ich zum Schlafen benutzen,‘ dachte sie, ‚aber wie ist es denn möglich, zu schlafen? Dieser Bursch ist ja eine vollständige Widersinnigkeit! Hat man ihn in die Welt gesetzt, damit er die Leute betrüge?‘

Sie fuhr wie eine gewitterschwarze Wolke über

Rösli her, die beim summenden Gaslicht einsam mit roten Wangen am Tisch saß und in ein winziges Notizbüchlein kritzelte.

„Ach, du mit deinen ewigen Verseleien, auch du machst mir Sorge!“ schrie Josefine und riß dem erschrockenen Kinde das goldgeränderte Büchlein fort. Rösi starrte mit geblähten Nasenflügeln und dunkel offenen Augen auf ihre Mutter.

Sie schrie auf, wie ein verwundeter Vogel schreit.

„Was schreist du?“ zürnte die Mutter wild und heftig.

„Gib mir mein Buch! mein Buch! mein einziges — einziges Glück!“ flehte Rösi und begann zu schluchzen.

„Da ist's! weine nicht, du Dummes! man reißt dir nicht den Kopf ab.“ Sie warf das Büchlein auf den Tisch. „Ich fahre nach Basel — ist der Papa daheim?“

„Weiß nicht,“ schmollte das Mädchen, still weinend und mit dem Kopf nickend.

„Siehst du! sie weiß nicht! lebt taub und blind! Ach, ich möchte eine Tochter, die lebt, die stark ist und ein Mensch!“ schrie Josefine außer sich.

Rösi stand auf, zitterte an allen Gliedern, ihr Gesicht war totenblaß. „Du liebst mich nicht mehr, Mama, ich weiß es, du hast mir so kalt ge-

schrieben nach Weggis, alles, was ich tue, ist schlecht, aber — —" Sie warf das Büchlein vom Tisch herunter, trat darauf und schrie wimmernd ...

„Kind! Rösi! was ist das?"

Plötzlich hatte Josefine begriffen, plötzlich schmolz ihr Herz. Sie lief auf das Kind zu, umarmte es stürmisch, küßte es auf die nassen Augen, die nassen Bäcklein. Ihre Herzen klopften dicht aneinander.

„Verzeih! verzeih!" flüsterte die Mutter, flüsterte das Kind, und sie küßten sich und weinten miteinander. Dann, fest umschlungen, setzten sie sich auf einen Stuhl.

„Sieh, mein Alles, wie unglücklich ich bin über deinen Bruder! Sein erster Schritt hinaus ist ein Schritt in den Sumpf! Er will eine Rolle spielen, reich werden! Alles setzt er aufs Spiel, seine Mutter, sein Vaterland, seine Wissenschaft! Die abscheuliche alte Spinne in Basel will ihn adoptieren, und er sieht darin etwas Gutes, weil es ihm Vorteil bringt! Und dieses Bürschlein habe ich in die Welt gesetzt, damit es die Leute betrüge!"

„Aber ich, Mama, ich tue so etwas nie! ich bin doch deine Tochter, oder willst du lieber eine andere?" rief die Kleine, und mit zusammengebissenen Zähnen weinte sie Tränenströme in den Hals der Mutter.

Josefine küßte sie leidenschaftlich. „Ach, Kind, ich bin so abgehetzt! Ich bin so müde von diesem Sommer! Verzeih! verzeih! Was hat es alles gegeben diesen Sommer! Und nun Hermann!“ Sie sprang auf. „Hilf mir, Kind, Rösi! Mein Regenmantel ist noch naß, die Schuhe müssen vom Schuster geholt werden. Auch mit Papa muß ich sprechen. Um halb acht Uhr geht der Zug.“

Rösi war wie Wachs; sie zerschmolz fast in Liebe und Schmerz, als sie die Mutter sich unglücklich nennen hörte. Alles, alles wollte sie tun! . . . „Und ganz werden wie du! wie du!“

Georges kam nach Hause, und Josefine hatte noch eine kurze, dringliche Unterredung mit ihm, bei der sie fast allein sprach.

„Ich bringe unser Bürschli heim,“ sagte sie endlich, nachdem sie ihm alles erzählt hatte, „und dann müssen wir weiter sehen. Cynismus ist Gift für Hermann, und diese alte Tante Ludmilla ist cynisch! Er muß zurück auf ordentlichen Weg kommen. Es geht nicht, daß er Theologie studiert, Georges. Widersetze dich auch und rate ihm zu etwas anderem, ich bitte dich! Er hört auf dich, er tut nur mir gegenüber so selbstgewiß, sonst ist er nur zu bestimmbar. Darf ich auf dich rechnen, Mann?“

„Du beabsichtigst vielleicht, einen Bankdirektor

aus ihm zu machen?" lächelte Georges verbindlich, „auch das Geschäft nährt seinen Mann."

Die gequälte Frau sah ihn an. Für einen Augenblick verkörperte sich ihr in diesem gelben, grinsenden Gesichte alles Widrige, Verwerfliche, Hassenswerte, das sie wußte. Alle Qual, alle Ratlosigkeit ihrer Lage spiegelte sich wie in einer trüben Lache in diesen matten roten Augen.

„Ja, ja," sagte der Mann aufseufzend, „das Leben ist halt schwer."

Sie hob den Kopf, die Verzweiflung übermannte sie. Suchte sie hier Hilfe? „Und weil es schwer ist, laß uns zusammenstehen," sagte sie verwirrt, „laß uns in dieser Sache zusammenstehen, Georges. Tu nichts gegen mich!" Sie streckte ihm die Hand hin.

Über seine gelben Backen lief ein schwaches Rot, er berührte ihre Hand und murmelte: „Nein, nein."

„Du bist sein Vater, Georges."

„Leider."

„Hältst ihn etwa für verloren?"

„Nein, aber du, Séfine."

„Ich hol ihn," sagte sie entschlossen, drückte dem Manne die kalten, widerstrebenden Finger und machte sich bereit. Georges bot ihr sogar seine Begleitung an. Verlegen lehnte sie ab und fuhr allein.

* * *

Aus dem heißen Coupé, das sie schläfrig und schwer gemacht, sprang sie auf den nassen, schmutzigen Perron hinab.

Josefine war in Basel. Es regnete schon, seit sie eingestiegen war. Ihre Unruhe verstärkte sich in dieser jetzt stillen, wie ausgestorbenen Stadt, über der eine dunkle Schwüle lag. Nur auf der Rheinbrücke ging ein frischer Wind und warf ihr die Kleider so um die Glieder, daß sie mühsam vorwärts kam. Der Rhein brauste im Regen — sie blieb einen Augenblick stehen und sah ihn ziehen, geheimnisvoll wie den Strom der Unterwelt, glanzlos und farblos.

Sie dachte flüchtig an Sommertage voll Duft und Glanz, da sie über diese Brücke gegangen, über den jungen, grünen, schäumenden, herrlichen Rhein.

„Wäre ich nie geboren! wäre ich doch nie geboren," sagte sie voll Bitterkeit.

Es schlug elf Uhr, als sie vor dem Hause stand, in dem Hermann ein Zimmer gemietet hatte. Es war ein kleines Hotel; unten, in der Bierstube wurde laut gesprochen, eine keifende Frauenstimme zankte mit einer dumpfen, weinerlichen. Man hörte Gepolter, Geschirr klapperte.

Josefine zog die Glocke, und sogleich erschien, mit gerötetem, zornigem Gesicht, die Frau aus

dem Gastzimmer, die Wirtin. Mißtrauisch betrachtete sie die Fremde, die hier nach ihrem Sohn fragte.

„Weiß nit, ob er daheim ist.“

Ein Trupp Gäste unter triefenden Regenschirmen kam in den Flur. Mit erheiterter Miene wandte sich die Wirtin ihnen zu; gleichgültig, über die Schulter weg, rief sie nach dem Mädchen, daß es die Dame hinaufbegleite.

Hermanns Tür war verschlossen, kein Klopfen half.

„Er ist jedenfalls noch nit daheim,“ sagte das Mädchen, ein hübsches, junges Ding mit verweinten Augen und trotzigem Munde, und ohne viel Umstände stellte sie den Leuchter auf ein halbrundes Tischchen, nahe der Tür, knixte „Sküsi“ und rannte wieder hinunter zur Bedienung der Gäste.

Josefine verlangte ein Zimmer.

Es war alles besetzt bis auf eine Mansarde, droben, neben Hermanns Stübchen.

„So ist's am besten,“ sagte die Mutter erfreut, „ich werde hören, wann er kommt. Kommt er oft spät heim?“ machte sie hastig.

Das Mädchen blinzelte mit den schweren Augenlidern. „I könnt's gewiß nit sagen — 's sind halt junge Herre. Wünsche Sie no öppis?“

Da saß sie nun neben dem Stearinlicht auf

dem Stuhl und wartete auf ihren Sohn. Sie hatte Regenmantel und Hut abgelegt, fröstelnd drückte sie die Arme an den Leib, hielt sich steif aufrecht, um wach zu bleiben.

Langsam verrann die Zeit.

Sie legte ihre Uhr vor sich auf den Tisch, horchte auf jedes Geräusch. Manchmal kam es über die Treppen, eine Tür wurde aufgeschlossen. Dann sprang sie auf und starrte hinaus, aber es war niemand ins Nachbarzimmer gegangen.

Der Regen floß in breiten, ölartigen Streifen an den kleinen Scheiben hinunter — die Kerze, die einen Bruch in der Mitte hatte, fiel bald auf die eine, bald auf die andere Seite und tropfte schnell ab, stand schon in einem weißen See . . .

‚Ich bin ganz kopflos hierher gekommen, ich hätte schreiben sollen vorher,‘ dachte sie.

Es war halb zwei jetzt.

‚Weiß Gott, wo der sich herumtreibt. Man muß nur die Ruhe nicht verlieren — mit Heftigkeit geht es nicht — ich werde ganz ruhig —‘

Langsam begann sich das Licht zu vergrößern — wurde undeutlich, wurde wieder groß — die Stube drehte sich — das Fensterchen, von dem ein Stück fehlte, weil die schräge Wand da hinunterschnitt —

Ha—a—a—a—a—h.

Sie schreckte plötzlich auf, erschreckt durch ein Geschrei, ein Sprechen und Winseln!

Sie setzte sich aufrecht auf dem Sofa — wie kam sie hierher? — dieser erstickende Qualm, diese Dunkelheit — dieses Geschrei?

Durch die Wand, an der sie saß, hörte sie es wieder, grob und heiser: „Usse!*) usse! 'es Chaib ist besoffen! hehheh! Usse! Usse! Usse!"

Josefine tastete nach der Tür, die Kerze war verbrannt, sie fand sich nicht zurecht —

Nebenan winselte die Frauenstimme: „Laß mi doch schlafen! 's ischt kalt! kein Obdach bei der Nacht, o bitt di, noch e halbe Stund!"

Und dann wieder: „Schieb! Usse! J will denn emal schlafen, du —"

Die Schimpfwörter schienen einander zu ersticken, so dicht folgten sie sich . . .

Josefine hatte endlich den Türdrücker gefunden, schaudernd zögerte sie noch, dann riß sie die Tür auf...

Ihr gegenüber, in der offenen Tür, stand — Hermann — im Hemd — barfüßig, die Kerze in seiner Hand beleuchtete hell sein blasses, stumpfes Gesicht mit der nassen, hängenden Unterlippe . . .

Über die knackenden Treppenstufen verlor sich das Gewinsel in der Tiefe des stummen, dunklen Hauses.

---

*) Hinaus!

Er wischte sich den Mund mit dem Handrücken und lallte noch: „Chaib! Saumensch! Verfluchtes.“

Die Mutter wich zurück, sah und wollte nicht sehen, hörte und glaubte nicht ... Gespensterfurcht lähmte ihr die Hände, die Zunge.

Aber als er sich umdrehte, in die Tür zurücktreten wollte, stürzte sie sich plötzlich vor und schrie in der Raserei ihres Schmerzes: „Selber verflucht, schamloser Hund!“

Er zuckte wie getroffen, ließ den Leuchter klirrend fallen, warf seine Tür zu, verriegelte.

Sie rüttelte, sie drohte, er gab keine Antwort, er machte nicht auf.

‚Nun stellt er sich tot,‘ dachte sie, ‚der Feigling! Eben noch hatte er den Mut der Brutalität! Grausam, feig, gemein — ein schädlicher Wurm! Und das ist mein Geschenk an die Menschheit!‘

Sie trug einen Stuhl heraus vor seine Tür und saß dort.

‚Er soll mir nicht entkommen,‘ dachte sie. ‚Hätte ich eine Waffe gehabt, ich hätte ihn niedergeschossen. Und warum auch nicht? Das ist mein Geschenk an die Menschheit!‘

Nun schlief sie nicht wieder ein, nun saß sie mit groß offenen Augen und wartete auf den Tag.

‚Er wird nicht so bald aufwachen, aber ich lasse den Schlosser kommen, er soll mir Rede stehen.

Ich werde nicht mehr schimpfen — ich habe geschimpft wie er, ich habe mich gemein gemacht. Hätte ich einen Revolver gehabt, ich hätte ihn erschossen! Er spie auf sein Spielzeug, als er ein kleiner Bub war. Spie darauf und zertrat es, wenn es ihm genug gedient hatte. Dies ist mein Geschenk an die Menschheit! Es ist gut, daß ich keine Waffe habe. Ich muß noch leben für Rösli. Ich hatte Pläne — große Pläne — Entwürfe — Hoffnungen — ich wollte etwas Gutes hinterlassen, etwas Nützliches — dem Leben dienen —'

Ihre Gedanken verwirrten sich, kreisten wild umeinander, kehrten mit tötender Schärfe zu dem einen Punkt zurück: ‚Was ist alles, das ich bestenfalls tun könnte gegen dieses Geschenk an die Menschheit! Hier ist das Wirkliche, das Schreckliche, Unentrinnbare! das Unaufwägbare!'

Als sie Schritte auf der Treppe unten hörte, ging ein Dröhnen durch ihren Kopf: ‚Sie werden heraufkommen, werden mich hier sehen, sie, die alles wissen, unsere ganze Schande.'

Mit tiefgebeugtem Nacken, des Schlages gewärtig, saß sie eine ganze lange Zeit.

Aber die Tritte verhallten wieder, und unsäglich traurig schien der halb verzehrte Mond über die schmutzigen, leeren, sich heraufwindenden Stufen.

Ach, daß es nicht wahr wäre, dieses Letzte, Abscheulichste! Daß ihr Sohn jetzt da heraufkäme mit dem elastischen Schritt seiner zwanzig Jahre, über diese leeren Stufen heraufspränge, die Augen glänzend vom langen, feurigen, begeisterten Gespräch mit den jungen Kameraden, sorglos pfeifend, unter dem triefenden Hut, voll schönen, unklaren Überschwangs, wie der junge Zwicky nach Hause zu kommen pflegte, die Arme reckend: ‚Hah, jetzt muß es dann anders werden! jetzt probieren wir's emal, wir, die Jungen.‘ Ach, käm er selbst, den Hut schief, selbstgefällig kichernd, mit Kotillonorden behängt, mit dem Sträußchen im Knopfloch — es wäre gut, es wäre alles gut! Nur nicht so! nur nicht dieses!

Und sie sah ihn heraufkommen, rot vor Scham und Stolz und Leidenschaft, mit der Zitternden, Scheuen, die halb Lächeln, halb Traum ist, die eine Augenblicksliebe ihm in den Arm geworfen, und die sich vergessen hat, Werkzeuge der Natur sie alle beide, der blinden, nicht bösen, nicht guten, gleichgültig schaffenden Natur . . .

Gut selbst dieses! Alles gut! Nur nicht so! Nur dieses Letzte nicht!

Sie konnte nicht länger warten. Sie schlug wieder an die Tür. „Hermann! öffne! ich bin da!“

Nichts regte sich, kein Laut kam.

Sie beugte sich zum Schlüsselloch, horchte an der Türritze: kein Atemzug war zu hören.

‚Ein Grab,‘ dachte sie, ‚schlimmer als ein Grab, viel schlimmer!‘

Und sie begann zu weinen, heiße, mühsame, versprengte Tränen.

‚Mein Geschenk an das Leben Gift, meine Gabe an die Menschheit diese fressende Pest!‘

Sie starrte in den gelben Mond hinter dem nassen Treppenfenster.

‚Moral insanity! dies ist moral insanity! Wir haben wenigstens auch dafür einen Namen! Vielleicht wäre es besser als alles andere, das ich tun kann, wenn ich ihn tötete. Ich würde es tun, wenn ich ihn liebte, aber — ach, ich liebe ihn nicht genug, um mich mit ihm zu vernichten.‘

Sie dachte an ihre Pläne, ihre Bestrebungen, und es schien ihr, als wären ihre Hände voll grauer Asche.

‚Ist nicht alles dies nur ein Mittel, um sich zu betäuben? Auch nur ein Opium? Damit ich den Abgrund nicht sehe, aus dem alles Leben aufgestiegen ist und in den es hinabsinkt? Wenn mein eigener Sohn, den ich von Kind auf hinüberziehen wollen auf die gute, auf die positive Seite — was ist dann Erziehung? Beispiel? Gewöhnung? Zu wem redet man?‘ Und es fiel ihr ein, zu wem

seit Jahrtausenden die Weisen und die Dichter geredet, und eine ungeheure Angst ergriff sie. Ihr Mittel versagte, ihr Opium versagte, und sie stürzte in das Bodenlose hinab.

* * *

„Junger Herr! Herr Geyer! Ihre Mutter ist kommen!“ schrie die Wirtin und bearbeitete kräftig die Tür. Es war heller Tag.

Gedemütigt stand die Mutter daneben.

„Meine Mutter? — Sofort!“ rief es aus Hermanns Zimmer und dann noch einmal: „Ich komme schon.“

Die Tür tat sich auf.

„Nun, da haben wir den jungen Herrn.“ Lachend trottete die Wirtin davon. Hermann war da.

„Liebe Mama, diese Überraschung. Willst du nicht Platz nehmen? Du mußt aber früh von Zürich fort sein! Es ist doch nichts passiert? Entschuldige die Unordnung, ich habe spät gearbeitet. Oder willst du dir nur einen Feiertag gönnen? Was ist denn los?“

Hermann war wohlgewaschen und frisiert, in guten Kleidern; das Zimmerchen duftete nach Veilchenseife und war aufgeräumt, das Bett zugedeckt;

auf dem ovalen Tische vor dem Sofa lagen viele Bücher in neuen, schönen Einbänden, mit glänzenden Goldtiteln. Aufgeschlagen aber war eine große, silberbeschlagene Bibel, von deren vergilbten Seiten bunte Initialen leuchteten.

Ohne die Mutter anzusehen, fuhr Hermann herum, das heißt: er glitt mit unhörbaren, geschmeidigen Bewegungen. Eben trug er eine Schnurrbartbinde von der Kommode zum Lavor und legte sie schmunzelnd in Papier, rosa Seidenpapier, das fröhlich knisterte. Dabei sprach er fortwährend.

„Tante Ludmillas Familienbibel, die mußt du dir ansehen, Mama. Nun, wie geht's daheim? Aber daß du dich losgemacht hast!"

Auf seinen blassen Backen waren hektische Flecke, die Nervosität seiner Gebärden nahm zu, als die Mutter noch immer schwieg.

„Aber schlechtes Wetter! Es regnet," sagte er mit harmlosen Blicken nach dem Fenster.

Josefine konnte nicht sprechen, und er sprach immer weiter, mit immer mehr sich rötenden Backen und immer unruhigeren Gebärden. Schiefe Blicke fuhren über sie hin, über ihr eingefallenes Gesicht, ihre nassen Kleider.

Mit trockenem Gaumen brachte sie endlich hervor: „Genug. Packe zusammen. Heim."

Er sprang empor, tat, als verstehe er nichts . . .

Da sagte sie's ihm.

Aber er leugnete rundweg.

‚Ein falscher Verdacht! Ganz falsch! Schließlich, warum nicht zugestehen, wenn es nicht falsch wäre? Alle tun so, man ist keine Ausnahme. Es gehört sich, daß ein junger Mann das Leben kennen lernt. Frauen — natürlich — anständige Frauen wissen diese Dinge nicht und brauchen sie auch nicht zu wissen. Aber ein Mann — das ist etwas ganz anderes! . . .

„Ich saß hier und arbeitete, habe das Zimmer den ganzen Tag nicht verlassen. Es kann ja sein, wenn du mich gesehen haben willst, daß ein anderer — Hier im Haus wohnen mehr Leute — Und jeder findet, daß man das Leben kennen lernen muß. Ein Mucker, ein Duckmäuser? aber wozu denn? Welche Mutter verlangt von ihrem Sohne, daß er wie ein Asket lebe? welche anständige Mutter kümmert sich überhaupt? das sind die Nachtseiten des Lebens! Man ist sinnlos betrunken, nun ja. Auch das muß man einmal durchmachen. Und was man in der Betrunkenheit tut oder sagt — dafür ist man nicht verantwortlich. Nicht mal vor Gericht. Ich weiß von nichts, entsinne mich nicht. Du bist eine Ausnahme, Mama, aber ich bin normal! Ein gewöhnlicher, normaler Mensch, Gott

sei Lob und Dank. Du denkst nun gleich, ich sei schlecht, ich sei verloren, aber das ist sehr unrecht von dir, und wenn du das Leben sähest, wie es wirklich ist — Verachten? nicht verachten etwa? ein feiles Geschöpf, das sich für ein paar Centimes preisgibt, das soll ich nicht verachten? Aber du, Mama, du hast sogar vom Onkel Léon und Onkel Albert verächtlich gesprochen, nur weil sie am Gelde gehangen sind!"

Auf all seine Verteidigungsversuche erwiderte Josefine nur das eine: „Zusammenpacken! Sofort."

Mechanisch gehorchte er, fortwährend redend und scheltend: „Du bist die schrecklichste Despotin, Mama, die es geben kann! Es wird mir bei dir gehen, wie es dem Pape gegangen ist. Eine Puppe, eine Mumie machst du aus dem Menschen. Ach, du fängst ja sogar mit Rösli an," sagte er mürrisch und hämisch, „sie schreibt mir, du sähest es nicht gern, daß sie Verse macht. Alle, alle willst du uns zerquetschen! Aber ich muß heraus! Ich lasse mich von Tante Ludmilla adoptieren, und dann geh ich nach Deutschland und werde deutscher Bürger. Eine Stellung und ein Vermögen ist gar nichts Schlechtes! Du verdrehst alles. Du mußt also überall nur schlechte Menschen sehen, denn alle wollen eine Stelle und Geld. Nirgends, in keiner Familie, gibt es eine Mutter, wie du bist."

Als sie nach Zürich zurückkamen, mußte sich Josefine sofort zu Bett legen.

Die Kollegin konstatierte eine Nervenüberreizung und Erschöpfung.

Drei Wochen lag sie krank und fast ohne zu reden. Dann erhob sie sich, nahm ihre Bücher wieder vor, nahm ihre Praxis wieder auf.

Die Patientinnen brachten ihr viele Blumen, und Rösli schrieb ein Gedicht zu ihrer Genesung.

* * *

Mit vergrößerten Augen und ruhelos ging Josefine ihrer Tätigkeit nach, das Opium schien nicht mehr zu wirken. Sie hatte einige Vorträge angesagt, aber sie verschob das alles auf eine günstigere Zeit, und sie schalt sich deshalb. ‚Ein fauler und ungetreuer Knecht,‘ dachte sie, ‚der sein Pfund nicht benutzt, das ihm verliehen. Wer weiß, wie lange ich noch sprechen kann — wie lange ich noch lebe.‘ Und dann schien es ihr, als kämen Schatten geschlichen und hüllten sie ein in dunkle Tücherwolken und begrüben sie unter den Nebeln, den ewigen Nebeln der Niederung.

Mit melancholischem Achselzucken beobachtete sie sich selber und die nachgebliebenen Spuren der kaum überstandenen Krankheit. Laute Musik durch-

schütterte sie; bei einer Aufführung des „Fliegenden Holländers" fiel sie in Ohnmacht und brauchte einen Tag nachher, um sich ganz zu erholen. Plötzlich, beim ersten Erblicken einer Verwundung oder nur bei der Abnahme eines Verbandes erfaßte sie ein unbezwinglicher Ekel — ja, als sie eines Tages aus einem Bande von Langs „Vergleichender Anatomie" ein flüchtig hineingeschobenes Rezept herausnahm und sich das Buch dabei aufblätterte, erschrak sie heftig bei der Abbildung eines ganz gewöhnlichen Skorpions.

Sie fühlte es kalt vom Kopfe abwärts rinnen, warf das Buch hastig auf die Seite, und es schien ihr, als sähe sie das vielgliedrige, rotbraun schillernde Fußtier auf der grünen Schreibtischplatte herankriechen. Mit einem Schrei sprang sie auf, faßte sich an die Stirn und zwang sich zur Klarheit, während sie zitterte und einen süßlichen, betäubenden Geruch in der Umgebung verspürte.

„Dumm! dies ist dumm!" murmelte sie und schlug das Buch wieder auf, sah den Skorpion lange und aufmerksam an. „Ich werde mich doch nicht vor mir selber lächerlich machen?" Und — in der Tat — das Häßliche verlor seine Wirkung, und sie war imstande, ein Spiritusexemplar eines Skorpions aus ihrem Schrank zu entnehmen und mit der Abbildung zu vergleichen. Es ging auch

vollständig gut, bis sie in dem Chitinpanzer des konservierten Tieres seitlich eine weiche, gelbweiße Stelle entdeckte, aus der eine gefranste Masse hervorquoll. Da kam der Widerwille so stark, daß sie Brechreiz verspürte . . .

Und als sie bei einer Sektion im Irrenhause das stark veränderte Hirn eines Trinkers zugereicht bekam, entglitt die Schale ihren plötzlich entkräfteten Händen, und das frische, blutige Hirn und die blutige Schale, auf der es so weich und rund aufgelegen, und die Medizinerin — alles fiel miteinander auf den Boden, in den Staub. Es war sehr unangenehm — das kostbare Präparat war stark beschädigt und fast unbrauchbar geworden durch Staub und Glassplitter, und die Medizinerin war mehrere Stunden hindurch ohnmächtig und tief beschämt.

Nach diesen Vorfällen wurde Josefine ein wenig ängstlich, und was noch seltsamer war — ihr Mann, Georges Geyer, wurde ängstlich und bekam einen Blick und eine Aufmerksamkeit für Josefine — etwas ganz Neues und Unerhörtes bei ihm.

„Hermann hat dich auf dem Gewissen,“ wiederholte er oftmals bedauernd, „das Mutterherz bleibt eben doch der schwache Punkt . . .“

Vor diesen anteilvollen Blicken, diesen mitfühlenden Worten floh Josefine, sie waren ihr die bitterste Bestätigung ihrer Schwäche.

‚Es wird vorübergehen,' dachte sie, ‚mir wurde auch einmal schlecht, anfangs, im Präpariersaal, als ich die Hand der Näherin sezieren mußte! Und ist's nicht später gut gegangen? Aber er wünscht es, er wünscht, mich herunterkommen zu sehen.'

Und sie hielt sich steif aufrecht und bemühte sich, ruhig und heiter auszusehen, wenn Georges in der Nähe war. Und die Gebärde der Ruhe und Heiterkeit wirkte stärkend auf ihre Stimmung.

Seltsame Ableitungen für ihre Unruhe suchte und fand sie in dieser Zeit: Ein notwendiger Besuch beim Zahnarzt brachte sie auf die Wahrnehmung, daß körperliche Schmerzen ihre Erregung abzustumpfen vermöchten. Nun wurde sie eine tägliche Patientin des Zahnarztes, ließ plombieren, feilen, ein paar alte Stumpfe beseitigen und fand dabei fast Vergnügen. Schmerz wurde als Wohltat empfunden, als angenehmer Reiz, als die beste und vollkommenste Zerstreuung. Später dann, betroffen, unheimlich klar, gestand sie sich, daß hier eine Vorstufe jener Selbstverletzungen und Verstümmelungen vorliege, die den Irrenärzten so viel Kopfzerbrechen über ihre Patienten verursachen.

Und sie unterließ jene Besuche und zwang ihre Unruhe nieder, verschrieb sich selbst Beruhigungsmittel und kräftige Diät.

„Etwas Blut pflanzen!“ sagte sie sich, wie sie es ihren Patientinnen sagte, aufmunternd, lächelnd.

„So lange ich noch meinem Willen gehorche, nicht meinem Widerwillen, so lange bin ich noch nicht verloren,“ redete sie sich zu.

Und sie vermochte es, ihren eigenen Willen zu tun, sie hielt auch wieder Vorträge gegen die Autorität.

Aber sie fühlte, wie das, was einmal lebendige, glühende Empfindung gewesen, allmählich zum Wort, zum fertig geprägten Satz erstarrt war, und daß zuweilen nicht sie es war, die redete, nicht ihre Seele, sondern aus ihr heraus ein täuschend ähnlicher Automat, sodaß sie sich vor ihm entsetzte.

Einmal, in einem der Vorträge, war Georges anwesend, ohne daß Josefine davon wußte.

Beim Hinausgehen durch das lebhaft interessierte Publikum, das ihr noch dankte, gesellte sich der kränklich aussehende, gebeugte Mann mit dem ergrauten Spitzbart ostentativ zu ihr. Mit einer lebhaften Bewegung streckte er ihr die Hand hin, über einige Dazwischenstehende hinweg. Und laut sagte er mit seiner röchelnden Stimme: „Ausgezeichnet! Bravo, Séfine, das war eine Leistung!“

Die Frau schrak zusammen bei der lauten Anrede, starrte wie eine Nachtwandlerin und stammelte: „Was war es denn? was habe ich gesagt?“

Und erschöpft und ängstlich ließ sie sich von ihm hinausführen, an seinem Arm, durch die Menge, die er triumphierend und mit Schweißtropfen auf der kahlen, gefurchten Stirn betrachtete.

Sein Arm, seine Stimme zitterte.

„Willst du fahren, Séfine?“ sagte er zärtlich und beugte sich zu ihr, „willst du etwas trinken?“

Sie faßte sich an die Stirn. „Was habe ich gesagt? Wenn ich nur wüßte —“

Sie vergaß alles, lehnte sich an ihn und empfand nur noch seine Zärtlichkeit wie etwas Stützendes, Gutes.

„Séfine, teures Weib, ich werde jetzt arbeiten, ich werde Agenturen übernehmen,“ sagte Georges beim langsamen Heimgehen, „wenn zwischen uns wieder — zwischen uns die alte Liebe —“

Er bebte vom Kopf bis zum Fuß, schlotterte im Gehen, schluchzte, preßte ihren Arm.

„Ja, ja, ja,“ murmelte die Frau, immer die Hand an der Stirn, „wenn ich nur wüßte —“

Im Hausflur nahm er sie in die Arme und küßte sie.

„Ach nein, ach nein,“ wehrte sie und begann zu weinen, aber alles still wie im Traum.

Mit einem wirren, abwesenden Ausdruck langte sie endlich in ihrer Wohnung an.

„Heute hat ein anderer gepredigt,“ sagte sie

zu dem aufgeschreckt horchenden Rösli. „Ich war nicht da.“ Sie lachte und sah sich nach Georges um, der mit erregtem Gesicht ihren Hut betastete, der ihm am Arm hing.

„Wir haben ihn abgenommen, er hat keinen Schaden gelitten,“ sagte er und legte den Hut auf den Tisch. „Tee! geschwind! siehst du nicht, daß sie erschöpft ist?“ schrie er Rösli an, und dann ging er mit großen Schritten auf und nieder. „Ich werde hier das Regiment übernehmen, so geht es nicht länger.“ Und er hielt das erschrockene Mädchen in der Tür auf: „Rösli, ich erwarte es von dir! Du hast dich zu sehr gehen lassen. Wir haben uns alle zu sehr gehen lassen.“

Dann setzte er sich neben Josefine auf das Sofa, umarmte sie und lehnte ihren Kopf an seine Schulter! „Teure! schlafe! ruh aus! Ich werde das alles in Ordnung bringen.“

Josefine schlief sanft ein.

* * *

Sie wußte nichts von all diesem am anderen Tage.

Ihres Vortrags entsann sie sich ziemlich gut wieder, nicht aber der späteren Vorgänge.

„So entstehen die Geschichten von Doppel=

gängern," sagte sie nachdenklich, „oder vom zerlegten Ich. Es ist interessant, das alles an sich selbst zu beobachten." Dann fragte sie Rösli: „Jemand war gut zu mir, stützte mich, führte mich. War es der Vater?"

Und sie errötete bei dieser Frage, sah, daß auch das Kind errötete und nickte.

„Nun, wir sind wunderlich, wir Menschen, gelt, Rösli? Was wissen wir von uns? was wissen wir von einander? Machst du noch Verse?"

„Ja," sagte die Kleine schüchtern.

„Und auf was? an wen, Rösli?"

„An dich, Mama," innig sagte es das Kind und beschämt.

„An mich?" Josefine staunte und seufzte, streckte die Hand aus . . . „Und es war der Vater, der mich führte?" träumte sie verwundert, laut.

„Er war so in Angst um dich, Mama," lispelte Rösli.

„Ist das wahr?"

Josefine blickte in den matten Februarsonnenschein, der die kleinen Brötchen auf dem Frühstückstisch und die gelbe Butter und das schlanke Stengelglas mit den gelben, duftenden Trompetenblumen sanft vergoldete.

Sie fühlte sich gerührt und schwach.

Mit matten Flügelschlägen bewegte sich um sie, so schien es ihr, ein armes, gedrücktes, licht-hungriges, liebedurstendes Leben, wartend — gespannt — unheimlich. . . .

Und sie stützte den Kopf und schloß die Augen, und es war ihr wie einer ruhmlos Überwundenen.

* * *

In diese Schwüle flog wie ein Bote himmlischer Erquickung ein von fremder Hand mit blauem Tintenstift geschriebener Brief.

Er lautete so:

Dorf Glatt, Ct. Zürich. 3. 3. 199 . . .

Verehrte Frau!

Obwohl ich Sie nie gesehen, bewahre ich doch ein so deutliches Bild von Ihnen in der Seele, daß ich in einer schwierigen und furchtbaren Angelegenheit mich an Sie wende, als an die einzige, die helfen kann.

Ich habe ein großes Vertrauen zu Ihnen; Ihre Bemühungen um die unschuldig gekränkte Kindheit sind mir wohlbekannt, und mit innigem Anteil und herzlicher Dankbarkeit bin ich Ihren Bestrebungen seit Jahren gefolgt. Ja, es kann nicht übel stehen um die Welt, solange „gute Kräfte

sinnvoll walten" wie in Ihnen, verehrte Frau! Oft schöpfe ich Freudigkeit aus dem Gedanken an Sie, die Sie kein Verzagen, kein Ermatten kennen.

Die Angelegenheit, in der ich Ihre gütige Hilfe heische, verlangt persönliche Besprechung. Leider, leider kann ich zu Ihnen nicht kommen, das ist mir nicht vergönnt. Werden Sie die Güte haben und zu mir kommen? Ich bitte Sie darum im Namen der Menschlichkeit, der Sie dienen, im Namen der unschuldig gekränkten Kindlein, deren Recht Sie verkündigen.

Nur Sie können helfen, nur auf Sie hab ich meine Hoffnung gesetzt. Es wird Ihnen Zeit kosten, aber da Sie retten sollen, wird es Ihnen um die Zeit nicht leid sein, wie ich Sie kenne. Unser Dorf liegt vier Stationen von Zürich weg, kommen Sie, wann Sie können, ohne Anmeldung. Fragen Sie nur nicht nach im Dorfe — ich lege Ihnen eine Skizze des Weges bei, den Sie gehen müssen, um mein Haus zu finden. Von der Kirche zum Brunnen links, dann über die Brücke, an der die große Linde steht. Von da ist's nimmer weit, die Kiesgrube bleibt rechts, hinter unseren Häusern beginnen gleich wieder die Felder.

Ich erwarte Sie mit Sehnsucht und grüße Sie in Verehrung.

Ihr Rudolf Fischer.

Josefine hatte schon öfter Briefe ähnlichen Inhalts empfangen, sie kamen von jenen unbekannten Freunden, die sie in ihren Vorträgen anrief, die sie überall in der Welt verstreut wußte, und deren Dasein ihr Herz gewärmt und erhoben hatte bis zu diesem letzten, schweren Erlebnis.

In den Tagen dieses Kummers, in den Wochen dieser Niederlage, in den Monaten dieser Verzweiflung hatte sie die unbekannten Freunde vergessen.

Und nun meldeten sie sich wieder, meldeten sich durch diesen Brief des Vertrauens und der Sympathie, riefen sie zu Hilfe, wandten sich an ihre Kraft.

‚Wer ist Rudolf Fischer?

Warum kann nicht er kommen?

Was verlangt er von mir?

Wie ist es möglich, daß er an mich glaubt, an mich, die ich selbst nicht mehr an mich glaube?‘

Der warm innige Ton des fremden Briefes war wie ein Duft auf ihren Wegen. ‚Die Veilchen kommen wieder, und es wird nun Frühling, und ich — ja, ich fühle, daß die Sonne wärmt, auch mich wärmt, und ich bin nicht mehr schwach, ich werde niemand enttäuschen, der mich für stark hält — ich werde sogleich — sogleich heute — heute ist Sonntag, und ich bin frei — sogleich fahr ich zu diesem Rudolf Fischer im Dorfe Glatt!

Dies ist eine dringliche Sache!‘

Sie rief Rösli und fragte sie, ob sie mit ins Dorf fahren wolle.

Das Mädchen zauderte. „Ins Dorf möcht ich schon, aber zu den Kranken nicht.“

„Dies ist kein Kranker, Mädchen — dies ist ein kräftiger Mensch, der um andere sorgt.“

Rösli drehte sich hin und her. „Wenn er nicht krank wäre, gingest du nicht, Mama — du gehst ja nur immer zu Kranken.“

„Aber ich sage dir — und — übrigens — ist es dir denn so unangenehm, zu Kranken —“

Die Kleine nickte kummervoll; ihr zartes Gesicht drückte heftigen Ekel aus.

„Ich kann es nicht, Mama — laß mich zu Hause, sie sind so häßlich anzusehen, und“ — aus den glanzlosen, dunklen Augen kam ein Anklageblick, zornig und düster — „du gehst ja nur immer zu ihnen, sogar am Sonntag.“

Josefine wandte sich ab. „So bleib,“ sagte sie herb, „es wird einmal niemand glauben, daß du mein Kind bist. ‚Häßlich und langweilig‘ — andere Worte hört man nicht von dir! Schäme dich!“

Rösli nickte, blutrot im Gesicht, dann tropften Tränen herunter auf die zusammengepreßten Hände. „Immer sagst du das! Immer! Immer!“

Josefine wurde ungeduldig. „Ach, das Gewinsel! Mach dich fertig und komm! Zu Mittag sind wir zurück, aber Papa und Hermann sollen voraus essen, auf alle Fälle.“

Rösli wollte nicht, nun erst recht nicht . . .

„Heut nachmittag ist doch die Vorstellung, Mama! Ich will lieber ins Theater. Ich freue mich so auf die ‚Versunkene Glocke‘. Es kommen Elfen drin vor und Waldgeister. Gehst du nun nicht mit hin?“

„Weiß nicht, ob ich zurück bin — die ‚Versunkene Glocke‘ kann man noch immer sehen, Kind.“

Ein Wehlaut schrillte. Rösli weinte laut. Plötzlich schrie sie ganz außer sich: „Ich hasse die Kranken! Oh, wie haß ich sie!“

Sie stampfte mit den Füßen, wie sie als eigensinniges Kind zu tun pflegte, schüttelte ihre Locken, lief endlich hinaus.

Nicht einmal Adieu hatte sie gesagt.

* * *

Josefine fuhr.

Aber sie war tief niedergeschlagen, und zuweilen vergaß sie ganz, wohin sie fuhr.

‚Sie sind mir entglitten, alle miteinander. Nina, meine kleine Knospe, die dort oben liegt unter den Gletschern von Camischolas, Hermann,

der dort unten kriecht im Sumpf der gemeinsten Niedrigkeit seinen widrigen Genüssen nach — und mein Rösli — mein Rösli ein Nichts, eine kleine, enge, hirnlose, eifersüchtige Taube!

Was wird ihr Schicksal sein?‘

Der Zug rollte langsam durch eine hellbesonnte Hügellandschaft. Zwischen den blauenden Wäldern dehnten sich ebene, weiße Streifen, die Täler im leichten Schneeüberzug, der vor der Sonne zerfloß. Hier und da lag schon eine Matte schneefrei im gelblichen Sammetgrün des Frühlings. Buchen und Eichen glitten nahe am Wege vorüber, rostrot und blank im Schmuck der vorjährigen Blätter. Ein kleiner Birkenwald, durch den sie fuhren, stand noch blattlos, aber sonnig rotbraun das kahle Geäst; schon stieg darin der Saft des neuen Lebens. Und als Josefine den Wagen verließ, begrüßte sie auf dem lehmigen Eisenbahndamm die kleinen, goldgelben, feinstrahligen Sonnen des Huflattichs, die sich überall zwischen den Steinen hervordrängten, mit denen die Böschung belegt war, in kleinen Trupps, die rotbraunen Knospenknöpfchen dreist und hoch zwischen den aufgeblühten Sonnchen.

‚Wäre doch mein Rösli hier,‘ dachte die Mutter, und sie atmete tief den frischen, feuchten Hauch der sprossenden Erde, und dann bückte sie sich zu den frühen Blumen, dem Huflattich und dem zarten

Ehrenpreis, der am naßglitzernden Feldrain dicht über dem Boden seine kleinwinzigen Blauäugelein aufsperrte. Aber sie pflückte sie nicht.

Und wieder beschwichtigte sie ihre Angst mit der Hoffnung, daß Rösli ein Talent entwickeln würde, eine musikalisch-dichterische Begabung.

‚Sie ist noch Kind,‘ tröstete sie sich, ‚und Kinder sind Egoisten. Sie wird über sich hinauswachsen, und allmählich wird in ihre kleine Versmusik eine Seele einströmen. Meine weiße Hyazinthe im Keller, meine seltene Blume,‘ dachte sie zärtlich.

Sie trat auf den Dorfweg, und die köstliche Frische des Frühlingstages kühlte ihr die Stirn. Wie ein Hort des Friedens lag das saubere, behäbige Dorf mit seinen großen, weiß oder rosa getünchten Häusern, eingebettet in die weiten Felder, zwischen denen der Pfad hinführte. Überall ragten die grünen Spitzen der Saat aus der leichten Schneebedeckung, einladend wand sich links ein schmaler Fußsteig in den Wald, einen lichten Buchenwald, voll dunkelgrünen Efeus am Boden und an den weißgrauen Stämmen hinauf.

Josefine hielt den kleinen Plan aus Fischers Brief in der Hand. Sie blickte darauf von Zeit zu Zeit und fand ihn wunderbar genau, jedes Haus, jede Straßenkrümmung war darauf verzeichnet.

Still und feiertäglich, mit blanken Fenstern

und blühenden Geranien und knospendem Goldlack dahinter lagen die Häuser. Die Scheuern waren geschlossen, kein Ackerwagen stand im Wege, die Dungstätten waren sorgfältig aufgeschichtet, die Stalltüren standen halb geöffnet, um Luft und Sonnenschein zu den friedlich wiederkäuenden Tieren einzulassen.

Aus dem roten Kirchlein, an dem Josefine vorüberkam, erklang des Pfarrers skandierende Stimme; das stattliche, steinerne Schulhaus trug in breiten, weißen Buchstaben auf rotem Grundbande die Inschrift: ‚Wissen ist Macht.‘

Am Gasthaus „Zum Hirschen,“ dessen Fenster aus neubemalten, rotbraunen Rahmen wie dunkle Augen blitzten, trat der Wirt unter die Tür und prüfte den Eindruck des Geweihschmuckes an seiner Mauer auf die Vorübergehende.

Dann war das schnelle, glatte, grüne Flüßchen da, mit spielenden Kindern an den grasigen Hängen; die Kinder boten ihre schmutzigen Händchen dar und lispelten ein scheues, verwundertes „Grüeß Sie.“

Dann kam die Linde, kurzstämmig, mit einer mächtigen, halbkugeligen Krone, die sogar laublos einen großen, netzartigen Schatten warf über den hellgetrockneten Weg und das glatte, gleitende, grüne Flüßchen, und aus der es in klaren, sonnenblitzenden Tropfen regnete.

Und dann war links ein niederes Häuschen mit grünen Fensterrahmen und braunem Fachwerk auf weißgetünchter Wand, und das kleine Haus hatte ein schmales, abgegriffenes, lose angelehntes Türchen über drei ausgetretenen Steinstufen.

Josefine sah nochmals auf die kleine Bleistiftskizze: dies war das Haus.

Sie schlug das Türchen nach innen und befand sich auf einem schmalen Gange, wo es nach Heu roch und ganz dunkel zu sein schien, aber das war nur der Gegensatz gegen die Lichtfülle des Frühlingsmorgens, aus der sie kam. Im Türchen war ein Fenster, und auch die kleine Tür, auf die sie zuging, besaß ein Fensterchen.

Sie tastete sich entlang und klopfte.

Eine Stimme, die lauter Willkommen war, sagte „Herein!".

Das braune Zimmerchen mit der niederen Balkendecke war hell durchsonnt. Und all das klare Frühlingssonnenlicht fiel auf ein weißes Bett und auf einen dunklen Kopf auf den Kissen, einen Kopf, der tief und unbeweglich fest liegen blieb, während die Stimme, die wie von fernher hallende Stimme eines Menschen, der im Wald nach seinem Freunde ruft, unsicher aufhorchend sagte: „Grüeß Sie Gott . . ."

Befangen, überrascht blieb Josefine an der

Tür stehen. „Ich bin hier eingedrungen,“ sagte sie, „verzeihen Sie doch, ich suche Einen, Namens Rudolf Fischer.“

Der bleiche, dunkle Kopf unter dem dunklen Haar lag regungslos und tief wie zuvor, aber in die Wangen strömte es rot, und die seltsam ergreifende Stimme sagte: „Sie sind am rechten Ort.“ Und plötzlich lauter rief er: „Ach, aber Sie kommen von Zürich? Sie sind die Frau Josefine Geyer? O, Mutter! Mutter! es freut mich! aber es freut mich!“

„Sie sind der Rudolf Fischer, der mir geschrieben hat?“ Josefine kam an das Bett.

Er bewegte die Hand ihr entgegen, aber zitternd, schwach, auf der Decke entlang. Josefine nahm sie in die ihre; es war die heiße, überzarte, durchgeistigte Hand eines Schwerkranken. „Ich bin's, der Ihnen geschrieben hat, und so schnell sind Sie gekommen zu dem ganz Fremden,“ sagte der unbeweglich auf dem Rücken Daliegende, ihre Hand fest drückend, und immer noch mit dem Rot der Erregung in dem feinen, scharfen Gesicht mit der breiten Stirn über den tief eingesenkten Augen. Das gleichmäßige, gelbliche Blaß war wie von einem inneren Feuer durchglüht, wie durchscheinender Marmor, hinter dem das Abendrot brennt. „O, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind! Ich

danke Ihnen.“ Und mit ein wenig erhobener Stimme rief er wieder: „Mutter! Mutter!“

„Sie sind krank? Ihr Brief ließ mich das nicht vermuten. Sie liegen schon längere Zeit?“

„O ja! Seit zweiundzwanzig Jahren. Mutter! Mutter!“

Wie aus der Wand hervor trat ein altes Weiblein, braun wie eine ausgebrannte Kohle, verbrannt vom Leben, auf dem Kopfe ein wenig aschengraues, dünnes Haar, mit roten, ausgeweinten Augen, in deren Grund es warm und stetig leuchtete. Sie streckte eine hartgearbeitete, runzelige, aber feingeformte Hand aus, der Besucherin entgegen; mit der Linken hielt sie ein großes, frisches Brot an das weite, blaue Kattunjäckchen gedrückt. Die ausgeweinten Augen blitzten auf, und eine tiefe, innige Güte, die kein Leiden zu verzehren vermocht, sprach aus ihrem Gesicht. Mit den Worten des Sohnes begann sie: „Ach, aber das freut mich! Frau Josefine Geyer, das freut mich aber auch, daß Sie zu uns kommen! Sitzen Sie! Nicht auf die Bank, hier auf den Sessel, daß mein Rudolf Sie auch sehen kann!“

Josefine saß und blickte bald den Kranken, bald die Mutter an. Wie ähnlich sie sich waren, obwohl in den Zügen ganz verschieden, und obwohl die Frau in Tracht und Aussehen eine schlichte Bäuerin war, während der Sohn mit dem geist-

vollen Gesicht und den schlanken Händen keinem Stand und keiner Klasse angehörte.

Aber auch der Mutter Ausdrucksweise und Benehmen hatte etwas Freies, Vornehmes, Gehobenes, wie Josefine das nie bei einer Bäuerin gefunden. Mit unendlicher Liebe blickte sie auf den kranken Sohn und sagte: „Er hat's sich so arg gewünscht, daß Sie kommen möchten, er hat etwas auf dem Herzen . . Es plagt ihn bei der Nacht."

„Ja, es plagt mich," wiederholte der Sohn, „aber Sie sind nun meine Hoffnung." Er hob mit der rechten Hand ein ovales Spiegelchen am Griff von der Wolldecke seines Lagers und brachte es unter seine Augen. „Ich sehe Sie gut," sagte er lächelnd, „wie jung und frisch Sie sind, o, das ist herrlich! Mit Hilfe dieses kleinen Spiegels, den ich bewege, schaffe ich mir Ersatz dafür, daß ich die Augen nicht bewegen darf. Nein, den Hals kann ich nicht drehen, die Nackenwirbel sind verwachsen. Die kleinste Bewegung — auch der Augen — macht mir arge Krämpfe, tagelang. Aber so geht's." Er bewegte das glitzernde Spiegelchen. „Das Gras wird grün, die Spatzen tragen zu Nest. Aber die herrliche Zeit für mich ist vorbei — nun — es geht halt auch so . . ."

„Wann war die herrliche Zeit für Sie?" fragte Josefine mit angehaltenem Atem.

„Im Winter, da ist meine Mutter bei mir," lächelte der Kranke, „im Sommer bin ich viel allein, die Mutter ist draußen, auf unserem Land. Aber die Tür ist offen, es kommt Besuch, sie kommen alle herein, bald der eine, bald der andere, ‚Grüeß Gott' sagen. Das ganze Dorf kommt, sogar jene, die ich lieber nicht sähe," setzte er mit unterdrücktem Ton hinzu.

Die Mutter ging hinaus, um einen Kaffee zu bereiten für die Besucherin.

„Wie konnten Sie den Weg aufzeichnen, den Sie so lange nimmer gegangen sind?" wunderte sich Josefine.

„Den habe ich im Kopf. Das Gedächtnis ist eine wunderbare Kraft! Ich habe nie zuvor daran gedacht, daß ich die Lage unserer Wohnung im Dorfe und das Dorf selbst so fest im Kopfe hätte, aber als ich mir überlegte, daß Sie den Weg nicht kennten, und daß es notwendig wäre, Sie allen Fragens zu überheben, da nahm ich den Stift und das Papier und zeichnete jenen Weg ohne Mühe und ohne Nachsinnen. In solchen Augenblicken fühlt man sich reich. Sie fanden sich gut zurecht? Es gab keine Fehler?"

Er war unbeschreiblich rührend in seinem kindlichen und so begreiflichen Ehrgeiz und bewunderungswürdig in seiner Dankbarkeit.

„Oft und oft, viel öfter wohl, als ich selber weiß, bin ich, während ich hier lag, den halbstündigen Weg zur Station und zurück gewandert und habe so im Geiste repetiert. Aber Häuser sind gebaut worden, die ich nie gesehen, Güter haben andere Grenzen erhalten, da kam dann die Phantasie, die unentbehrliche Göttin, zu Hilfe, daß alles der Wirklichkeit entsprach. Innig dankbar zu sein — wieviel Ursache habe ich jeden Tag!“

Er sah so gehoben, so glücklich aus, dieser Leidende mit dem unbeweglichen Nacken und der beweglichen Seele; mit den kraftlosen Gliedern und der sieghaften Intelligenz. Und dazu diese kindliche Freude an seinem eigenen Können, dieser liebenswürdige menschliche Zug, der alle Zärtlichkeit erweckt.

Josefine sprach mit ihm über seine Krankheit. Er antwortete so, als handle es sich um eine dritte Person, nicht um ihn selbst. Eine heitere Objektivität war hier, eine abgeklärte Ruhe ohne Hoffnung.

„Ich habe eine Entzündung und Verwachsung der Halswirbel, eine dadurch bedingte Zerrung und Schädigung des verlängerten Marks. Es begann, ohne nachweisbare Ursache, als ich im Seminar war, ich zählte siebzehn Jahr. Gelähmt? Nein, bis jetzt nicht, dauernd nicht, aber kraftlos. Ich wäre so dankbar, wenn es nur so bliebe. Aber es wird

nicht. Schon einmal gab es eine Lähmung hier im rechten Arm. Vorübergehend war ich blind, und die Gefahr des Erblindens besteht immer. Noch kann ich lesen und schreiben, wie Sie wissen. Das kleine Pult von der Decke wird dann herabgelassen. Ich lese viel — der Pfarrer liest mir auch vor. Mit dem Essen ist's einfach, ich hab seit vielen Jahren meinen Teller nicht mehr gesehen, und mein Speisezettel ist der denkbar bescheidenste. Es ist nicht ganz leicht, als vermögensloser Mensch zweiundzwanzig Jahre lang krank zu sein."

Noch immer wußte Josefine nicht, wozu Rudolf Fischer sie hergerufen. ‚Vielleicht ist's doch die Medizinerin, von der er ein neues Mittel für sich erhofft,' dachte sie, und ihr sank das Herz. Wenn dem so wäre, wer hätte die Unbarmherzigkeit, hierin etwas Herabsetzendes für den Kranken zu finden? Aber wir sind so geartet, daß wir uns fieberhaft sehnen nach dem Unbegreiflichen, nach dem Übermenschlichen im Menschen, nach dem, was wir selbst nicht tun könnten, das wir nicht von uns fordern würden, und das wir uns nicht zutrauen.

Und Josefines Seele, die so lange das kleine Stöhnen des Mitleidheischenden gehört hatte und den dumpfen Schrei des gepeinigten Fleisches — bebend horchte sie auf die Stimme dieses bleichen

Überwinders im niederen Bauernstübchen. Daß er nicht für sich selber bitte, sondern für einen anderen, wünschte sie zu erleben. Es war etwas Mitleidloses, fast Grausames in diesem Wunsch, das fühlte sie. Aber mit abergläubischer Heftigkeit bewegte er sich in ihr. Sie sehnte sich, wieder zu glauben an den Menschen in der Erhöhung, nachdem sie so lange den Menschen in der Erniedrigung gesehen.

Und der Kranke schien ihre Sehnsucht zu erraten.

„Bis die gute Mutter mit dem Kaffee kommt, sag ich Ihnen geschwind, weshalb ich Sie da herausbemühen mußte," begann Rudolf Fischer, und wieder war sein Ton so frisch und lebhaft, daß man sein Kranksein vergaß. „Es ist besser, die Mutter ist nicht zugegen, sie fürchtet sich meinethalb, die treue Mutter, und nicht ganz grundlos, aber hier gilt es, keine Furcht zu haben, denn es geht um zwei Menschenleben. Merken Sie auf. Nicht weit vom Haus, bei Nachbarsleuten, sind zwei fremde Bübli untergebracht, vier Jahre und zweieinhalb, Kostkinder, von einer Dorfgemeinde eines anderen Kantons für das übliche Kostgeld hierher versorgt. Aber die Kosteltern sind völlig gewissenlose Menschen: Hunger, Schläge, Unreinlichkeit, Zurücksetzung gegen die eigenen, schlechtgewöhnten Kinder — Milch von einer kranken

Kuh und, wenn sie schreien, Einsperrung zu den Säuen im Schweinestall — so ist ihre Elternschaft. Ohne Fürsorge, ohne Reinlichkeit, wie man sie für das Vieh aufwendet, und ohne einen Funken Liebe. Und wie kann ein Kind ohne Liebe gedeihen?" Seine Stimme brach, seine Lippen wurden bleich, Schweiß stand auf seiner Stirn.

Josefine hatte sich aufgerichtet, kaum bezwang sie sich: „Man muß sie holen, sofort! Ich nehme sie mit heim zu mir — man muß!" rief sie erregt.

„Warten Sie! warten Sie!" sagte der Kranke, „hören Sie alles. Der Vater der Kinder, der leibliche Vater ist nicht von hier; er soll einen Einbruch verbüßen, befindet sich im Strafhause für lange Jahre. Die Mutter hat sich von ihm geschieden, Vermögen gibt es nicht — begreiflich! — so hat die Gemeinde die Bübli ausgetan. Ich höre ihr Angstgeschrei alle Stund, da man sie plagt. Sie kommen zu meiner Mutter um ein Stücklein Brot, eine gelbe Rübe. Aber die Mutter ruft sie dann hinter die Tür oder in den Schopf, denn es darf's niemand sehen im Pflegehaus, man vergönnt's ihnen nicht. Wagt einer der Nachbarn etwas dawider zu sagen, so gibt's grobe Reden. Immer heißt's: Die Lausbuben sind in den Grund verderbt, das werden einmal auch Zuchthäusler, das schlimme Blut muß herausgeprügelt werden —"

In zorniger Aufregung unterbrach ihn Josefine: „Die rohen Unmenschen! Ja, ja, so reden sie! Das ist ganz typisch, immer, ohne Ausnahme reden sie so. Immer wälzen sie ihr Verbrechen auf die Kinder über, schreien, die Kinder seien schlecht. Und was das tollste ist — man glaubt's! Kinder von zwei, von vier Jahren sind schlecht, müssen mißhandelt, körperlich und moralisch zerdrückt, zu den Säuen gesperrt werden, weil sie schlecht sind! Ich habe einen Kerl gekannt, einen Schlosser aus Bayern, der brannte seinen neunjährigen Buben mit glühenden Eisen auf dem Rücken, um ihn zur Achtsamkeit zu gewöhnen! Es gibt Lehrer, die ihre Schüler mißhandeln, weil sie kurzsichtig oder schwerhörig sind. Es gibt Lehrer, die ihre Schüler töten, um sie gründlich zu bestrafen. Wegen eines nicht gelösten Rechenexempels hat ein Lehrer in Schöneberg einen zehnjährigen Schüler getötet. Wahrheit! Aber der Lehrer hieß dann nicht Mörder, sondern ‚schneidiger Kerl'. Oh, wie ich diese rohe Bande hasse!"

„Ja," sagte der Kranke tiefatmend, „ich hasse sie auch! Aber viel ist Mangel an Phantasie, meinen Sie nicht? Man sollte diesen Leuten auch die eigenen Kinder nicht lassen, sie taugen nicht zum Erziehungswerk."

Josefine war aufgestanden und ging unruhig

umher. „Es tut mir körperlich weh, diese Vorstellung, daß die Bübli dort schmachten. In der Räuberhöhle. Lassen Sie mich hin. Auf den Armen trag ich sie hinaus. Sie sind dann feig, die Quäler. Nicht eine Stunde mehr möcht ich sie dort lassen. Eine Stunde ist viel, wenn man gepeinigt wird. In den Stall zu den Säuen, sagen Sie? aber sie können epileptisch werden vor Angst und Schrecken!“ Sie hatte den Hut, ihr einfaches schwarzes Filzhütchen, vom Nagel genommen.

Aber der Kranke hielt sie ängstlich zurück. „Nicht! o bitte nicht so! es ist unmöglich, sogleich dorthin zu gehen, ohne daß Sie meiner Mutter das größte Elend bringen,“ flehte er. „Ja, wenn's so leicht wäre, Abhilfe zu schaffen — aber das muß alles gesetzmäßig und überlegt geschehen! Die geben sich nicht leicht, die wollen ja das Kostgeld nicht verlieren! Und es darf nicht heißen, daß ich die Sache verraten habe, der Mutter halb darf es nicht sein. Ich hab auch lang gekämpft, ob ich schreiben darf. Im Dorf hängt halt alles zusammen. 's ist nicht wie in der Stadt. Wenn einer den Ackerwagen will, so geht er in meinen Schopf, ohne langes Fragen, und nimmt ihn, wann ich nicht daheim bin. Wenn einer etwa ein Blatt Papier, irgend einen Gegenstand nötig hat, so geht er in ein Haus, nimmt den Schlüssel, wenn keiner

daheim ist, schließt Kisten und Kasten auf, holt sich heraus, was er braucht, und meldet's später einmal. Wir sind alle einander verpflichtet, wir sind alle einander nah. Aber dieses Verhältnis fordert auch Schonung der Fehler. Die Augen drückt man zu. Es ist schwer, zum Nachbar zu sagen: ‚Gottlos handelst du an anvertrautem Fleisch und Blut.' Die gute Mutter bringt's nicht fertig, es würd auch keinen Wert haben. Die rohen Leute taugen nicht zum Erziehungswerk, ich sagt's schon, man sollt ihnen auch die eigenen Kinder nicht anvertrauen. So pflanzt sich Roheit ohne Ende fort. Dann aber ertrug ich's nicht mehr, ich schrieb an Sie, von der ich soviel Gutes gehört, und gleich sind Sie gekommen! Ich kann Ihnen Ihre Liebe nicht vergelten! Gott segne alles, was Sie tun." Erschöpft schwieg er.

Die alte Frau mit den ausgeweinten Augen kam wieder herein, mit ihr der kräftige Geruch brennenden Reisigs. Sie blickte ängstlich von dem Sohn auf die Besucherin. „Nun, wissen Sie's dann? Mein Rudolf gab nicht Ruh; Tag und Nacht sind ihm die armen Bübli im Kopf gelegen. Aber mir ist angst um meinen Rudolf. So herzlose Leut, wo unschuldige Kinder mißhandeln, können auch dem Rudolf —" Sie brach ab und seufzte aus schwerbedrückter Brust. Dann, während sie

ein Tischtuch ausbreitete, blickte sie flehend zu Josefine auf: „Schonen Sie meinen Rudolf! Er hat keine Furcht, aber mir ist's fürchterlich angst bei der Sach. Wann jetzt Nachfrage kommt bei den Kosteltern, und sie wissen, daß der Rudolf —" Sie legte die runzeligen Arbeitshände zusammen: „Sie täten ihn überfallen — er ist immer allein —, täten da hereinkommen und ihm böse Grobheiten machen, ihn bedrohen — wohl gar —" Sie drückte ihre ausgeweinten Augen zu, als fürchtete sie, weiteres zu sehen, das da in diesem friedlichen, liebedurchwebten Stübchen geschehen könnte.

Ein gutmütiges Lachen vom Bett her ertönte: „Nun, so gar gefährlich ist's nicht! Aber die Mutter hat schon so viel um mich geweint — Vorsicht ist nötig, ihrethalben. Sie werden schon einen Weg finden, Frau Josefine, wo wir keinen wissen."

„Ich werde einen finden. Sie und Ihre liebe Mutter müssen ganz aus dem Spiel bleiben. Es muß ja gelingen," sagte Josefine warm.

In tiefer Rührung hatte sie zugehört. Die Offenbarung, die sie hier empfangen, überwältigte sie. Sie wird den Weg finden, ganz gewiß, in das Zuchthaus gehen, mit dem Gefangenen reden, mit dem Direktor der Strafanstalt, in seinem Namen die Kinder hier fortnehmen, es wird ja gehen. Aber was war ihr Tun gegen das dieses

wunderbaren Schutzlosen, der noch schützend und warm das Ärmste umfaßte, das es auf Erden gibt: mißhandelte, gedemütigte Kinder, Kinder ohne Fürsprecher — wie leuchtete sein Bild sonnenumflossen im reinsten Schein! Weder seine eigene Hilflosigkeit noch die Angst seiner Einzigen, Geliebten, hatten ihn zu hindern vermocht, das auszuführen, was er für seine Pflicht erkannt: die Rettung dieser preisgegebenen Kleinen.

„Und war denn kein Gesunder da?“ sagte Josefine, laut mit sich selber sprechend, händefaltend.

„Sie haben dann nicht Zeit,“ erwiderte er sanft, „überlegen's auch wohl nicht so; wenn man so daliegt, da sind die Gedanken reger, als wenn man mit den Armen schafft. Ich habe Zeit für alles,“ sagte er, „und die Phantasie, die es braucht.“

Es klang nicht wehmütig und nicht bitter, und es durchschütterte die horchende Frau.

‚Mut und Kraft und Hoffnung strömt aus von dem Hoffnungslosen — Macht, eine gute, rettende Macht von dem Ohnmächtigen,‘ fühlte Josefine.

„Sie kommen oft daher um einen Rat,“ sagte die Mutter, „mein Rudolf ist halt der Kopf vom ganzen Dorf, sag ich“.

„Ja!“ rief Josefine, ihr die Hand drückend, „das ist er gewiß.“

Und vor ihrer erregten Phantasie erschien dies Dorf wie ein einziger Organismus. Viele Arme bewegte es, viele Muskeln, die sich rührten, aber hier, hier konnte sie das geheimnisvolle Leben des Hirns beobachten, das jenem dumpfen Treiben einen Sinn und ein Ziel verlieh.

Und wie sie weiter und weiter blickte, überschaute sie so die Erde, die ganze Erde, und sie war wie ein wüstes Durcheinander von Leibern ohne Kopf, die sich mit Fäusten und Waffen zu vernichten bemühten. Aber hier und da in dem Chaos glänzte ein heller Schein auf, derselbe Schein, der von Rudolf Fischers bleichem Haupt ausstrahlte. Und jeder dieser hellen Punkte war eine fühlende Intelligenz. Und so blitzschnell die ganze Wunderwelt an Josefines Augen vorüberzog: doch entdeckte sie mit unendlicher Freude und Beruhigung, daß diese scheinbar isolierten Punkte durch feine, leuchtende Fäden miteinander verknüpft waren, und daß diese Fäden und diese Sterne ein harmonisch schönes Ganzes darstellten, Worte des Friedens und der allumfassenden Liebe über dem dunklen, eklen, wimmernden Chaos . . .

„Sie schweigen, Frau Josefine,“ sagte der Kranke, „aber nicht wahr, Sie werden die ärmsten Bübli retten? Ich fühle mich so beruhigt, seit Sie da zu mir hereingetreten sind. Es geht von Ihnen

eine Kraft aus und ein Mut und eine Hoffnung — gelt, Mutterli? Oh, das ist herrlich! Sie sind eine glückliche Frau."

„Ich werde die armen Bübli nicht mehr acht Tage dort lassen", sagte Josefine entschlossen. „Es wird ohne alle Belästigung für Sie gehen." Und dabei dachte sie unablässig: ‚Kostbare, seltene Minuten, die ich hier verlebe! So groß ist der Mensch! So wohl tut es, einem großen Menschen zu begegnen. Was für ein Glück, daß ich gekommen bin.'

„Glücklich sind Sie," sagte der Kranke leise seufzend, „selber dürfen Sie handeln, müssen nicht andere vorschieben. Das muß herrlich sein." Und mit einer leisen Schwärmerei im Ton fuhr er fort: „Wenn ich mir denke, daß Sie nun gehen, frei und leicht, ganz selbständig Ihrem freien, starken Herzen nach — wie ein Mann — und doch kein Mann, sondern ein Weib und mit dem Herzen eines Weibes — und die Welt, die Sie so nötig hat! Ich habe schon lange von Ihnen gehört — von Ihren Vorträgen — auch Ihre Schriften gelesen vom Recht des Kindes, das sonst nirgend ein Recht hat! Mir ist's jedesmal warm worden und der Mutter auch. Gelt, Mutterli? Ach, sprach ich das erste Mal, da finde ich eine Freundin. Verzeihen Sie meine Dreistigkeit: Sie sind mir Freundin! Und

jetzt — was sollte ich beginnen, ohne Sie, ich Hilfloser —"

Josefine beugte den Kopf wie unter einem Blütenregen. Eine leichte Betäubung überfiel sie. Von allen Seiten schwirrten die Blüten um sie, und es duftete so süß, so schmeichelnd . . . Keine Einsamkeit mehr, Liebe über ihr Verdienst, o weit darüber hinaus, Verständnis, Freundschaft.

Und dann — in jähem Stimmungswechsel, den die Erregung hervorrief, gedachte sie der Qual all dieser Monate, und sie begann zu weinen, unterdrückt zwar, aber dennoch hörte es der Kranke, den leisen schluchzenden Ton.

„O, o," sagte er mit hellseherischer Sicherheit, „das war verfehlt! Ich habe nicht gefragt, was Sie angeht. Sie sind im Leid! Ja ja, Sie sind im Leid! Und ich habe Torheit gesprochen." Sein Gesicht wurde ängstlich und traurig.

„Was ist Ihnen geschehen? Wer kann Ihnen Leid zufügen, daß Sie weinen müssen?"

Josefine erschrak vor seinem Ton. Sie wollte sich zurückhalten, aber der quälende Drang, auf eine Minute ihre eigene Last einem anderen zuzuwerfen, übermannte sie: „Ich bin frei und gesund, zu gehen. Aber einen Sohn hab ich — und er — nennen Sie mich nicht glücklich!" rief sie leidenschaftlich, „Sie sind glücklicher als ich."

„Er ist vielleicht auch krank, Ihr Sohn?" sagte die Frau Fischer mitleidig und sah voll Sorge auf ihres Rudolfs bebende Hände.

„Ach, wäre er so gesund wie Ihr Rudolf," rief Josefine schmerzgepeinigt, „ich wäre glücklich!"

Die ausgeweinten Augen in dem sonnenbraunen Gesicht der Bäuerin starrten sie mit vorwurfsvoller Überraschung an. Sie hatte nicht verstanden.

Josefine aber sah, daß sie grausam gewesen, denn der Kranke atmete heftig, als wehre er sich gegen etwas Drohendes.

„Nein," hauchte er schwach, „nein, nein, nein."

Die Mutter ging an sein Bett, legte ihm die Hand auf die Stirn. Es schien, als bitte ihre Gebärde demütig um Erbarmen für den Sohn.

Eine stumme angstvolle Viertelstunde verging.

Die Wanduhr tickte mit metallisch hallendem Schlag — Schritte der Vorübergehenden, Kindergeplauder, das regelmäßige Klopfen kleiner Steine aufeinander ertönte — dann das liebkosende tiefe „gurr! gurr!" von Tauben auf dem Fensterbrett draußen.

„Die Täubli wollen Futter!" sagte Rudolf, wie erwachend, „Mutterli, gib ihnen auch."

Reuevoll und unruhig hatte Josefine dagesessen — nun sah sie erleichtert zu, wie die alte Frau

das Fenster auftat, und wie ihr die zwei zart-blauen Tauben auf die körnergefüllten Hände flogen und pickten. Sie brachte die Zutraulichen dem kranken Sohn, und sie wichen kaum seinen streichelnden Händen aus, schlugen nur ein wenig mit den Flügeln und stiegen dann auf seine Bettdecke, um sich auch dort Futter zu holen.

„Verzeihen Sie nur meine Schwäche,“ sagte er bittend zu Josefine, „so ein Anfall ist allemal etwas Arges. Es schwindelt einem so sonderbar, es ist grad so, wie wenn ich auf dem Kopf stände. Oder das Bett kehrt sich um, und ich schwebe über einem Abgrund, falle nicht, finde aber auch nirgend Halt. Oft geht es eine ganze Nacht so — ich liege dann angeklammert und falle doch unaufhörlich, wie mir scheint.“

„Ich bin zu lang geblieben, verzeihen Sie mir!“ bat Josefine und wollte gehen. „Mir ist's jetzt angst, daß ich Ihnen geschadet habe.“

Aber nun baten Mutter und Sohn, daß sie noch bleibe, den nächsten Zug benutze.

„Ich habe immer viel Besuch, aber Ihr Kommen — das ist eine besondere Freude, das dürfen Sie mir nicht abkürzen, weil ich jetzt nicht brav gewesen bin! Aber nun werd ich schon.“

Und voll Stolz erzählte die Mutter, wie viel Briefe immer kommen „und Karten und Grüße

jeden Tag für meinen Rudolf. Aus der ganzen Welt."

„Die Schwerkranken und Unheilbaren sind auch eine Brüderschaft," lächelte Rudolf, „und wir schreiben uns, deutsch und französisch. Das ist ein Trost und ein Genuß. Vielleicht haben Sie, als Medizinerin, von dieser Einrichtung gehört. Sie zieht sich um die ganze Erde. So lebt man trotzdem mit. Und auch Gesunde schreiben mir. Ich habe liebe Freunde."

Er griff in ein ganz niederes Bort, das zu rechter Hand über dem Bette befestigt war, und holte einen kleinen Stoß Briefe und Karten herunter. „Viele liebe Freunde," wiederholte er, „der liebsten einer ist der."

Und er tat mit der rechten Hand in die linke eine photographische Karte und schob das Bildchen Josefine auf der Decke hin, die eben die Tauben verlassen hatten.

Josefine nahm das Bild — zuckte zusammen, bückte sich, um näher zu sehen, und dann, mit durstigen Augen sog sie sich dran fest . . .

Es war Hovannessian.

„Sein Name ist Hovannessian," sagte der Kranke mit zärtlichem Triumph, „und das Bild kommt aus Persien, denken Sie nur! Ein Armenier und mein Freund! Wie kann das sein? Aber er

war in Zürich vor sechs Jahren, und zweimal war er bei mir. Mein Arzt hatte ihm von mir erzählt, und darauf besuchte er mich. Der liebe, liebe Freund Hovannessian."

Die Mutter Rudolfs trat hinter Josefines Stuhl, umfaßte zutraulich ihre Schulter und betrachtete mit ihr das Bildnis.

„Und ich seh's auch immer wieder gern, weil er mir so lieb ist! Ja, der ist uns ins Herz eingegraben, gelt Rudolf? Die Stadt ist Tabris, sag ich's richtig? Ach, wieviel hat er auch erzählt, wie er hier war! Da ist er gesessen, auf dem gleichen Sessel, und wir sind nicht müd worden zu hören, der Rudolf nicht und ich auch nicht. Wie man dort im fernen Land das Brot macht und den Wein und die Teppiche, und wie man tanzt, und wie die Frauen so verschleiert sind und kein Recht haben, und wie man sich Märchen erzählt, die erwachsenen Leut, denken Sie auch!" Sie lachte mit kindlichem Wohlgefallen.

„Schöne Märli, wir haben's auch gern gehört, gelt Rudolf. Aber jetzt ist er dann ein Großer worden, schreibt sein Freund, wo auch manchmal an den Rudolf schreibt, Schulen gründet er, Schulen in Persien, für die Armenier, denken Sie. Aber einfach und arm ist er geblieben und geht noch immer im russischen Hemd, lueget Sie nur

das Bild an." Und sie deutete eifrig auf die Photographie.

„Und ein Dichter," fiel der Kranke begeistert ein, „ja, das ist ein Mensch, wie ich sonst keinen kenne. Er dichtet das Leiden des unterdrückten armenischen Volkes, das die christlichen Völker von Europa hinschlachten lassen aus Freundschaft für die Türken, die sie morden. Aus Freundschaft — nein! ausProfitsucht! Ach!"

„Wenn man's nur lesen könnte!" sagte die Mutter, und ihre geschwächten Augen bekamen Glanz, „es muß herzzerreißend sein!"

„Ja, es ist dann russisch! Schad dafür!" Und mit einem sehnsüchtigen Seufzer setzte der Kranke hinzu: „O, daß ich ihn nur noch einmal sehen dürfte im Leben, den lieben, meinen lieben Hovannessian, Tag und Nacht möcht ich ihm zuhören."

„Gefällt er Ihnen nicht?" fragte die Alte, jetzt völlig aufgelebt und beglückt; „gelt, er ist ein edler Mann? Ja, und wann ich hundert Jahr alt werde, nimmer vergeß ich's, wie er da saß und erzählte und so gut mit dem Rudolf war."

Der Kranke faltete die Hände: „Er lebt, und Gott ist mächtig in ihm," sagte er mit hingerissener Stimme, „und mir ist's ein Trost, daß ich ihn in der Welt weiß . . . Ach, daß Sie ihn nicht kennen, Frau Josefine! Sie hätten sich auch ver-

standen, Sie zwei! Wieviel Gemeinsames, wieviel Ähnliches."

In ihrer Begeisterung war es weder Mutter noch Sohn aufgefallen, daß Josefine ganz verstummt war.

Sie aber saß auf dem Stuhl, auf dem einst er gesessen, und hörte aus dem Munde reiner Liebe wiedererzählen, was er auch ihr erzählt, und sie fühlte seine Gegenwart hier so deutlich, daß Schauer auf Schauer sie überrann.

„Sie müssen dann einmal seine Briefe lesen," sagte Rudolf, und ein zärtlicher Jubel war in seiner Stimme, „wenn Sie wieder kommen. Sie nehmen auch schon teil an ihm, ich fühl es. Ach ja, gewiß, Sie lieben ihn auch schon."

„Ich liebe ihn," erwiderte Josefine, und wieder fühlte sie den Blumenregen leise und duftend über sich herunterfallen, und sie schloß die Augen und lächelte: ‚was für ein schöner Traum.'

Eine kleine Weile stand sie noch an Rudolfs Bett, der fest ihre Hände hielt.

„Sie werden die Kinder retten," sagte er. „Oh, dank Ihnen! Schönes haben Sie mir gebracht, Unverlierbares. So dankbar lassen Sie mich zurück, so beruhigt. Ich vertraue auf Sie für die armen Bübli! Und noch etwas . . . Als Sie weinten, zuvor, da fand ich kein Wort. Zu

tief — litt ich — mit Ihnen. Nun ist mir eins eingefallen, und ich bitte, nehmen Sie es mit. Es ist aus dem Augustinus: ‚Ein Sohn solcher Tränen kann unmöglich verloren gehen!‘ Gott segne Sie! Gedenken Sie daran: ‚Ein Sohn solcher Tränen kann unmöglich verloren gehen!‘ Gott segne Sie und segne alles, was Sie tun!“

* * *

Von Segenswünschen und Abschiedsgrüßen umflattert, von der alten Frau noch geleitet, trat Josefine auf die Dorfstraße hinaus.

„Kommen Sie wieder zu uns! Kommen Sie wieder!“ bat die Frau mit den ausgeweinten Augen, und ihre Hände wollten Josefines nicht loslassen. Und als sie endlich fortgegangen war, die Straße hinab, sah sie noch immer die alte Frau stehen im blauen Kattunjäckchen, wie sie die Augen mit der Hand schützte und ihr nachblickte.

Im warmen Frühlingssonnenschein, der breit auf der stillen Dorfstraße lag, ging sie mit schwingendem Schritt entlang.

Es war ihr wunderbar froh zu Mut, und je weiter sie ging, umsomehr vertiefte sich dies ganz neue Wohlgefühl. ‚Ist die Welt so schön? Ist das Leben so reich? Und diese Erde, die von neuen

Kräften bebt, ist dies mein Boden? mein Wohnort? mein Aufenthalt? Aber das ist ja alles so reizend, so traumschön, so jung, so nie gesehen! Wo bin ich denn?‘

Sie schritt über das Brückchen und sah das glatte grüne Wasser ziehen, mit Goldfunken überstreut.

Sie schritt querfeldein und sah mit trunkenen Blicken das Sonnenglitzern auf der jungen grünen Saat, auf der kein Schneestäubchen mehr lag. Alles funkelte und blitzte und leuchtete, und ihr Herz schlug ungestüm, und immer schneller wurden ihre Schritte. ‚Erneuerung!‘ fühlte sie, und das Wort durchzuckte sie wie ein belebender Kuß.

‚Wiedergeburt!‘ fühlte sie, und es schien ihr, daß sie emporsteige aus einem dunklen Grabe, mit zitternden Augenlidern, mit ängstlich an den Leib geschlossenen Armen. Empor, empor, in die frischen, veilchenduftenden Frühlingslande, mit der Sonne über dem Scheitel und mit Freundesrufen von allen Seiten!

‚Hier ist meine Welt,‘ fühlte sie, ‚hier sind die Meinen! Hier, diesen gehöre ich — endlich, endlich habe ich gefunden.‘

„Hovannes,“ sagte sie vor sich hin, und ihre Lippen küßten seinen Namen, und ihr Herz stürmte, daß sie gesagt, dort gesagt: „ich liebe ihn.“

„Ja! ja! In Ewigkeit! In Ewigkeit! Er lebt, und Gott ist mächtig in ihm," widerhallten in ihr Rudolfs Worte, und auch ihre Hände falteten sich. ‚In ihm liebe ich das Leben, oh, welcher Reichtum, welche Fülle, wie unerschöpflich reich bin ich selbst!

Ja, ich lebe, ich lebe wirklich. Ich habe gekämpft, ich habe gefühlt, ich habe gedacht, ich habe teilgehabt an den Gedanken meiner Zeit, ich bin ein Mensch!

Aber wo war meine Hoffnung? Hatte ich eine Hoffnung? War nicht alles nur Arbeit, Arbeit, Arbeit, Opium, um die Schmerzen zu betäuben, die Schmerzen und die Öde und die Hoffnungslosigkeit?

Aber nun — nun habe ich das heilige Land gesehen.

Nun funkelt über mir der schöne Himmelsstern, und trostreich ist sein Glanz.

Die große Güte — die ursprüngliche Schönheit der Menschennatur — sie ist Wahrheit, kein Traum — sie, sie allein ist Wahrheit, und einmal, einmal wird sie die Welt besitzen.'

Und eifrig und glücklich begann sie, während sie schneller und schneller durch die sprossenden Saaten schritt, überall in dem, was sie bis jetzt erlebt, in den Menschen, die sie gesehen, in dem

gesamten Menschheitsausschnitt, der ihr bis jetzt zugänglich gewesen, das Gute zu suchen.

Und — o Wunder — nun war es überall! Ja, es schien schamhaft, es verbarg sein errötendes Antlitz, es schien fast, als ob die Menschen sich schämten, ihre Güte zu zeigen. Aber es war überall, und es herrschte im stillen und machte alles wieder gut.

Aus dem Moder des Elends, des Unrechts, der Schmach brach es hervor in tausendfältigen Blüten, in allen Farben des Regenbogens. Selbst das, was am härtesten macht, Gewalt, Besitz, Dienst, bevorzugte Stellung, Wohlleben, war nur eine harte Rinde, aber gleichwohl durchdringlich für die Gewalt des Guten. Auch diese Rinde spaltete sich oft und oft, und auch aus diesen starren Stämmen brachen die zarten Blättchen, die freundlichen Blumen hervor.

Als seien ihr plötzlich neue Organe gesproßt, das überall verbreitete Gute wahrzunehmen — so war ihr zu Mut.

Und wieder sah sie jenes weite, großartige Bild vor Augen, das ihr in des Kranken stillem Stübchen so wunderbar das Herz geweitet und erhoben hatte.

Aber es war nicht mehr wie zuvor geschieden in Finsternis und Licht, nicht mehr so grell.

Auch über dem entsetzlichen, wüsten, eklen Chaos der gegeneinander erhobenen Fäuste und Schwerter lag schon jener zarte Schein, der der Morgendämmerung vorausgeht, und dieser Schein, unsicher und zitternd, floß zusammen aus Millionen und Millionen unsichtbarer Quellen. Das Heer der Sterne aber, das über jenem Chaos stand, war ein so starkes, unübersehbares Lichtmeer geworden, daß es unmöglich war für menschliche Augen, hineinzusehen.

‚Sie hängen alle zusammen,' fühlte sie, ‚mehr Licht in einem, weniger im anderen — es wird alles ausgeglichen! Wie schön! o, wie schön!'

Und mit schwingenden Schritten und stark vor Freude und Hoffnung ging sie geradeswegs in den Glanz hinein.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



